

Hans Oechsner

Politische Interviews im Fernsehen

Medienethische Probleme
von Inszenierungen

4

zem::dg
papers

Hans Oechsner

Politische Interviews im Fernsehen

Medienethische Probleme von Inszenierungen

zem::dg
papers

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© **zem::dg**

Zentrum für Ethik der Medien und der digitalen Gesellschaft

Hochschule für Philosophie München

Kaulbachstraße 31a, 80539 München

Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt

Ostenstraße 25, 85072 Eichstätt

Korrekturat: Sara Kenderes und Jannes Willich
Cover & Layout: Susanna Endres, München/Eichstätt

ISBN (print) 978-3-947443-06-2

ISBN (digital) 978-3-947443-07-9

München/Eichstätt 2021

www.zemdg.de

zem::dg-papers
Studien und Impulse zur Medienethik

Herausgegeben von
Klaus-Dieter Altmeppen, Alexander Filipović und Claudia Paganini

Band 4

Abstract

Das Interview im Fernsehen ist eine der wichtigsten journalistischen Formen für die politische Information. Nutzer können sich hierüber schnell und aus erster Hand informieren. Politiker können durch das Interview zeitnah zu einem aktuellen Thema Stellung beziehen.

Gleichzeitig spielt gerade im Fernsehen der Inhalt nicht die wichtigste Rolle, sondern mehr noch das Auftreten der Politiker. Immer häufiger werden sie von Beratern geschult – vom Aussehen bis zur Körpersprache. Immer wichtiger wird deshalb die Aufgabe des Interviewers, für größtmögliche Transparenz zu sorgen. Auch die Redaktionen arbeiten an der Inszenierung mit, weil sie im Kampf um Aufmerksamkeit mit vielen anderen Programmangeboten konkurrieren.

Politiker wie Journalisten stehen dabei vor einem ethischen Dilemma: Wie weit darf die Inszenierung von Interviews gehen, ohne dass sie manipulativ wird? Welche Normen muss der Journalist einhalten, um dem Politiker, aber auch dem Zuschauer gerecht zu werden?

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 2020/21 von der Hochschule für Philosophie München als Dissertation angenommen.

Hinweis:

Zur besseren Lesbarkeit wird in der vorliegenden Arbeit auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Es wird das generische Maskulinum verwendet, wobei beide Geschlechter gleichermaßen gemeint sind.

Vorwort

Die Journalismusetik steht nicht selten im Mittelpunkt der Medienethik als angewandte Ethik. In den Handbüchern sowie in Einzeldarstellungen ist Journalismus die zentrale Schlüsselstelle einer im weitesten Sinne politisch ausgerichteten Medienethik. Vorliegende Arbeit gliedert sich in diese Tradition der Journalismusetik ein und führt sie sachlich und methodisch innovativ weiter.

Sachlich besteht die Neuartigkeit in der Beschäftigung mit einer sehr spezifischen journalistischen Darstellungsform, dem politischen TV-Interview. Zwar gibt es bereits, wie Hans Oechsner auch zeigt, eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Form, allerdings bisher keine ethische. Überhaupt gibt es in der Medienethik wenig explizite und ausführliche Reflexionen über einzelne Darstellungsformen. Die Arbeit stellt deshalb eine wichtige Erweiterung der Journalismusetik dar.

Methodisch zeichnet die Arbeit aus, dass sie nicht nur die üblichen medienethischen Kategorien und Prinzipien zur Beschäftigung mit dem Interview heranzieht, sondern von einer breiten (kultur-)philosophischen, sozialtheoretischen und allgemein kommunikationsethischen Basis aus die Form des Interviews beschreibt, analysiert, theoretisch sortiert und die ethische Relevanz sowie die normativen Dimensionen reflektiert.

Hans Oechsner gelingt daher mit dieser Studie eine medienethische Erschließung des politischen TV-Interviews. Die Qualität der Arbeit ist sicher auch auf die journalistische Erfahrung des Autors zurückzuführen: Hans Oechsner blickt auf fast vier Jahrzehnte als aktiver Journalist zurück, auch international war er im Einsatz. Seine Kenntnisse gerade zum Fernsehinterview hat er in vielen Kursen und Seminaren an den journalistischen Nachwuchs weitergegeben. Mit dieser Dissertation legt er nun eine höchst lesenswerte philosophisch-ethische Reflexion des TV-Interviews vor.

*Alexander Filipović
Universität Wien*

1 Einleitung	11
1.1 Fragestellung	12
1.2 Vorgehensweise	17
1.3 Medienethische Probleme	21
1.3.1 Interviews in der Wertediskussion	21
1.3.2 Professionelle Berufsnormen	22
1.3.3 Medienethik als Bereichsethik	23
1.3.4 Ethische Prinzipien für Interviews	25
1.4 Definition des Untersuchungsgegenstandes	34
2 Politische Interviews im Wandel	39
2.1 Historische Perspektive	40
2.1.1 Die Entstehung	40
2.1.2 Hofberichterstattung in Deutschland	42
2.1.3 Krieg und Diktatur	45
2.1.4 Das Interview in der Ethnologie	47
2.1.5 Der ethnologische Film	51
2.1.6 Ethnologie und Journalismus	52
2.1.7 Pressefreiheit nach der Diktatur	53
2.1.8 Kampf um Kontrolle der Medien	57
2.2 Das politische Interview im Fernsehen	61
2.2.1 Auf der Suche nach der richtigen Form	61
2.2.2 Wahlkampf im Fernsehen	66
2.2.3 Beginn des Privatfernsehens	74
2.2.4 Wirkung der Inszenierung auf das Interviewformat	78
2.2.5 Aktuelle Interviews in Nachrichten und Magazinen	81
2.3 Zwischenfazit	85
2.4 Digitalisierung	86
2.4.1 Inflation der Inhalte – Entwertung des Originals	86
2.4.2 Produzieren im Netz	88
2.4.3 Effekte und Manipulation	89
2.4.4 Neue Akteure	91
2.4.5 Die neuen Akteure in Aktion	94
2.5 Fazit	97

3 Probleme heutiger Inszenierungen	99
3.1 Die verschiedenen Ebenen	100
3.1.1 Die Inszenierung durch das Medium	100
3.1.2 Die Inszenierung der Protagonisten	102
3.1.3 Die Ebene der Zuschauer	103
3.1.4 Drang zur Selbstinszenierung	104
3.1.5 Das Interview als politische Bühne	106
3.1.6 Körperlichkeit	109
3.1.7 Nähe und Distanz	110
3.1.8 Authentizitätsfiktionen	114
3.2 Akteurverhalten	117
3.2.1 Inszenierung in der Gesellschaft	117
3.2.2 Die Akteurstypen	119
3.2.3 Welcher Akteurstyp für welche Rolle?	122
3.2.4 Die Rahmung	124
3.2.5 Rollenzuweisung – Rollenzurückweisung	126
3.2.6 Das Publikum	129
3.3 Mikrostrukturen	134
3.3.1 Gesetze des Alltagshandelns	134
3.3.2 Konversationsanalyse	138
3.3.3 Nachrichteninterviews im US-Fernsehen	141
3.3.4 Interviewsteuerung	143
3.3.5 Kontrovers oder sachlich?	148
3.4 Fazit	151
4 Analyse von politischen Fernsehinterviews	153
4.1 Einleitung	154
4.2 Interview Marietta Slomka mit Sigmar Gabriel	156
4.3 Interview Dunja Hayali mit Sebastian Kurz	161
4.4 Fazit	165
5 Theoretische Perspektive auf mediale Inszenierungen	167
5.1 Einleitung	168
5.2 Die Realität der Medien	170
5.2.1 Kriterien für Nachrichtenwerte	171
5.2.2 Objektivität und Relevanz	174

5.3	Der Konstruktivismus	176
5.3.1	Grenzen menschlicher Erkenntnis	176
5.3.2	Die Sprache als Gefängnis?	178
5.3.3	Philosophie des Skeptizismus	180
5.3.4	Medien und Konstruktivismus	182
5.3.5	Konstruktivismus und Wahrheit	185
5.3.6	Stärkung des Rezipienten	188
5.3.7	Kritik am Konstruktivismus	189
5.4	Von der Digitalisierung zur Hyperrealität	190
5.4.1	In der Filterblase	190
5.4.2	Korrelation statt Kausalität	191
5.4.3	Von der Virtualität zur Hyperrealität	194
5.4.4	Baudrillards Vorbilder: McLuhan und Benjamin	196
5.4.5	Simulacrum und Simulation	198
5.4.6	Wie real war der Golfkrieg?	200
5.4.7	Realität und Hyperrealität?	203
5.5	Rhetorische Mittel der Persuasion	206
5.5.1	Einleitung	206
5.5.2	Rhetorik	206
5.5.3	Slogans	208
5.5.4	Begriffe besetzen	209
5.5.5	Wahlkampf slogans	215
5.6	Nichtrationale politische Überzeugungsstrategien	218
5.6.1	Ideologie und Religion	218
5.6.2	Die Welt des Mythos	221
5.6.3	Kulturelles Gedächtnis	224
5.6.4	Ethnologen als Beobachter des Beobachters?	226
5.7	Symbolische Formen	229
5.7.1	Der Mensch als animal symbolicum	229
5.7.2	Weltverstehen aus dem Mythos	232
5.7.3	Mythos und Religion	235
5.7.4	Sprachliche Sinnbildung	236
5.7.5	Der Missbrauch des Mythos	238
5.8	Fazit	241

6 Ethische Überlegungen	243
6.1 Einleitung	244
6.2 Medienkompetenz	245
6.3 Journalismus und Gemeinwohl	247
6.4 Ethische Prinzipien für journalistische Fernsehinterviews	250
6.4.1 Dramaturgisches Handeln	251
6.4.2 Kommunikatives Handeln	253
6.4.3 Dialogphilosophie	255
6.5 Suche nach einer universalen Ethik	264
6.5.1 Universelle Protonormen	264
6.5.2 Toleranz	265
6.5.3 Wahrheit und Objektivität	265
6.5.4 Gerechtigkeit	267
6.5.5 Handeln im Interview	268
7 Bibliographie	271
8 Anhang	301

1 Einleitung

1.1 Fragestellung

Wir leben in einer Interviewgesellschaft. Demoskopen testen über Befragungen unentwegt die politische Stimmung im Land oder die Beliebtheitswerte von Politikern. Marktforscher wollen wissen, ob und warum uns ein bestimmtes Produkt gefällt und in den Fußgängerzonen sprechen Reporter Passanten an, um die Vox Pop, die Meinung der Bevölkerung zu einem Thema, abzufragen. Die Wissenschaft versucht, über Interviews empirische Daten zu Forschungszwecken zu gewinnen. In der Ethnologie, den Geschichtswissenschaften oder bei vielen soziologischen Themen werden dazu Informationen aus dem Alltag verschiedener Gesellschaftsschichten gesammelt. „Niemals zuvor haben – außerliterarisch – Menschen so viel erzählt wie heute: in den Talkshows modernerer Massenmedien [...] als Interviewpartner für Sozialwissenschaften und in der oral history.“¹

Politische Interviews, um die es in dieser Arbeit gehen soll, besitzen noch eine zusätzliche Dimension. Zwar erzählen auch Politiker im Fernsehen zuweilen Persönliches, um sich uns näherzubringen. Aber in der Regel wollen solche Interviews mehr. Politiker nutzen die Form des Interviews, um ihre Ziele oder Entscheidungen zu erläutern, Journalisten hinterfragen sie. „Wichtige Fragen werden heute nicht mehr zuerst im Parlament bekannt gegeben, sondern vorab in den Massenmedien diskutiert.“² Politische Interviews sind über die Präsentation der Akteure hinaus eine wichtige Form, um politische Prozesse transparenter zu machen und auch die Diskussion darüber voranzutreiben. Die Medien stellen die Verbindung her zwischen den Entscheidern und denen, die sie gewählt haben. „Massenmedien bilden das wichtigste Subsystem von Öffentlichkeit.“³

Die Politikvermittlung durch die Massenmedien erfüllt damit „wichtige Funktionen für den politischen Prozess: Sie dient der Politik als Frühwarnsystem für Themen, sie verdichtet die Kommunikation zwischen den beteiligten Akteuren und sie informiert die Öffentlichkeit über Vorgänge und Entscheidungsphasen der Politik und erhöht damit die Legitimationsbasis des Systems“.⁴

Gegenüber anderen Medien hat dabei das Fernsehen immer noch einen Glaubwürdigkeitsvorsprung, weil es Bild und Ton verbindet.⁵

1 Müller-Funk Wolfgang (2008, 27): Die Kultur und ihre Narrative.

2 Bollow Jörn (2007, 6): Hinterfragt. Das politische Fernsehinterview als dialogisches Handlungsspiel.

3 Gerhards Jürgen (1995, 149): Welchen Einfluss haben die Massenmedien auf die Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Göhler Gerhard (Hg.): Macht der Öffentlichkeit – Öffentlichkeit der Macht.

4 Marcinkowski Frank (1996, 204): Politikvermittlung im Fernsehen, in: Jarren Otfried (Hg.): Medien und politischer Prozess.

5 Behmer Markus/Hasselbring Bettina (2006, 105): Radiotage, Fernsehjahre. Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945.

Für Politiker ist der Auftritt in Fernsehinterviews nicht nur lästige Pflicht, sondern geradezu lebensnotwendig. Sie erweitern damit ihren Bekanntheitsgrad. Sie profilieren sich für bestimmte Themen oder für Führungsaufgaben in der Partei oder Regierung. Sie gewinnen durch Charisma oder verlieren durch rhetorische Schwächen. Dadurch stehen sie im täglichen Wettkampf um öffentliche Aufmerksamkeit. Wer nicht im Fernsehen auftritt, als Gesprächspartner in Nachrichten oder aktuellen Magazinsendungen zum Interview eingeladen wird, wessen Bekanntheitsgrad gering ist, hat weniger Chancen, eine Wahl zu gewinnen. Ein überzeugendes Auftreten im Fernsehen ist für Politiker ausschlaggebend im Wettkampf um politische Spitzenpositionen.⁶

Doch wie gelingt ein überzeugender Fernsehauftritt? Was kann ein Politiker tun, um überhaupt zu einem Interview eingeladen zu werden? Inzwischen gibt es ein ganzes Heer von Beratern, Public-Relations-Spezialisten und Interviewtrainern, die sich Politikern als Coaches anbieten. Denn das Fernsehen hat eigene Gesetze: Die Wirkung vor der Kamera ist eine andere als die bei Parteiversammlungen. Die Zeit im Fernsehen ist kostbar, aber meist knapp bemessen. Komplexe Inhalte müssen entsprechend eingedampft werden, damit sie beim Zuschauer ankommen. Zur Professionalität eines Politikers gehört es deshalb auch, die besonderen Gesetze des Fernsehens zu kennen. Er wird Teil einer Inszenierung, die er nur partiell in der Hand hat. Denn das Fernsehen kann gar nicht anders als inszenieren. Sobald Kameras im Spiel sind, muss auch entschieden werden, wie das Interview ins Bild gesetzt wird. „Die Ästhetisierung des Politischen“, so Thomas Meyer, „ist eine der geschichtsmächtigsten Wirkungen der Medienrevolution“. Die Interviews fänden in „hochprofessionalisierten Inszenierungsräumen“⁷ statt.

Seit es technisch ohne großen Aufwand möglich ist, Personen, die sich an verschiedenen Orten befinden, zusammenzuschalten, hat sich der politische Diskurs noch einmal verdichtet. Meinungen zu einem bestimmten Thema können unmittelbar eingeholt und mit der Position des politischen Gegners konfrontiert werden. Gleichzeitig hat sich die Reaktionszeit für die Meinungsbildung erheblich verkürzt.

Auch der Interviewer, der Journalist, ist Teil dieser Inszenierung und damit auch Mitspieler. Ihm kommt ebenfalls eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe zu: nämlich für Transparenz und Verständlichkeit im politischen Diskurs zu sorgen. Was wollen, was denken die Parteien und zu welchen Entscheidungen kann dies führen? Er soll Widersprüche aufdecken oder Schwächen in der Argumentation offenlegen. Das kann auch dazu führen, dass ein Interview eher einem Verhör oder einem verbalen Duell ähnelt, was wiederum zu der Frage führt, ob es sich dabei um eine Inszenierung oder um eine ernsthafte Auseinandersetzung handelt. Denn auch der Journalist muss jedes Mal wieder um die Aufmerksamkeit des Publikums kämpfen. Dies ist wichtig für seinen Sender, aber auch für seinen eigenen beruflichen Erfolg. Gleichzeitig sind neue Akteure auf den Plan getreten, die als Blogger, Influencer oder Prosumer in Konkurrenz zu ihm treten. Der klassische Journalismus hat dadurch seine Monopolstellung verloren.

6 Meyer Thomas et al. (2000, 41): Die Inszenierung des Politischen.

7 Meyer et al. (2000, 14-18).

Mit der zunehmenden Professionalisierung der Inszenierung von Interviews und der immer perfekteren Selbstdarstellung von Politikern und Interviewern wird auch dem Zuschauer eine größere Medienkompetenz abverlangt. Er muss die verschiedenen Ebenen der Darstellung – die Körpersprache, die Argumentation, die Emotionalisierung, die rhetorische Überzeugungskraft und den Einsatz von Symbolpolitik – verstehen und die „Realitätsillusion“⁸ durchschauen können.

Sowohl in der Journalistenausbildung wie auch bei Führungskräften aus Politik und Wirtschaft gehört ein Interviewtraining zum Pflichtprogramm. Die im Vergleich zur Talkshow kleine Form des aktuellen Interviews sollte dabei nicht unterschätzt werden, wie auch der ehemalige BR-Rundfunkjournalist Hans-Joachim Netzer warnte: „Das Interview ist der wichtigste und umfassendste Bereich der journalistischen Tätigkeit, die schwierigste journalistische Arbeitsform überhaupt. Es verlangt genaue thematische Vorbereitung, aber dann größte Zurückhaltung des eigenen Wissens.“⁹

Die reichweitenstärksten und aufmerksamkeitsintensivsten Ausstrahlungswege für Interviews bleiben noch immer die großen Fernsehanstalten und Nachrichtensender wie ntv (seit 1992), N 24 (seit 1998, heute WELT) sowie Phoenix (seit 1997) und Tagesschau 24 (seit 1997) in der ARD und ZDF infokanal im ZDF (seit 1997, heute ZDF info). Vor allem die reinen Nachrichtenkanäle übermitteln ihre News und deren Fortschreibung schon aus Gründen der Schnelligkeit vornehmlich in Form von Interviews. Als Vorbild hierfür galt der US-amerikanische Sender CNN. In Washington bilden Interviews die Basis für einen großen Teil der Hintergrundberichte, ohne dass noch weitere Dokumente oder Recherchen einfließen. Anders wäre die unmittelbare Nachrichtenberichterstattung rund um die Uhr weder in dieser Geschwindigkeit noch ökonomisch zu leisten.

Neben den aktuellen Kurzinterviews wird das Programm bei besonderen Anlässen durch längere Interviews oder politische Streitgespräche ergänzt. Sie werden den Zuschauern in einer Art Breaking News-Format angeboten und drehen sich meist um ein großes Thema. Oder sie fragen als Bilanz oder Zwischenbilanz einen bestimmten Zeitraum ab (Sommerinterview, Regierungsbilanz, Amtsantritt oder Rücktritt eines Politikers). Dabei wird auch die Persönlichkeit des Politikers stärker herausgearbeitet.

Es gibt kaum wissenschaftliche Untersuchungen über politische Fernsehinterviews, die versuchen, diese unterschiedlichsten Aspekte zusammenzuführen, die bei einem Fernsehinterview auf den Zuschauer einwirken und seine Wahrnehmung vom interviewten Politiker und dem Inhalt beeinflussen. Eine Erklärung hierfür ist, dass bei der Betrachtung des oben genannten Untersuchungsgegenstandes eine Perspektive erforderlich ist, die schnell über die Grenzen einer Wissenschaftsdisziplin hinausgeht. Neben journalistischen und kommunikationswissenschaftlichen Aspekten sind auch linguistische, politologische, psychologische, ethnologische, philosophische und nicht zuletzt auch produktionstechnische Aspekte des Fernsehens zu berücksichtigen. Ein zweiter Grund dafür, dass es nur wenige Untersuchungen

8 Meyer et al. (2000, 14-18).

9 Netzer Hans-Joachim (15/1970, 31): Thesen über das Interview. In: Publizistik.

gibt, die sich ausführlich mit dem politischen Fernsehinterview auseinandersetzen, liegt sicher darin, dass zumindest für die Anfangszeit des Mediums Fernsehen kaum Aufzeichnungen von solchen Interviews zur Verfügung stehen. Denn in den ersten Jahren war es technisch nicht möglich und auch lange noch sehr aufwendig, Sendungen aufzuzeichnen. Deswegen wurden meist nur längere und auch aufwendigere Produktionen wie ganze Magazine, Reportagen und Dokumentationen archiviert.

Arbeiten über Fernsehjournalismus gehen also selten speziell auf Interviews ein wie das bei Jörn Bollows Analyse zum „Fernsehen als dialogisches Handlungsspiel“¹⁰ oder bei Rolf-Rüdiger Hoffmanns „empirische Analyse sprachlichen Handelns“¹¹ in politischen Fernsehinterviews der Fall ist. Meist handeln sie allgemeiner von der Bedeutung politischer Information für den politischen Prozess, so Sarcinelli et al.¹² oder Böckelmann, der das Fernsehen als Medienmacht gegenüber der Politik untersucht hat.¹³ Bei Arbeiten, die sich ausschließlich mit dem Thema Interview beschäftigen, handelt es sich meist um klassische Lehrbücher für Journalisten wie Ecker et al., die das Interview als Textform behandeln,¹⁴ das umfassende Interview-Handbuch von Michael Haller,¹⁵ das sich allerdings ganz allgemein auf journalistische Interviews in verschiedenen Medien bezieht, oder Friedrichs und Schwinges¹⁶ mit einem sehr praxisnahen Ansatz. Kaum eine Arbeit konzentriert sich beim Thema Interview ausschließlich auf das Fernsehen, obwohl gerade bei diesem Medium durch das Bild ganz andere Probleme auftauchen als beispielsweise beim Zeitungsinterview.

Detaillierte wissenschaftliche Arbeiten über das Fernsehinterview kommen dagegen vor allem aus den USA und Großbritannien, wie zum Beispiel der Vergleich des Interviewverhaltens der britischen Premierministerin Margaret Thatcher mit dem ihres Herausforderers der Labour Party, Neil Kinnock¹⁷ von Peter Bull und Kate Mayer, eine Studie über die richtige Art zu fragen von Charles Briggs¹⁸ oder eine Langzeitstudie von Steve Clayman zu Live-Nachrichteninterviews im amerikanischen Fernsehen¹⁹. Diese Arbeiten bieten ein weitgespanntes Instrumentarium, um das Agieren

10 Bollow Jörn (2007).

11 Hoffmann Rolf-Rüdiger (1982): Politische Fernsehinterviews. Eine empirische Analyse sprachlichen Handelns.

12 Sarcinelli Ulrich/Tenscher Jens (2003): Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Beiträge zu Theorie und Praxis moderner Politikvermittlung.

13 Böckelmann Frank (1989): Medienmacht und Politik. Mediatisierte Politik und politischer Wertewandel.

14 Ecker Hans-Peter et al. (1977): Textform Interview.

15 Haller Michael (1991): Das Interview. Ein Handbuch für Journalisten.

16 Friedrichs Jürgen/Schwinges Ulrich (1999): Das journalistische Interview.

17 Bull Peter/Mayer Kate (1988): Interruptions in political interview. A study of Margaret Thatcher and Neil Kinnock.

18 Briggs Charles L. (1986): Learning how to ask. A sociolinguistic appraisal of the role of the interview in social science research.

19 Clayman Steven/Heritage John (2002): The News Interview. Journalists and Public Figures on the Air.

von Politikern und Journalisten vor der Kamera parteifern zu analysieren. Vor allem bei Kontroversen, die sich um die Frage drehen, ob das Interview fair und ausgewogen war oder bei Analysen von Taktiken und Strategien von Politikern können die darin vorgestellten Aspekte hilfreich sein.

Die vorliegende Arbeit soll in diesem Zusammenhang folgende Fragen beantworten:

1. Welche inhaltlichen, formalen und gestalterischen Verfahren spielen bei politischen Fernsehinterviews zusammen?
2. Woher erhält der Zuschauer die notwendige Medienkompetenz, um die im Medium übermittelte Information zu entschlüsseln?
3. Welche ethischen Maßstäbe sind an ein politisches Fernsehinterview anzulegen und wie kann man sie begründen.

Auf Talkshows soll hier nicht eingegangen werden. Dieses Format, das mit der Einführung des Privatfernsehens entstand, war seit den 90er Jahren mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen. In dieser Zeit ist auch der Begriff Infotainment entstanden, der für eine unterhaltsame Aufbereitung politischer Themen steht. Viele Talkshows versuchten den Spagat zwischen Information und Unterhaltung. Eine damals populäre Sendung war beispielsweise „Sabine Christiansen“, die Tanjev Schultz analysiert hat.²⁰

20 Schultz Tanjev (2006): Geschwätz oder Diskurs? Die Rationalität politischer Talkshows im Fernsehen.

1.2 Vorgehensweise

In diesem ersten Kapitel sollen zum einen ethische Probleme des politischen Fernsehinterviews beschrieben werden. Anschließend wird versucht, eine Definition dieses Interviewtyps zu formulieren.

Die eigentliche Untersuchung gliedert sich in drei Hauptteile. In den Kapiteln 2 und 3 wird die These entwickelt, dass politische Fernsehinterviews nie nur die Vernunft ansprechen, sondern immer auch Inszenierungen sind, die emotionale Wirkung entfalten. In Kapitel 4 werden dann die zuvor gewonnenen Erkenntnisse praktisch angewendet, indem zwei Fernsehinterviews ausführlich analysiert werden.

In Kapitel 5 wird das Thema dann in einem größeren Zusammenhang dargestellt. Es wird gezeigt, dass allen Informationssendungen im Fernsehen immer das Problem der Inszenierung anhaftet. Der Zuschauer wird über die Bilder nie nur mit Argumenten, nie nur mit einer Sachebene konfrontiert, sondern immer auch mit einer Darstellungsebene, die zudem mehr oder weniger emotionalisiert ist. Neben der Informationsebene läuft immer ein Subtext mit, der den Zuschauer oft sogar stärker beeinflusst. Diese Tatsache macht sich auch die Politik zunutze, die ihrerseits ihre Argumentation emotional auflädt. Sie verwendet dazu Begriffe, Symbole oder Narrative, die ihre Überzeugungskraft aus einem Traditionszusammenhang beziehen.

Das Kapitel 6 kehrt dann zur ethischen Ausgangsfrage zurück und fragt, was politische Fernsehinterviews leisten müssen, um dem Zuschauer die Teilhabe am politischen Diskurs zu erleichtern. Wie weit darf das Fernsehen Interviews inszenieren, ohne sich dem Verdacht der Manipulation auszusetzen? Welche ethischen Prinzipien sollten zwischen Interviewer und Interviewtem eingehalten werden? Wie kann die Medienkompetenz der Zuschauer erweitert werden?

Im Einzelnen wird in der Arbeit folgendermaßen vorgegangen: Im ersten Kapitel soll unter 1. 3 die zentrale Forschungsfrage nach den ethischen Implikationen des politischen Interviews entfaltet werden. Welche ethischen Maßstäbe kann man an journalistische Arbeit, speziell an Interviews, anlegen? Wie ist die Interaktion zwischen Politiker und Interviewer zu beurteilen? Welche Verpflichtung besteht gegenüber dem Publikum? Unter 1. 4 sollen verschiedene Aussagen zum politischen Interview miteinander verglichen und daraus eine Definition entwickelt werden.

Im zweiten Kapitel wird die historische Entwicklung des Interviews nachgezeichnet. Wie ist das Interview als journalistische Form entstanden und auf welche Bedürfnisse wurde damit reagiert? Auffallend ist dabei, dass es in Deutschland bis Anfang des 20. Jahrhunderts kaum kritische Interviews von Journalisten gegeben hat. Deutschland war in dieser Beziehung ein Spätentwickler, weil weder Majestäten noch Diktatoren unbotmäßige Fragen duldeten. Erst nach dem Ende der Nazidiktatur lernten deutsche Journalisten von den Alliierten, was kritischer demokratischer Journalismus bedeutet. Als Vorbilder galten dabei die britische BBC und die US-amerikanischen News-Journalisten.

Im Rahmen dieser historischen Rückschau soll auch auf einen anderen Forschungsbereich eingegangen werden, der sich schon während der Jahrzehnte der Zensur in der Nazizeit ausführlich mit den Herausforderungen und den Zielen von Interviews auseinandersetzte. Es ist erstaunlich, dass der Journalismus und auch die Wissenschaft diese Erfahrungen nach der Stunde Null am Ende des Zweiten Weltkrieges nicht einmal zur Kenntnis nahmen: Es handelt sich um die Ethnologie. Die Völkerkundler gewannen ihre Informationen bei den Feldforschungen über fremde Völker vor allem durch Gespräche mit der indigenen Bevölkerung. Welches Vorwissen sie dabei mitbringen und wie diese Erkundungen ablaufen sollten, wie zurückhaltend oder wie engagiert sich ein Interviewer einbringen darf, all das wurde damals in dieser noch relativ jungen Wissenschaft heftig diskutiert. Die zentralen Fragen, mit denen man sich auseinandersetzte, sind ähnlich wie die im Journalismus, auch wenn sich die Herausforderungen und die Zielsetzungen der jeweiligen Interviewsituation sehr voneinander unterscheiden, weil man es mit anderen Rahmenbedingungen zu tun hatte.

Zur historischen Wahrheit gehört auch, dass schon kurz nach dem Ende der Nazi-diktatur deutsche Politiker wieder um die Kontrolle der Macht in den Medien stritten und damit die Alliierten irritierten. Der Kampf um den Einfluss wirkte sich auch direkt auf das Fernsehen aus, das damals ausschließlich öffentlich-rechtlich organisiert war und damit sehr stark unter politische Kontrolle geriet (Kapitel 2. 1. 8). Diese Auseinandersetzung wurde auch bald im Programm, auch bei Interviews spürbar. Neben sachlich-zurückhaltenden Gesprächen mit Politikern und Meinungsführern gab es von Anfang an auch kontroverse bis aggressive Sendungen, bei denen sich Politiker und Journalisten nichts schenkten.

Mitte der 1980er Jahre begann das Privatfernsehen mit seinen Sendungen. Das zeitigte bald auch Folgen für die öffentlich-rechtlichen Programme. Im Informationsbereich wurden verstärkt sogenannte weiche Themen wie Gesundheit, Verbrauchertemen, Ratgeber und in Interviews weniger Politik und mehr persönliche Themen, sogenannte Home Stories, angeboten. Solche Themen waren auch vielen Politikern lieber als sich von hartnäckigen Fragern quälen zu lassen.

Mit der Digitalisierung, so zeigt das Kapitel 2. 3, wird die politische Information neu vermessen. Es entstehen unzählige neue Programme, es gibt ein kaum überschaubares Angebot von Internet-Auftritten und damit auch eine immer stärkere Segmentierung des Publikums. Auch treten neue Akteure wie Blogger und Influencer auf den Plan, die mit den Journalisten um die Aufmerksamkeit der Mediennutzer konkurrieren.

Im dritten Kapitel wird ein zentrales Thema der Darstellung im Fernsehen untersucht: Die Inszenierung. Was ist echt, was ist gespielt an einem Politikerauftritt? Sind die Interviews spontan und echt, oder sind sie vorher abgesprochen? Kann man den in diesen Sendungen transportierten Inhalten überhaupt noch Glauben schenken? Was bedeutet es für das Interview, wenn das Studio immer mehr zur Bühne wird, auf denen gut geschulte Politiker-Schauspieler ihre Botschaften verbreiten? Können Journalisten mit ihren Interviewfragen den Politiker dazu bringen, Farbe zu bekennen? Und durchschaut das Publikum das Spiel? Welche Auswirkungen hat das auf

das Rollenverhalten der Akteure, Politiker wie Journalisten? Wie stellen sie sich dar, wie setzen sie ihre Körperlichkeit ein, wie bereiten sie sich in Interviewschulungen auf ihren Auftritt vor? Welche Rolle spielt dabei die Kamera, die mit ihren Einstellungen Nähe oder Distanz herstellen kann? Was macht die Besonderheit von Live-Sendungen aus?

Im vierten Kapitel sollen zwei Fernsehinterviews des öffentlich-rechtlichen Fernsehens mit dem inzwischen vorgestellten Instrumentarium untersucht werden.

Das fünfte Kapitel wirft einen theoretischen Blick auf mediale Inszenierungen. Fernsehen, das wird schon bei der vorausgehenden Interviewanalyse deutlich werden, ist ein Medium, das sehr mit Emotionen arbeitet und dadurch stark auf den Zuschauer einwirkt. Deswegen gehört zur Medienkompetenz für dieses Medium ein Verständnis dafür, wie solche emotionalen Verstärker funktionieren und woraus sie ihre Überzeugungskraft gewinnen. Welche Mittel sind es, die Politiker einsetzen, um über Sachargumente hinaus Zuschauer von ihrer Position zu überzeugen?

Drei Aspekte werden dabei untersucht: Der erste dreht sich um nichtrationale Mittel der Persuasion wie die Rhetorik, ideologische Begründungen und Wahlkampflogans. Dadurch werden komplexe Themen reduziert und auf eine andere Überzeugungsebene transportiert, die quasi-religiöse oder quasi-theologische Gefühle aufruft. Dabei wird das kulturelle Gedächtnis aufgerufen, wie es Clifford Geertz beschreibt und der Mensch als *animal symbolicum* – so Ernst Cassirer – angesprochen. Das führt zu der zweiten Frage: Stellen die Medien überhaupt angemessen die Realität dar? Sind sie dazu überhaupt in der Lage? Verkürzen und vereinfachen sie die Wirklichkeit nicht auf eine Weise, der wir nicht trauen können? Gibt es andererseits für uns, die wir das Meiste nur aus zweiter Hand über Presse, Rundfunk oder Fernsehen erfahren, eine Realität jenseits der Medien? Dazu wird die Theorie des Konstruktivismus herangezogen, ihre Traditionslinie zu den Skeptikern aufgezeigt und ihr logischer Fehlschluss kritisiert. Jean Baudrillard – das ist der dritte Aspekt – geht noch einen Schritt weiter. Er behauptet, dass die Medien überhaupt keine Realität mehr darstellten, sondern nur noch eine Welt von Zeichen entwerfen, hinter denen keine Bedeutung mehr steht. Es ist die Welt der Hyperrealität. Die Digitalisierung habe eine Inflation von Zeichen generiert, die keinerlei Bezug mehr zur Wirklichkeit hätten. Die Zeichen seien ohne Bedeutung, leer. Sie stünden nur noch für sich alleine. Die immer zahlloseren Kopien von Inhalten hätten sich selbst sinnentleert.

Im sechsten Kapitel soll die zentrale ethische Forschungsfrage vom ersten Kapitel wieder aufgegriffen und das politische Interview ethisch verortet werden. Ausgehend von der These, dass Journalismus als gemeinnützig angesehen werden sollte, werden daraus ethische Forderungen für die Medien abgeleitet. Zu diesen Aufgaben gehört auch, einen Beitrag für mehr Medienkompetenz beim Zuschauer zu leisten. Außerdem geht es darum, welche Fairnessregeln für einen Diskurs gelten sollten. Dazu werden ethisch-philosophische Theorien herangezogen, die sich speziell mit interaktiven Diskursen beschäftigen: Goffmans „dramaturgisches Handeln“, die Habermassche „Diskursethik“ und die „Dialogethik“, wie sie Buber und Levinas mit ihren Reflexionen zur Relation zwischen dem Ich und dem Anderen vertreten. Da-

mit eröffnet sich ein neuer Blick auf die Beziehung zwischen den Protagonisten eines Interviews. Die dritte Überlegung befasst sich schließlich mit der Frage, ob Ethik künftig nicht universell gedacht werden müsste. Wenn Fernsehen und erst recht Internet immer globaler agieren, dann genügt es nicht mehr, sich auf die ethischen Normen der eigenen Kultur zu beschränken. Roger Silverstone mit seinem ethischen Minimalismus und Clifford Christians mit der von ihm so genannten universellen Protonorm der *sacredness of life* geben dazu wichtige Anstöße.

Insgesamt soll die Untersuchung aus unterschiedlicher Perspektive und mit verschiedenen Ansätzen zeigen, dass Information, sobald sie nicht nur über Text oder Ton, sondern auch über Bilder publiziert wird, ein komplexes Unterfangen ist, das nicht nur die Vernunft, sondern verschiedenste Sinne und Gefühle anspricht. Wie bei jeder menschlichen Begegnung wird eine Fülle verschiedener Signale empfangen und gesendet. Manche sind bewusst gesetzt, um die Überzeugungskraft der Argumente zu erhöhen, andere geben ungewollt Informationen über den Protagonisten preis, wieder andere wollen manipulieren. Damit soll die Arbeit einen Betrag dazu leisten, die Kompetenz der Zuschauer, aber auch das Bewusstsein der Akteure für die vielfachen Wirkungen eines Fernsehinterviews zu sensibilisieren. Gleichzeitig können die Ergebnisse zu einer größeren Transparenz der journalistischen Arbeit beitragen. Schließlich gibt die Untersuchung auch ein Instrumentarium an die Hand, um Interviews ethisch genauer einzuordnen.

1.3 Medienethische Probleme

1.3.1 Interviews in der Wertediskussion

Politische Interviews spielen als Format im Fernsehen wie auch für die Vermittlung von Politik eine wichtige Rolle. Trotzdem gibt es in Deutschland zwar inzwischen eine ansehnliche Literatur zur Medienethik, aber im Gegensatz zu den angelsächsischen Ländern kaum eine spezifische ethische Reflexion auf diese Form des Interviews. Dabei stellen sich zum Interview in verschiedener Hinsicht besondere ethische Fragen, z. B.: Wie erfüllt der Interviewer seine Verpflichtung gegenüber den Zuschauern, die Position eines Politikers so herauszuarbeiten, dass sie dem Rezipienten verständlich und dem Politiker gerecht wird? Wie muss er das Interview anlegen, damit der Zuschauer sich ein eigenes Urteil bilden kann? Wie gelingt es ihm, Eigenschaften und auch Widersprüche des Politikers auszuleuchten, ohne Partei zu ergreifen? Auch der Politiker hat während eines Interviews delikate ethische Entscheidungen zu treffen: Einerseits wird er all seine persuasiven Talente einsetzen, um sich dem Zuschauer vorteilhaft darzustellen und zugleich von seiner Meinung zu überzeugen. Das ist für ihn wie für seine Partei wichtig. Gleichzeitig sollte er als guter Demokrat und fairer Gesprächspartner nicht Dinge versprechen, von denen er eigentlich weiß, dass sie nicht zu halten sind.

Das Publikum schließlich kann von den Interviews nur ausreichend profitieren und sich eine eigene Meinung bilden, wenn es über eine ausreichende politische und mediale Kompetenz verfügt. Wo und durch wen können sich die Zuschauer diese Kompetenz erwerben? Welche Verantwortung tragen sie selber für das Niveau ihrer Medienkompetenz?

Schließlich ist das Fernsehinterview eine Inszenierungsleistung, bei der verschiedene Akteure – mit unterschiedlichen Interessen – beteiligt sind. Interviewer wie Politiker wollen sich in bestem Licht präsentieren. Ihnen stehen Berater oder Coaches zur Seite, um den Auftritt zu optimieren. Und auch das Medium selbst hält ein ganzes Arsenal von Hilfsmitteln bereit, um eine Inszenierung für das Publikum dramaturgisch attraktiv zu gestalten. Die Frage ist dabei: Wie viel Inszenierung ist erlaubt? Ab wann beginnt die Manipulation?

Dass Mediennutzer Interviews vor allem nach normativen Maßstäben beurteilen, wird an zahlreichen Reaktionen des Publikums deutlich. So wird von den Journalisten Fairness und Unparteilichkeit verlangt. Andernfalls werden sie heftig kritisiert. Politikern wird häufig vorgeworfen, dass sie entweder gar nicht auf die Fragen des Moderators eingehen oder allenfalls ausweichend antworten. Letzten Endes stehen auch hinter solchen kritischen Urteilen immer Wertvorstellungen. In jedem Gespräch erwartet man von den Teilnehmern Respekt gegenüber dem anderen. Der Interviewer kann diesen Respekt zeigen, wenn er kritische, vielleicht sogar uner-

bittliche Fragen trotzdem in einem höflichen Ton stellt. Der Politiker zeigt seinen Respekt, indem er sich auf das Interview einlässt und auch unangenehme Fragen beantwortet.

Ethische Maßstäbe sind also eine prinzipielle Voraussetzung des Interviews, weil dieses sonst seinen Zweck verfehlt, für Wahrheit, Klarheit und Transparenz zu sorgen. Journalistische Grundsätze zum Interview sind vielfach festgeschrieben und ihre Grundregeln auch einem Großteil des Publikums bekannt. Deswegen erwartet man auch, dass die Protagonisten sich an diese Regeln halten und den mit ihren Rollen verbundenen Anforderungen gerecht werden.

1.3.2 Professionelle Berufsnormen

Die journalistische Arbeit ist schon prinzipiell stark normativ aufgeladen, unter anderem durch festgeschriebene Professionsethiken, deren Einhaltung durch Institutionen der Selbstkontrolle sowie in diversen Aufsichtsgremien kontrolliert wird. Schon in den Journalistenschulen werden ethisch-rechtliche Fragestellungen immer wieder thematisiert. Es geht um Bedingungen für die Dreherlaubnis, die meist auf Persönlichkeitsrechte stößt, um das Recht am eigenen Bild, um Kinderschutz. Dazu gibt es journalistische Zuverlässigkeitsregeln wie das Vier-Augen-Prinzip bei der Recherche oder die Zwei-Quellen-Regel bei der Veröffentlichung usw.²¹ Für den Journalisten als Wächter der Demokratie gehören solche Regeln sozusagen zum Geschäftsmodell.

Die grundsätzlichen Säulen der Pressefreiheit, die automatisch auch Verpflichtungen für die Journalisten einschließen, sind durch öffentliche Institutionen oder Gesetze definiert – durch die UN-Charta für Menschenrechte, die europäische Menschenrechtskonvention und das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. In Artikel 5 heißt es dort: „Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt.“ Der Deutsche Presserat, die Rundfunkräte (für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk) und die Landesmedienanstalten (für den privaten Rundfunk) fungieren als die wesentlichen Kontrollinstanzen für die journalistische Arbeit. Als Beispiel für das Selbstverständnis dieser Instanzen sei der Pressecodex des Presserates zitiert. Dort heißt es gleich am Anfang: „Die Achtung vor der Wahrheit, die Wahrung der Menschenrechte und die wahrhaftige Unterrichtung der Öffentlichkeit sind oberste Gebote der Presse.“²²

Die ethisch-moralischen Grenzen journalistischen Handelns sind auch immer wieder vor Gerichten ausgelegt worden, z. B. bei der Frage, welche Rechte (auch) Prominente am eigenen Bild besitzen oder welcher Schutz Minderjährigen in der Öffentlichkeit zusteht.

21 Thomaß Barbara (1998, 16): Journalistische Ethik. Ein Vergleich der Diskurse in Frankreich, Großbritannien und Deutschland.

22 Deutscher Presserat (2021): Pressekodex, <https://www.presserat.de/pressekodex.html>

1.3.3 Medienethik als Bereichsethik

Trotzdem regeln diese allgemeinen Grundsätze das Verhältnis zwischen Medien und Nutzern nur sehr abstrakt. Eigentlich – so Funiok – erwarte man von ethischen Normen, dass sie präskriptiv definieren, was gut und richtig ist.²³ Sie müssten – so Filipović – in allgemeinen ethischen Normen begründet sein und sollten zugleich praxisnahe Antworten geben.²⁴

Bevor auf die Medienethik als Bereichsethik eingegangen werden soll, sei kurz auf den Unterschied zwischen Moral und Ethik verwiesen. Ethik meint ein System moralischer Normen und Haltungen. Bei der Moral geht es um Handlungsregeln, die Ethik beurteilt diese Regeln und reflektiert darüber.²⁵

Sogenannte Bereichs- oder Fachethiken leiten ihre Normen aus der allgemeinen Ethik ab. Es geht also nicht darum, neue Normen des Handelns zu entwickeln, sondern die konkreten Alltagsprobleme des Mediums, das sich nicht zuletzt aus technischen Gründen rasant wandelt, von ethischen Prinzipien her abzuleiten. Um diese Ableitung immer wieder schlüssig zu begründen, haben sich – so Filipović – für solche Teilsysteme ebenso wie für die Medizin oder die Wirtschaft spezielle Anwendungsethiken, sogenannte Bereichsethiken, entwickelt. Im Zuge massiver sozialer Innovationen und technischer Revolutionen erhöhe sich dieser Kontextualisierungsdruck so, dass angewandte Ethiken oder Bereichsethiken stärker problematisiert würden.²⁶ Dabei müsse die Medienethik einen „Kompass finden zwischen idealen Ansprüchen und legitimer Anpassung an faktische Gegebenheiten, ohne sich zu stark an opportunistische Gepflogenheiten in der Praxis zu orientieren.“²⁷

Einer Schwierigkeit der Medienethik kann unsere Arbeit zumindest ausweichen: nämlich den Begriff „Medien“ zu definieren, da wir uns ausdrücklich auf die Untersuchung von politischen Interviews im Fernsehen beschränken. Unser Untersuchungsgegenstand soll lediglich in technischer Hinsicht insofern etwas darüber hinaus erweitert werden, als er alle fernsehähnlichen Ausspielwege für Interviews im Bild, also auch das Internet, miteinbezieht.

Wie kann eine konkrete journalistische Leistung überhaupt ethisch-moralisch in der allgemeinen Ethik verortet werden? Funiok beschreibt dies in mehreren systematischen Schritten.²⁸ Auf der untersten, sehr konkreten Ebene erfolgt die Beurteilung durch die Redaktionen. Hier geht es zum Beispiel darum, wie genau man einen Gesprächspartner vor einem Interview über den Ablauf oder die Fragen informieren

23 Funiok Rüdiger (26.5.2002): Medienethik, Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/apuz/25396/medienethik?p=all>

24 Filipović Alexander (2016, 42): Angewandte Ethik, in: Heesen Jessica (Hg.): Handbuch Medien- und Informationsethik.

25 Filipović (2016, 42 f).

26 Filipović (2016, 41 f).

27 Schicha Christian (2010, 21-40): Philosophische Ethik, in: Schicha Christian/Brosda Carsten (Hg.)(2010): Handbuch Medienethik.

28 S. im Folgenden: Funiok Rüdiger (2007, 44 f): Medienethik. Verantwortung in der Mediengesellschaft.

sollte. Im nächsten Schritt werden „konkrete Regeln oder Normen“ diskutiert, also z. B. Fragen, die den prinzipiellen Umgang zwischen Journalist und Politiker betreffen. Wie hart darf man fragen, wie verbindlich muss man bleiben usw. In diesen Schritten wird also überprüft, ob und wie die konkreten Probleme (also in diesem Fall die Fragen und die konkreten Antworten) sich in allgemeine moralische Grundüberzeugungen und in ethische Prinzipien einbinden lassen. Auf der dritten Ebene stehen allgemeine moralische Grundüberzeugungen, aus denen heraus die Akteure meist intuitiv handeln. Die Ethik hat die Aufgabe, diese Intuitionen zu begründen und nach ihrer Wichtigkeit einzuordnen.

Die beiden obersten Ebenen fragen wesentlich abstrakter nach ethischen Prinzipien. Ist das Handeln gerecht, respektiert es die Persönlichkeit des anderen, beachtet es die Freiheit anderer, achtet es auf Sozialverträglichkeit, auf Umweltverträglichkeit? Die letzte Stufe schließlich ist die der allgemeinen Ethik, der grundsätzlichen Ausrichtung auf ein ethisches Prinzip. Das könnte z. B. die Verantwortungsethik sein, bei der man sein Handeln in erster Linie nach den Folgen ausrichtet oder die Gesinnungsethik, bei der man vor allem seinem Gewissen bzw. moralischen Regeln folgt.

Filipović schlägt mehrere pragmatische Herangehensweisen vor, mit denen man Kriterien für die medienethischen Problemstellungen gewinnen kann:²⁹

1. Eine „kasuistische Argumentationsform“, bei der ein typischer Einzelfall des jeweiligen Problembereichs herangezogen wird. Aus seiner Behandlung könne man schließen, dass in moralisch gleichen Situationen die gleichen moralischen Gebote gelten müssten. Filipović nennt das „praktische Klugheit“.
2. Die „Theorie der Prinzipien mittlerer Reichweite“: Die Prinzipien werden hierbei nicht deduktiv, im Rückgriff auf „Letztbegründungsbemühungen“ entwickelt, sondern in Bezug auf eine common morality, einen unkontroversen Bestand moralischer Normen. Das Ergebnis sei ein „Set an Prinzipien mittlerer Reichweite“. Sie seien einerseits konkreter als fundamentale Prinzipien, aber gleichzeitig allgemeiner als nur situationsbezogene Regeln.
3. „Das Konzept des Überlegungsgleichgewichts“: Dieses Konzept, das im Kern auf John Rawls zurückgeht, möchte eine Balance zwischen Praxis und Prinzipien erreichen. „Bestehende Urteile, begründete Prinzipien und die im Hintergrund wirkenden Theorien [werden] gleichgewichtig in die Überlegungen für ein praktisches Urteil einbezogen.“³⁰

Solche eher vorsichtigen Annäherungen an ethische Normenbildung erscheinen besonders sinnvoll in Bezug auf das Internet, bei dem man sich ethisch immer noch auf unsicherem Fundament bewegt. Wie kann man dort die richtige Balance zwischen verschiedenen Werten finden? Soll es künftig mehr Regeln oder weiterhin nicht regulierte freie Meinungsäußerung geben? Was kann man dagegen tun, dass immer mehr Menschen sich in Filterblasen bewegen, und wie verhindert man, dass Bots und Trolle Meinungsbilder manipulativ verfälschen?

²⁹ S. im Folgenden: Filipović (2016, 47 f).

³⁰ Filipović (2016, 47 f).

Die Medienethik wird in vielen Fragen nicht endgültige Normen formulieren können, sondern eher die Rolle eines Mediators einnehmen, der im Rahmen eines „Selbstverständigungskurses der Gesellschaft“ nach Antworten sucht. Deshalb versucht man, in einer Mischung „aus ethischer Theoriebildung und erfahrungsbezogener Normfindung“ solche Antworten zu finden. Die angewandte Ethik ist also – so Filipović – mehr als eine soziologische Beschreibung journalistischen Handelns. Sie reflektiere die Praxis auf das gute und richtige Handeln hin, um dadurch zu (begründeten) Normen zu kommen.³¹

1.3.4 Ethische Prinzipien für Interviews

Im Folgenden sollen einige Werte angesprochen werden, die im Interview eine besondere Rolle spielen. Damit lassen sich auch die hierbei auftretenden ethischen Probleme noch besser spezifizieren.

Rollenverteilung

Eine Frage ist, wie die Rollenverteilung zwischen Interviewer und Interviewtem zu denken ist. Sind diese Rollen klar festgeschrieben, wie es die journalistischen Lehrbücher beschreiben oder ist diese Einteilung sozusagen verhandelbar? Wie kann man den Abstand zwischen Journalist und Politiker vor und während des Interviews beschreiben? Wie viel Nähe bzw. Distanz ist angebracht? Wie nahe darf er dem Gegenüber und wie nahe darf die Kamera einer Person kommen? Darf der Journalist im Interview für oder gegen ein Thema oder eine Person Partei ergreifen? Hat er eine besondere gesellschaftliche Verantwortung, wenn er bestimmte Problembereiche aufgreift und muss er diese auch wahrnehmen? Oder sollte er sich auf jeden Fall zurückhalten? Damit verbunden ist die Frage, ob es Grenzen der Meinungsfreiheit im öffentlichen Diskurs gibt.

Teilhabegerechtigkeit

Eine weitere Frage ist, wie die Gesprächspartner Teilhabegerechtigkeit fördern können. Die Medien tragen auch Verantwortung dafür, dass die Gesellschaft bei aller Autonomie und individueller Selbstverwirklichung nicht zerfällt. Es brauche, so Honneth, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den zentrifugalen und den zentripetalen Kräften, damit die Gesellschaft nicht zersplittere.³² Denn der Einzelne sei gar nicht fähig, sich selbst zu verwirklichen. Er brauche die soziale Gemeinschaft.³³

Wir erfahren die Wirklichkeit größtenteils über die Medien. Auch dass wir uns über gemeinsame Ziele und Interessen identifizieren, ist Honneth zufolge nur über die Medien möglich. Diese hätten deshalb eine große Verantwortung, indem sie gesellschaftliche Probleme und politische Strömungen thematisieren und einordnen, und uns dadurch befähigen, uns eine eigene Meinung zu bilden. Zur Aufgabe eines guten Journalisten gehörten also zuverlässige Information ebenso wie die Bereitstellung von Hintergrundwissen, damit die Zuschauer die Geschehnisse einordnen und werten können. Nur so könnten sie sich ernsthaft an der politischen Willensbildung beteiligen.³⁴

31 Filipović (2016, 46).

32 Honneth Axel (2011, 513): Das Recht der Freiheit.

33 Honneth (2011, 513).

34 Honneth (2011, 76).

Zur Teilhabegerechtigkeit gehören auch soziale Teilhaberechte, die das gesellschaftliche Wissen betreffen. Für Filipović stehen dabei nicht nur die allgemeine Teilnahme an der Kommunikation und der Besitz von Kompetenzen im Mittelpunkt, sondern auch der Zugang dazu.³⁵ Diese Wissenskompetenzen müssen sich in die Alltagswelt übertragen und nutzbringend anwenden lassen.³⁶ Es gehe um die tägliche öffentliche Kommunikation, aber auch um Alltagsliteralität, um das Eröffnen von Möglichkeitsräumen.³⁷ Eine solche Beteiligungskompetenz sei ein Grundgut wie Ernährung oder Gesundheit.³⁸ Es geht also um mehr als um Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, es geht um „Beteiligungsgerechtigkeit in einer Wissensgesellschaft“.³⁹ Und dabei nähmen die Medien eine herausragende Rolle ein. Denn sie seien die wichtigsten Vermittler des gesellschaftlichen Wissens für die Individuen und damit für deren Lebenschancen entscheidend. „Publizistik wird damit zum Thema der sozialen Gerechtigkeit, insofern in diesem normativen Konzept der Beteiligungsgedanke im Mittelpunkt steht, weil er selbst auf die Situation der Wissensgesellschaft reagiert.“⁴⁰ Nur so könne wissenschaftlichen Anforderungsformen wie lebenslangem Lernen entsprochen werden. Die öffentliche Kommunikation müsse als Möglichkeitsraum der Aneignung erscheinen.

Die Forderung nach Beteiligung an der Wissensgesellschaft geht deutlich über die materielle Gerechtigkeit hinaus. Dazu gehören auch Informationen und Wissenszugänge, die helfen, den gesellschaftlichen Diskurs zu verstehen und sich an ihm zu beteiligen. Auch der Gesetzgeber orientiert sich an solchen Teilhabe-Forderungen. Das zeigen z. B. die Bedarfsansätze für den Hartz IV-Regelsatz.⁴¹ Knapp 20 % davon sind für Freizeit, Unterhaltung, Kultur und Nachrichtenübermittlung, also für die Teilhabe am gesellschaftlichen Wissen, vorgesehen.

All diese Aspekte können auch für das politische Interview eine Rolle spielen, für die Auswahl des Themas, für die konkrete Fragestellung, für die Gestaltung des Dialogs. Das gilt für den Journalisten genauso wie für den ihm gegenüberstehenden Politiker. Denn wenn Wissens- und Kompetenzvermittlung eine wesentliche Aufgabe der Medien sind, wenn diese soziale Integration fördern und Partizipation ermöglichen sollen, dann ergeben sich daraus Folgen für das Verhältnis zwischen Medien und Gesellschaft. Die Medien haben dann mehr als nur Informationen zu vermitteln. Sie müssen politische Herausforderungen und Positionen erklären, Zusammenhänge herausarbeiten und verständlich machen. Aber auch die Bürger müssen über die notwendigen Voraussetzungen verfügen. Sie benötigen nicht nur politisches Basiswissen, sondern auch ausreichend Medienkompetenz, um zu verstehen, wie Zeitungen

35 Filipović Alexander (2007, 71): Öffentliche Kommunikation in der Wissensgesellschaft. Sozialethische Analysen.

36 Filipović (2007, 89).

37 Filipović (2007, 272).

38 Filipović (2007, 265).

39 Filipović (2007, 267).

40 Filipović (2007, 289).

41 Hartz IV Regelsatz (09.03.2021), <https://www.hartziv.org/regelbedarf.html>

oder Fernsehen funktionieren. Dabei können ihnen wiederum die journalistischen Akteure helfen, Misstrauen abzubauen und die teilweise komplexen Zusammenhänge der Politik, aber auch die Arbeit der Medien besser zu verstehen.

Gerechtigkeit kann aber neben der Partizipation an der Wissensgesellschaft noch andere medienethische Forderungen implizieren: Das Recht aller Gruppen, an Diskursen teilzunehmen, die Gleichbehandlung aller Gruppen in der medialen Präsenz, und schließlich der aktive Einsatz für eben diese Gleichstellung.⁴²

Verantwortung

Wenn Wissens- und Kompetenzvermittlung eine wesentliche Aufgabe der Medien sind, wenn sie soziale Integration fördern und Partizipation ermöglichen sollen, wenn es die Medien sind, über die wir vorwiegend ein Bild der Realität gewinnen, und wenn dieses Bild differenziert genug ist, damit wir in einer pluralistischen Gesellschaft leben können, dann ergeben sich daraus gewichtige Folgen für das Verhältnis zwischen Medien und Gesellschaft. Und es ergeben sich Fragen zur jeweiligen Verantwortung der Medienmacher. Wer hat eigentlich das Interview zu verantworten? Wer hat das Thema ausgewählt, wer den Gast, wer hat sich die Fragen ausgedacht? Wer bestimmt, ob es sich beim Interview mehr um ein sachliches Gespräch handelt oder um einen aggressiven Schlagabtausch? Darüber entscheidet nicht allein der Interviewer. Denn ein gewisser Grundcharakter des Sendeplatzes ist meist langfristig festgelegt und wird nicht von ihm allein bestimmt. Das Gleiche gilt für die visuelle und dramaturgische Umsetzung. Ob ein Interview eher sachlich und nachdenklich oder dynamisch und Streitbar erscheinen soll, wird auch durch die Kameraführung, die Regie, das Licht und sogar durch die Gestaltung des Studios unterstützt.

Die Verantwortungsverteilung bei solchen Sendungen ist also sehr komplex und die Entscheidungen können nicht alleine durch den Interviewer getroffen werden. Hinter ihm steht eine Redaktion, die wiederum Teilziele des Unternehmens zu vertreten hat. Funiok hat in sechs Teilfragen aufgelistet, wie die Verantwortung sich aufschlüsseln lässt: Es geht um die Fragen „Wer trägt Verantwortung?“ – „Was ist zu verantworten?“ – „Wofür trägt man die Verantwortung?“ – „Wem gegenüber, wovon (vor welcher Instanz) muss man sich verantworten?“ Und schließlich: „Weswegen (wegen welcher Normen) muss man sich verantworten?“⁴³ Damit ist der Begriff der Verantwortungsethik angesprochen, wie ihn Max Weber verwendet: Ein rationales Vorgehen, wie es schon bei Kant durchscheint, wo man sich als Vernunftwesen aus freien Stücken in die Pflicht nimmt.

Verantwortung kommt natürlich auch dem Politiker beim Interview zu. Denn er soll zur Aufklärung, zur Wissenserweiterung des Publikums beitragen. Außerdem prägt sein Verhalten sehr stark die Institution des Interviews, als demokratisches Zwiesgespräch mit dem Publikum als Adressaten. Und schließlich trägt auch das Pu-

42 Thomaß (1998, 36).

43 Funiok (2002, 3).

blikum seinen Teil der Verantwortung, indem es sich Medienkompetenz aneignet, durch die es ein besseres Verständnis für die politischen Zusammenhänge und die Inszenierungen des Fernsehens, aber auch der Protagonisten entwickelt.⁴⁴

Wahrheit und Objektivität

Wahrheit und Sorgfalt gehören nach klassischem Verständnis zu den wichtigsten Tugenden eines Journalisten. Dass man etwas in der Zeitung gelesen oder im Fernsehen gesehen hatte, galt lange als Beleg dafür, dass es wahr sein musste. Zum Journalismus gehörten investigative Recherchen, Detektivarbeit, Suche nach Augenzeugen. Und im Fernsehen hatte man zum Beweis noch die Bilder.

Beide Begriffe, Wahrheit wie Objektivität, sind problematisch geworden. Die Philosophie formulierte immer wieder ihre Zweifel, ob und wie weit wir die Wahrheit und die Realität überhaupt erkennen können. Die Gefangenen in Platons Höhle sahen nur die Abbilder, die Schatten der Wirklichkeit. Die Skeptiker waren überzeugt davon, dass wir nichts wissen können und dass genauso gut auch das Gegenteil dessen, was wir zu wissen glauben, richtig sein kann. David Hume war überzeugt, dass wir für eine bestimmte Wirkung aus Gewohnheit auch eine bestimmte Ursache vermuten, aber dies nie werden beweisen können. Und auch Kant beschrieb die Grenzen der Erkenntnis: Wir können nur erkennen, was wir mit unserem Anschauungsvermögen, unserem System von Begriffen einordnen können.

Dass es mehrere unterschiedliche Wahrheitsbegriffe gibt, mag zunächst nur ein philosophisches Problem sein. Doch auch der moderne Konstruktivismus, der sich auf neuere Erkenntnisse der Naturwissenschaften beruft, behauptet, dass wir gar keinen Zugriff auf die Wahrheit hätten.⁴⁵ Der menschliche Erkenntnisapparat sei begrenzt, die Neurowissenschaften hätten gezeigt, dass wir viele Dinge in der Welt gar nicht oder nur reduziert wahrnehmen können. Der radikale Konstruktivismus rät uns deshalb sogar, uns von Begriffen wie Wahrheit und Objektivität gleich ganz zu verabschieden und das in einer Zeit, in der uns gleichzeitig klar ist, dass wir das Meiste, was wir von der Welt wissen, über die Medien erfahren.⁴⁶ Was bedeutet das für die journalistische Arbeit? Was für die Recherche, für den investigativen Journalismus, für Augenzeugenberichte?

Seit einigen Jahren wird der Journalismus auch in Teilen der Öffentlichkeit als unzuverlässig angeprangert. Begriffe wie Fake-News oder Lügenpresse scheinen in eine populäre Sprache zu übersetzen, was Philosophie und Medienwissenschaften schon immer angenommen hatten: dass die Beschreibungen der Wirklichkeit nicht unbedingt mit dieser übereinstimmen müssen.

Wie halten es Interviewer und Politiker bei Interviews mit der Wahrheit? Selbstverständlich darf der Journalist keine falschen Behauptungen oder Tatsachen in seine Fragen einbauen. Und auch wenn er den Politiker aus der Reserve locken, ihn

44 Funiok (2007, 218 f).

45 S. im Folgenden: Schöndorf Harald (2014): Erkenntnistheorie.

46 Luhmann Niklas (1996, 9): Die Realität der Massenmedien.

provozieren möchte, darf er dabei keine Zitate erfinden. Selbstverständlich kann er auch nicht um der Wahrheit willen eine Frage so oft wiederholen, bis ihm die Antwort gefällt.

Und wie steht es mit dem Politiker? Sicher darf dieser auch nicht bewusst Lügen verbreiten. Aber er scheint einen größeren Spielraum zu haben als der Interviewer. Ein Politiker müsse nicht objektiv sein, meint Jochen Hoffmann. Wenn er von seiner Position überzeugt ist und andere überzeugen will, dann vermittelt er einfach sein Bild von der Wahrheit. Jedenfalls stelle sich für Politiker das Objektivitätsproblem weit weniger als für Journalisten. „Ihre Botschaft ist die Wahrheit. Sie sind also im Recht.“⁴⁷

Authentizität

Ein anderes mit der Wahrheit zusammenhängendes Problem ist die Authentizität. „Authentizität ist die größtmögliche Übereinstimmung zwischen Selbstdarstellung und der eigenen, wahrgenommenen Identität.“⁴⁸ Müssen Politiker authentisch sein? Oder ist es für sie nicht klüger, sich „erwartungsadäquat“⁴⁹ zu verhalten, also eine „Authentizitätsfiktion“⁵⁰ vorzuspielen? Denn im anderen Fall, wenn sie sich eine Blöße geben, eine Schwäche zeigen, dann gelingt es ihnen vielleicht nicht, ihre Politik überzeugend darzustellen.

Sind andererseits die Menschen des 21. Jahrhunderts sich ihrer Identität überhaupt noch sicher genug, um sie authentisch darzustellen. Ist nicht gerade deren Instabilität konstitutiv für uns, weil wir uns immer wieder neuen Situationen anpassen müssen? Denn es gibt kaum noch für das ganze Leben bleibende Muster, gleiche Werte, sondern eher nur noch Patchwork-Biographien.⁵¹ Wie sollen wir dann authentisch sein?

Transparenz

Ein letzter Wert sei noch genannt, der in den Medien seit einiger Zeit geradezu ein Modebegriff geworden ist: Transparenz. Dabei scheint dieser Begriff für den Journalismus geradezu kontraintuitiv. Denn zum Alltag eines Redakteurs oder Autors gehört es eher, seine Quellen nicht preiszugeben, mögliche Themen so lange wie möglich geheimzuhaltend, damit kein anderer Journalist oder kein anderes Medium ihm zuvorkommt.⁵² Auch die Namen von Informanten gibt man gewöhnlich nicht weiter und die vielen Handynummern von Prominenten sind für den Journalisten ein Kapital, das er ungern mit Berufskollegen teilt.

47 Hoffmann Jochen (2003, 299): Inszenierung und Interpenetration. Das Zusammenspiel von Eliten aus Politik und Journalismus.

48 Rath Matthias (2014, 99): Ethik der mediatisierten Welt.

49 Schicha Christian (2007a, 143): Legitimes Theater? Inszenierte Politikvermittlung für die Medienöffentlichkeit am Beispiel der „Zuwanderungsdebatte“.

50 Schicha (2007a, 68).

51 Der Begriff ‚Patchwork-Biographie‘ bzw. ‚Patchwork-Identität‘ stammt vom Sozialpsychologen Heiner Keupp, http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf

52 Meier Klaus/Reimer Julius (6/2011): Transparenz im Journalismus, in: Publizistik. Vierteljahresshefte für Kommunikationsforschung.

Die Vorwürfe an die Medien, sie würden das Publikum manipulieren und politisch unangemessen Einfluss ausüben, hat bei vielen Medienanbietern aber inzwischen dazu geführt, dass diese ihre Leser oder Zuschauer ausführlich über das Zustandekommen der jeweiligen Beiträge informieren. Wie funktioniert Journalismus? Warum wurde das Thema aufgegriffen, wie wurde recherchiert, bei welchen Personen wurden Informationen eingeholt? Das ARD-Hauptstadtstudio und das ZDF-Morgenmagazin ermöglichen der Bevölkerung mittlerweile Tage der offenen Tür, um die Arbeit der Redaktionen besser kennenzulernen. Magazinmacher erklären, wie sie zu ihren Bildern oder Interviews gekommen sind. Die deutsche Journalistenschule hat für den Tag der Pressefreiheit, den 3. Mai, zu einer Aufklärungsaktion aufgerufen, bei der frühere DJS-Studenten in ihre ehemaligen Gymnasien zurückkehren, um dort mit den Schülern über ihre Arbeit zu diskutieren. Die ZEIT hat wegen der zunehmenden Kritik an den Mainstreammedien und deren Glaubwürdigkeitskrise neben ihren Artikeln sogenannte Transparenzkästen eingeführt, in denen erklärt wird, wie die Redaktion zu ihrer Geschichte kam und wie der Journalist vorgeht. Auch der STERN beschreibt genau den Rechercheweg einer Reportage. Manchmal, so die Chefredakteurin Anna-Beeke Gretemeier, sind die Geschichten über die Recherche zu einem Thema so spannend wie die Story selber.⁵³ Dies ist sicherlich ein Fortschritt gegenüber der Zeit, als man noch weitgehend und unkritisch das glaubte, was publiziert wurde, und fördert auch beim Publikum das Verständnis für die journalistische Arbeit.

Das zunehmende Angebot an mehr journalistischer Transparenz soll vor allem dem wachsenden Misstrauen gegenüber den Medien entgegengesetzt werden. Und dieser Argwohn hat viel mit mangelndem Wissen über die journalistische Arbeit zu tun. Viele Nutzer fragen sich, woher die Journalisten überhaupt ihre Informationen beziehen und vermuten dahinter eine Kungelei zwischen Politik und Medien. Interviews, so vermuten manche, würden grundsätzlich vorher abgesprochen. Vielen Lesern oder Zuschauern sind auch die journalistischen Verhaltenskodizes und die Kontrollinstanzen unbekannt. Mit der zunehmenden Diversifizierung der Medien, nicht zuletzt auch durch das Internet, sind Skepsis und Unsicherheit eher noch gewachsen.

Transparenz kann im Journalismus auf unterschiedlichem Niveau und in unterschiedlicher Weise angeboten werden. Meier unterscheidet dabei zwischen Selbst- und Fremdtransparenz.⁵⁴ Bei der Fremdtransparenz geht es um die Offenlegung von Strukturen und Mechanismen von gesellschaftlichen Institutionen wie Regierungen oder Parteien, also um das, was den Journalismus zunächst ausmacht. Die Selbsttransparenz betrifft die eigenen redaktionellen Entscheidungen.⁵⁵ Dazu gehört es beispielsweise, zu erklären, warum gerade dieses Thema oder jener Gast ausgewählt wurde, wie die Vorbereitungen auf ein Interview ablaufen und welche Absprachen es gibt. Dahinter stehen weitere Fragen wie die nach dem Grad der Echtheit oder dem Inszenierungsgrad der Sendung, nach den Entscheidungshierarchien der Redaktion

53 Gretemeier Anna-Beeke (6/2020, 70. Jg): Die Zeit der Solisten ist vorbei, in: Journalist.

54 Meier/Reimer (2011, 8).

55 Meier/Reimer (2011, 10 f).

oder dem Einfluss von außerhalb auf den Sender. Wenn eine Redaktion das Angebot der Transparenz ernst meint und dazu mit den Zuschauern in einen Dialog tritt, dann ist dies eine Aufgabe auf Dauer.

Die Transparenz im Journalismus – so Claudia Paganini – habe den Vorteil, dass sie sowohl dem Wert der Wahrhaftigkeit wie dem der Richtigkeit ausreichend Raum lasse. Damit sei das klassische journalistische Wahrheits-Gebot abgedeckt, wenn auch mit einem weiter gefassten, weicheren Versprechen.

„Denn wer transparent kommuniziert, verpflichtet sich dazu, in einem Kontext, der auf eine möglichst große Übereinstimmung zwischen Dargestelltem und Darstellung ausgerichtet ist – wie etwa bei der journalistische Berichterstattung –, zuverlässige und richtige Fakten zu transportieren, während er in einem anderen Kontext, sofern dies entsprechend sichtbar gemacht wird, durchaus auch Meinungen wiedergeben [...] darf.“⁵⁶

Allerdings kann man sich fragen, inwieweit es sich bei der Transparenz überhaupt um einen ethischen Wert handelt, oder eher nur um einen Hilfwert, einen Adjutor für einen Tugendwert. Transparenz fördert Vertrauen, zeigt, wie wahrhaft oder verlässlich jemand ist, aber beinhaltet es selbst ein Wertversprechen? Auf jeden Fall, meint Paganini. Transparenz lässt sich als eine Spielart der Wahrhaftigkeit begreifen. Ich zeige damit dem Gegenüber an, in welcher Absicht – z. B. als Berichterstatter, als Kommentator, oder in ironischer Absicht – ich die Absicht habe, zu berichten. Es gehöre „zur Verantwortung des Senders, alles Notwendige zu tun, damit über den Charakter der Situation kein Irrtum entstehen kann.“⁵⁷

Gemeinwohl

Vertrauen in die Medien und in die Glaubwürdigkeit ihrer Informationen sind eine wichtige Säule unserer Demokratie. Wenn die Presse neben der Exekutive, der Judikative und der Legislative zuweilen als vierte Gewalt bezeichnet wird, dann nicht nur, weil sie starken Einfluss auf die Meinungsbildung der Bevölkerung ausübt und damit über eine nicht unerhebliche Macht verfügt. Dadurch wiederum erhält sie zweifellos einen großen Einfluss auf das Funktionieren der Gesellschaft und die Stabilität des Gemeinwesens. Deswegen stellt sich die Frage, inwieweit die Medien sogar systemrelevant sind und was das ethisch bedeutet.

Ein Indiz dafür, dass man von Journalisten besondere Anstrengungen für das Gemeinwohl erwartet, sind die Sonderrechte, die Journalisten bei ihrer Berufsausübung genießen. Behörden sind gegenüber den Medien zur Auskunft verpflichtet. Journalisten können sich auf ein Zeugnisverweigerungsrecht berufen, sie können nicht gezwungen werden, die Identität ihrer Informanten preiszugeben. Das soll dafür sorgen, dass bei skandalösen Vorgängen ihre Quellen geschützt werden. Mit dem

56 Paganini Claudia (2018, 209): Entwurf einer rekonstruktiven Medienethik.

57 Paganini (2018, 210).

Journalistenausweis haben sie das Recht, an Veranstaltungen von Parteien oder Institutionen teilzunehmen, um sich über neueste Entwicklungen in den verschiedensten Bereichen zu informieren. Politiker akzeptieren für gewöhnlich die Wächterrolle von Journalisten, indem sie sich Interviews stellen, obwohl sie dabei oft unangenehmen Fragen ausgesetzt sind, deren Beantwortung sie aber nicht so ohne weiteres verweigern können. Sie nutzen damit zwar auch die Auflage oder die Reichweite des Mediums, aber sie sind auch an Regeln gebunden.

Man kann daraus schließen, dass solche Privilegien existieren, weil die Medien für die Demokratie eine wichtige Rolle spielen. D. h. sie sind zur Erhaltung des demokratischen Gemeinwesens notwendig. Daraus lassen sich andererseits auch für Journalisten gewisse Verpflichtungen ableiten:

„[Wenn jemand] dieses Jedermannsrecht der Meinungsfreiheit zu seinem Beruf macht, dafür entsprechende Sonderrechte eingeräumt erhält, dann besteht auf der anderen Seite auch eine Bringschuld gegenüber den Mitgliedern der Gesellschaft.“⁵⁸

Wie lässt sich diese Bringschuld beschreiben? Wenn die Medien als „systemisch“, also als unverzichtbar für ein demokratisches System angesehen werden, wenn sie bestimmte Sonderrechte zur Erfüllung ihrer Aufgabe genießen, dann müssen sie auch einen aufklärerischen Beitrag dazu zu leisten, der das demokratische Miteinander fördert und den öffentlichen Diskurs unterstützt. Das muss sich nach Filipović in zweierlei Hinsicht realisieren: Zum einen in einer Gemeinwohlnorm im medialen Handeln selbst, das nicht nur an Interessen Einzelner, sondern an denen der Allgemeinheit ausgerichtet ist. Außerdem in einer dienenden Funktion, indem die Medien auch inhaltlich das Gemeinwohl befördern.⁵⁹

Für politische Interviews könnte das u. a. bedeuten, dass das Gesprächsverhalten zwischen Politiker und Journalist trotz aller professionellen Vorgehensweisen (kritisch fragen, nachhaken, notfalls auf Antwort pochen) fair bleiben soll. Außerdem soll der Inhalt des Interviews informativ, verständlich und transparent gestaltet sein. Das Bildmedium Fernsehen hat gerade wegen seiner vielen Interviews und politischen Talksendungen noch immer eine Vorbildfunktion für die Diskussionskultur und beeinflusst zugleich inhaltlich die politische Anschlusskommunikation der Zuschauer.⁶⁰

58 Haas Hannes (1999, 69): Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit.

59 Filipović Alexander (1/2017, 12): Gemeinwohl als medienethischer Begriff, in: *Communicatio Socialis*.

60 Vowe Gerhard/Henn Philipp (2016): Leitmedium Fernsehen, Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/gesellschaft/medien-und-sport/medienpolitik/172063/leitmedium-fernsehen?p=all>

Dialog- und Diskursethiken

Für die Form der Interaktion, wie sie bei einem Interview stattfindet, sollen auch philosophische Überlegungen herangezogen werden, die sich speziell mit Dialog- oder Diskursethik beschäftigen. Es werden also in diesem Fall keine Normen für eine Bereichsethik aus der allgemeinen Ethik abgeleitet, sondern es werden – soweit wie möglich – Verhaltensgrundsätze an die Form des Interviews angelegt, die in der Philosophie speziell für Interaktionen zwischen zwei Personen entwickelt wurden.

Wie lassen sich solche Interaktionen im Interview beschreiben? Sicher muss die richtige Balance zwischen Abstand und Nähe, zwischen Verbindlichkeit und Unerbittlichkeit des Fragens eingehalten werden. Die Protagonisten haben auch Verpflichtungen gegenüber dem Zuschauer. Die Interviewer stellen für ihn die Fragen, sie haken nach, wenn die Antwort unbefriedigend ist, sie machen ihm die Zusammenhänge deutlich. Sie können mit kritischen Bemerkungen andeuten, dass Politikerauftritte immer auch Darstellungen von Interviews sind, Inszenierungen, die Inhalte verdeutlichen, aber auch verbergen können. Das Fernsehen kommt – das wurde bereits erwähnt – ohne Inszenierung nicht aus, weil das Ins-Bild-Setzen immer Entscheidungen verlangt: Welche Bilder, welcher Hintergrund, welche Positionierung der Gesprächspartner, welche Kameraeinstellungen, welche Regie soll gewählt werden? Jede Entscheidung hat Auswirkungen auf den Gesprächsverlauf und beeinflusst den Zuschauer.

Erving Goffman hat eine Theorie des dramaturgischen Handelns entwickelt, die zwar nur indirekt, aber trotzdem deutlich menschliche Verhaltensweisen gegenüber dem anderen so thematisiert, dass daraus ethische Schlüsse gezogen werden können. Während er stärker das nichtsprachliche Verhalten beobachtet, geht es bei der Diskursethik von Jürgen Habermas ausschließlich um den Inhalt und um die Frage, wie Gesprächspartner einen gemeinsamen Nenner zu einem kontroversen Thema finden. Martin Buber und Emmanuel Levinas schließlich beschreiben, wie das Ich und der Andere sich gegenüber treten sollten. Mit diesen Theorien lässt sich auch das journalistische Interview aus einer abstrakteren Perspektive neu betrachten.

1.4 Definition des Untersuchungsgegenstandes

Zunächst soll der Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit genauer eingegrenzt werden. Im Fernsehen stehen verschiedene Formate zur Verfügung, in denen Politiker ihre Meinung äußern können. Die kürzeste Form ist das Statement mit einer Länge von ca. 10 bis 30 Sekunden. Das Statement ist allerdings, wie es der Name schon verrät, keine dialogische Form, sondern eine Erklärung zu einem Problem, das in einer Sendung besprochen oder dargestellt wird. Der Politiker wird also nicht von einem Journalisten befragt und damit auch nicht gesteuert. Er kann sich wegen des kurzen Zeitrahmens aber auch nicht sehr differenziert äußern.

Interviews beginnen ab einer Länge von gut einer Minute und können in sehr unterschiedlichen Sendungen eingesetzt sein. Als Kurzinterviews erscheinen sie in Nachrichtensendungen (wie Tagesschau, Heute, RTL aktuell), in Nachrichtenmagazinen (den Tagesthemen oder dem Heute Journal, dem Morgen- oder Mittagsmagazin und in politischen Magazinsendungen). Sie sind drei bis vier Minuten lang, in Ausnahmefällen – bei außergewöhnlich wichtigen oder strittigen Themen oder bei einem ausnehmend spannenden Schlagabtausch zwischen Interviewer und Politiker – können sie auch die doppelte Länge haben. Längere Interviewformen gibt es bei besonderen Themen oder an politischen Scheidelinien, beispielsweise in den Sommerinterviews der öffentlich-rechtlichen Sender, zur Finanzkrise oder zum Thema Migration (z. B. in „Farbe bekennen“ in der ARD oder „Was nun, Herr/Frau ...?“ im ZDF). Solche Interviews können 15 bis 30 Minuten lang sein. Zuweilen werden sie auch von zwei Journalisten geführt. Oder es stehen bei strittigen Themen zwei Politiker einem Moderator gegenüber.

Weitere journalistische Genres, bei denen Politiker mit Journalisten diskutieren, sind Gesprächsrunden oder sogenannte Talkshows. Die Gesprächsrunde hat ein meist aktuelles Problem oder Ereignis zum Thema und diskutiert darüber mit Vertretern verschiedener Parteien und Interessengruppen sowie einschlägigen Experten. Die bekannteste solcher Gesprächsrunden ist die Sendung am Wahlabend, bei der über das Wahlergebnis und seine Folgen diskutiert werden. Ein anderes Beispiel ist die „Münchner Runde“ im Bayerischen Fernsehen, bei der vorwiegend regionale Themen behandelt werden. Typisch für eine solche Gesprächsrunde – und dadurch unterscheidet sie sich vom Interview – ist die höhere Anzahl an Teilnehmern (auch hier gibt es Ausnahmen, wenn ein einzelner Politiker sehr im Fokus steht) und eine längere Sendezeit von 45 Minuten oder mehr. Bei Wahlsendungen kann die Sendezeit auch deutlich länger sein.

Die Zahl der Gesprächsrunden im deutschen Fernsehen hat allerdings in den letzten Jahrzehnten zugunsten der Talkshows stark abgenommen. Die Geschichte der Talkshow begann in Deutschland im Jahr 1973 beim WDR mit der Sendung „Je später der Abend“. Moderator war Dietmar Schönherr. Das Wort Talkshow weist schon auf die amerikanischen Vorbilder hin. Es handelt sich um ein unterhaltsames

Gespräch mit mehreren prominenten Gästen. Politische Talkshows (wie z. B. „Sabine Christiansen“ von 1998 bis 2007) versuchen, durch die Auswahl ihrer Gäste sowie die Art der Moderation eine unterhaltende Note in ihre Sendung zu bringen. Neben Politikern treten auch Schauspieler oder sonstige Prominente auf und bei Zuspieldungen oder im Format der Sendung sind zuweilen auch spielerische Elemente eingebaut. Die Sendung ist heute häufig nach dem Moderator bzw. der Moderatorin benannt, die damit zum (prominenten) Gesicht der Veranstaltung wird (beispielsweise „Menschen bei Maischberger“, „Maybrit Illner“, „Anne Will“).

Stellvertretend für das Publikum sitzt meist eine kleine Gruppe von Zuschauern im Studio. Sie und das Fernsehpublikum sind die eigentlichen Adressaten der Diskutanten. Das wird spätestens deutlich, wenn ein Gast seinen Wortbeitrag mit einem besonders pointierten Satz beendet, der dann entsprechend beklatscht wird. Ein anderer Diskutant schafft es vielleicht, das Publikum mit einer witzigen Bemerkung zum Lachen zu bringen. Schon die bloße Anwesenheit von Zuschauern bei der Sendung bringt mehr Leichtigkeit, manchmal auch mehr Spannung in die Diskussion, auch wenn die Zuschauer ansonsten passiv bleiben.

Es gibt also verschiedene Genres von Gesprächssendungen: Politische Diskussions- und Interviewsendungen, politische Talkshows, unpolitische Talkshows bzw. Unterhaltungssendungen.⁶¹ In Talkshows können Politiker in unterschiedlichen Rollen auftreten und auch privat werden. „Kein Printinterview, keine Parlamentsdebatte, kaum ein Nachrichtenmitschnitt lässt auf ähnlich eindringliche Weise figurative Politik zu.“⁶² Die Talkshow erlaube Nuance und Atmosphäre, Emotionen, den freien Lauf der Gesten, Komplexität in drei Sätzen zu komprimieren, Streit. Fernsehtalkshows stellen deswegen ein eigenes Genre dar, bei dem es – das zeigen schon die Gästelisten – zumindest nicht nur um Politik, sondern mehr um eine freischwebende Konversation geht, die den Politiker nicht unbedingt zwingt, „Farbe zu bekennen“. Nicht nur im Fernsehen, auch in kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen sind Talkshows eine Zeitlang ein beliebter Untersuchungsgegenstand geworden. Es stehen dazu ausführliche Analysen zur Verfügung.⁶³ Weniger prominent vertreten in der wissenschaftlichen Forschung war, wie schon erwähnt, das Interview, obwohl es eine der Grundformen des Journalismus darstellt und außerdem gerade im Fernsehen eine besondere Bedeutung einnimmt. Die Form des Interviews hat sich in allen Medien durchgesetzt, weil es auf lebendige, anschauliche Weise Themen über eine Interaktion von zwei oder drei Menschen vermittelt. Der persönliche Zugang und die jeweils eigene Stellungnahme zu einem Problem wirken interessanter als ein Bericht oder eine bloße Meldung. Zudem ist ein Interview bei brandaktuellen Ereignissen der schnellste Weg, Informationen in eine Sendung einzuspielen.

61 Kamps Klaus (2007, 140): Politisches Kommunikationsmanagement. Grundlagen und Professionalisierung moderner Politikvermittlung.

62 Kamps (2007, 141 f).

63 Z. B.: Schultz (2006) und Holly Werner (1989): Redeshow – Fernsehdiskussionen in der Diskussion.

Im Fernsehen zeichnet sich das Interview durch eine zusätzliche Dimension aus: Wir sehen die Person, die spricht, wir hören ihre Stimme, wir können uns ein Bild von ihr machen. Auch wenn sie sich verstellt oder sich Fragen verschließt, bleibt sie als Mensch ein Stück weit authentisch. Die Wirkung dieses direkten Zugangs ist so stark, dass sie sogar oft den Inhalt des Gesagten überdeckt. Anders als bei einem Zeitungsinterview können wir sicher sein, dass der Interviewte das, was wir sehen und hören, auch genauso gesagt hat. Vielleicht sind die Aussagen im Nachhinein gekürzt worden. Aber was uns präsentiert wird, ist echt.⁶⁴

Wodurch also ist das Interview definiert? Es wurden bisher schon einige Aspekte erwähnt, die es näher charakterisieren. Zur weiteren Klärung sollen auch journalistische Lehrbücher und Aussagen aus der Kommunikationswissenschaft hinzugezogen werden. Das Interview ist – so lautet die allgemeinste Definition – „eine gezielte Befragung von Personen durch einen Interviewer zur Ermittlung allgemein sachlicher oder personenbezogener Information“.⁶⁵ „Gezielt“ meint, dass diese Befragung ein klares Thema bzw. ein klares Ziel haben muss. Im Interview wird etwas „ermittelt“. Es geht nicht um Geplauder, sondern um eine Nachforschung. Dabei kann eine Sache oder eine Person im Mittelpunkt stehen.

Andere Definitionen bezeichnen das Interview außerdem als ein dialogisches Handlungsspiel,⁶⁶ bei dem Sprecher und Hörer sich abwechseln.⁶⁷ Ecker et al. nennen es ein rollengebundenes Wechselgespräch mit mindestens zwei Fragen und Antworten.⁶⁸ „Rollengebunden“ drückt aus, dass sowohl der Journalist wie auch der Interviewte eine klar definierte Rolle einnehmen. Ecker fordert, dass mindestens zweimal ein Wechsel zwischen den Sprechern stattfinden muss, um Statements, also reine Erklärungen eines Interviewten, bei denen der Journalist nicht eingreift, sondern den Politiker nur zu einer Aussage auffordert, von Interviews abzugrenzen. Ein Statement, eine Erklärung oder eine Verlautbarung ist kein Dialog, bei dem zwei Menschen am Inhalt mitwirken und ist deshalb auch kein Interview. Aus der meist knappen Sendezeit ergibt sich schon, dass ein aktuelles Interview gewöhnlich von zwei, in Ausnahmefällen höchstens drei Personen bestritten wird. Wenn zwei Gäste auftreten, handelt es sich meist um Vertreter einer Pro- und einer Kontra-Position zu einem Thema, bei zwei Interviewern und einem Gast um eine Art Kreuzverhör.

Welche Gäste gehören in ein politisches Fernsehinterview? Die Frage ist nicht so banal, wie sie klingt, seit Schauspieler und andere Prominente immer wieder zu allen möglichen gesellschaftspolitischen Themen eingeladen und befragt werden. Das ist bei Talkshows nicht unüblich, bei Interviews in Informationssendungen aber eher selten. Da geht es vor allem darum, kompetente und möglichst prominente Politiker einzuladen. Ebenso können in einem politischen Interview allerdings auch Personen auftreten, die in ihrer Funktion von bestimmten politischen Themen tangiert sind.

64 Fichtel Kathrin (10/2002): Das journalistische Interview, in: Fachjournalist.

65 Brockhaus (1986): Interview, zitiert nach Haller (1991).

66 Bollow (2007).

67 Schwitalla Johannes (1979, 55): Dialogsteuerung in Interviews.

68 Ecker et al. (1977, 59).

Dazu gehören Vertreter von Institutionen wie Gewerkschaften oder Unternehmensverbänden, aber auch von Bürgerinitiativen und NGOs sowie Experten für bestimmte Themen wie Wissenschaftler, Vertreter von sozialen Institutionen, Polizeibeamte und ähnliche.⁶⁹

Wie kann man die Ziele eines Interviews näher beschreiben? Manchmal werden zwei, manchmal auch drei verschiedene Arten von Interviews genannt: das sachliche, das persönliche und das kontroverse Interview. Im ersten Fall geht es um eine Sache, im zweiten um eine Person und im dritten um das Verhältnis einer Person zu einer Sache. Anders gesagt geht es einmal um die Befragung von Experten, dann mehr um emotionale oder persönliche Themen und schließlich um ein politisch kontroverses Problem. Walther von La Roche zählt in seinem zum Klassiker gewordenen Lehrbuch ebenfalls drei Interviewarten auf: zur Sache, zur Person und Meinungsinterviews. Nochmals anders ausgedrückt erschließt das Interview entweder etwas Neues im Objektbereich, oder es richtet sich auf den Subjektbereich.⁷⁰ Bei der dritten Interviewform geht es schließlich um das Subjekt und seine Sicht auf ein Objekt. Eine weitere, originelle Formulierung dieser Dreiteilung findet sich im Lehrbuch von Susanne Hoppe. Das Interview sei eine „Befragungsmethode mit erzählerischen Elementen des Journalismus, Verhörtechnik der Kriminalistik und empirischem Vorgehen der Sozialforschung“.⁷¹

Ein entscheidender Punkt beim Interview ist die Fokussierung auf ein Thema bzw. einen Themenausschnitt. Sinnvoller, als viele Themen anzureißen, ist es, „eher in die Tiefe als in die Breite“ zu gehen.⁷² Wenn in den wenigen Minuten zu viele Themen angesprochen werden, wirkt das Interview oberflächlich. Außerdem sind dann aus Zeitgründen kaum Nachfragen möglich. Desgleichen kann sich der Interviewte unbequemen Fragen leichter entziehen. Eine Klärung bleibt dann aus. Deshalb ist im Interview „die Sprechfähigkeit [...] eine Form regelgeleiteten intentionalen Handelns“.⁷³ Indem das Interview ein Ziel verfolgt, ist es „ein gerichteter Dialog“⁷⁴. Es sollte also – gerade wegen seiner kurzen Form – ein klar umrissenes, eingegrenztes Thema haben. Und damit der Gast nicht auf andere Subthemen ausweicht, bedarf es auch einer konsequenten „Interview- oder Dialogsteuerung“⁷⁵.

Über die Rollenverteilung zwischen dem Journalisten und dem Interviewten sind sich die Lehrbücher und wissenschaftlichen Abhandlungen nicht ganz so einig: „Der Interviewte bestimmt den Inhalt, der Interviewer bestimmt die Form“ definierte die Londoner Abendzeitung schon 1884 die unterschiedlichen Rollen.⁷⁶ Knapp 100 Jahre später wird die Beziehung zwischen Journalist und dem Interviewten noch ein-

69 Hoffmann (1982, 15).

70 Doll Barbara (1979, 162): Zur Konventionalität institutioneller Sprechhandlungen.

71 Hoppe Susanne (2009, 172): Praktischer Journalismus.

72 Fichtel (2002).

73 Hoffman (1982, 44).

74 Haller (1991, 90).

75 Bollow (2007, 42) und Schwitalla (1979, 71-95).

76 Haller (1991, 25).

deutiger definiert: „Das Gespräch läuft asymmetrisch ab“⁷⁷ mit einer „ungleichen Rollenverteilung“⁷⁸ indem „einer fragt, der andere antwortet.“⁷⁹ Daraus, dass beide Teilnehmer sich auf diese Sprechhandlung eingelassen haben, ergäben sich auch Verpflichtungen, lautet ein anderes Argument: Der schwerste Verstoß gegen die kommunikative Verpflichtung sei für den Sprecher, Fragen zu stellen, die nicht berechtigt sind, und für den Hörer, nicht zu antworten, obwohl er die Äußerung des Sprechers verstanden und akzeptiert hat.⁸⁰

Es stellt sich jedoch die Frage, ob diese Rollenverteilung wirklich so selbstverständlich ist. Das würde nämlich bedeuten, dass der Politiker nur reagieren, aber nie selbst die Initiative ergreifen darf. Manche Autoren scheinen sich da doch etwas unsicher zu sein. Bollow spricht zwar zunächst von einer klaren Rollenverteilung, meint dann aber, dass das Interview trotzdem ein „game in action“ bleibe.⁸¹ Auch Edda Weigand spricht von einem „dialogue as an action game of negotiation“.⁸² Gerda Lauerbach betont zwar, dass typischerweise der Interviewer die Agenda kontrolliert, ohne sie aber in jedem Fall durchsetzen zu können. „Interviewees have explicit strategies for resisting the interviewer’s agenda and trying to establish their own.“⁸³

Die Quintessenz aus den verschiedenen Definitionen und Aussagen zum Interview lautet also in etwa: Das politische Interview ist ein Wechselgespräch zu einem politisch klar umgrenzten Thema zwischen einem, manchmal auch zwei, Fragestellern und ein bis zwei Politikern oder aufgrund ihrer Funktion mit politischen Themen befassten Personen. Ob die Rollenverteilung zwischen Interviewer und Interviewten wirklich so ist, wie es die meisten journalistischen Handbücher beschreiben oder ob es sich nicht doch mehr um ein „game in action“ handelt, bei dem die Rollenverteilung während des Gesprächs immer wieder neu ausgehandelt wird, soll später noch ausführlich diskutiert werden.

77 Schwitalla (1979, 154).

78 Bentele Günter (2000, 179 f): Reallexikon der Literaturwissenschaft, Band 2.

79 Ostertag Michael (1991, 22): Zum Wirkungspotential von nichtsprachlichen Äußerungen in politischen Sendungen.

80 Doll (1979, 297).

81 Bollow (2007, 42).

82 Weigand Edda (2001,63): Games of power, in: Weigand Edda/Dascal Marcelo: Negotiation and Power in Dialogic Interaction.

83 Lauerbach Gerda (2001,203): Implicit communication in political interviews: Negotiating the agenda, in: Weigand Edda/Dascal Marcelo: Negotiation and Power in Dialogic Interaction.



2 Politische Interviews im Wandel



2.1 Historische Perspektive

Im Folgenden soll dargestellt werden, wie die journalistische Form des Interviews entstanden ist und wie sie sich – vor allem in Deutschland – entwickelt hat. Wenn Robert Prutz' Feststellung zutrifft, dass der Journalismus sich als das Selbstgespräch darstellt, welches die Zeit über sich selbst führt, dann lohnt dieser Blick zurück, um die Gegenwart verständlicher zu machen. Denn: „Im Journalismus [daher], trotz dieser, ja eben wegen dieser, schwankenden, flüchtigen Natur, liegen die geheimsten Nerven, die verborgensten Adern unsrer Zeit sichtbar zu Tage.“⁸⁴

Was hat dazu geführt, dass die Form des Interviews sich entwickelte und was hat sie so erfolgreich gemacht? Kann uns die Geschichte dabei helfen, zu verstehen, wie Journalisten und Politiker heute in Deutschland miteinander umgehen?

2.1.1 Die Entstehung

Die Geschichte des journalistischen Interviews in Europa begann wahrscheinlich mit dem Reporter Joseph Antoine Garras, der in Frankreich 1789, also zu Beginn der Revolution, einen Wachsoldaten befragte. Dieser hatte behauptet, ein Attentat auf den König verhindert zu haben.⁸⁵ Es handelte sich also um ein hochpolitisches heißes Eisen, denn sicher war dem König wenig daran gelegen, solche Vorfälle, die seine Herrschaft bedrohten, öffentlich zu machen. Der Reporter, so darf man vermuten, wollte sich nicht auf Gerüchte verlassen, sondern präsentierte einen Augenzeugen. Damit deckte er die Intrige auf und lieferte gleichzeitig einen Beweis dafür. Dann verfasste er einen exklusiven Bericht darüber.

Den Begriff „Interview“ gab es damals noch nicht. Er kam erst in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts auf. Das erste Presseinterview, das auch so genannt wurde, soll ein Gespräch des amerikanischen Polizeireporters James Gordon Bennett für den New Yorker Herald gewesen sein. Es wurde am 16. April 1836 veröffentlicht. Bennett befragte Rosina Townsend, eine Bordellbesitzerin, die als Zeugin in einem Lustmordprozess ausgesagt hatte. Das Interview wurde nach dem Vorbild der Befragungen vor Gericht im Stil eines Verhörs geführt. Bennett wollte mit diesen direkten Passagen den Text lebendiger machen und die Personen näher an den Leser heranführen. Das machte seine Polizeigeschichten besonders beliebt. Bald liefen sie unter der eigenen Überschrift „Das Interview“.⁸⁶ Das englische Wort „Interview“, so der schwedische Journalist und Medienforscher Nils Gunnar Nilsson, der an der Universität von Minnesota Quellenstudium betrieb, existierte seit Mitte der 30er Jahre des

84 Prutz Robert E. (1971|1845, 7): Geschichte des deutschen Journalismus.

85 Ruchatz Jens (2014, 43): Die Individualität der Celebrity. Eine Mediengeschichte des Interviews.

86 Haller (1991, 22) ebenso: Ruchatz (2014, 48) und: Nilsson Nils Gunnar (1971): The Origin of the Interview.

19. Jahrhunderts. Es geht auf das französische Wort „entrevue“ – Zusammenkunft zurück. Zum gleichen Wortstamm gehört auch das Verb „entrevoir“, das sich „begeggen“ heißt. Richtig durchgesetzt hat sich das Interview als face-to-face-Gespräch aber erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Die Interviews erschienen in der sogenannten penny press, also in Billigzeitungen, die nur einen Cent kosteten und seit etwa 1830 den etablierten Zeitungen Konkurrenz machten, für die man das Sechsfache ausgeben musste. Sie wurden innerhalb kurzer Zeit sehr erfolgreich. 1833 kam in Leipzig ein ähnliches Blatt auf Deutsch auf den Markt: Das Pfennig-Magazin. Für diese Billigblätter musste ein neuer Stil gefunden werden, der die Auflage in die Höhe trieb. Die penny press waren sozusagen die Erfindung des Boulevardjournalismus mit Sex and Crime, Klatschgeschichten, Skandalen und Sensationen. Interviews eigneten sich für solche Geschichten besonders gut. Der Leser wurde zum Voyeur, der zusammen mit dem Reporter Menschen kennenlernte und an Ereignissen teilnehmen konnte, die bis dahin außerhalb seiner Vorstellungskraft gelegen hatten. Diese Interviews wurden von den Lesern förmlich verschlungen. Die penny press waren dadurch so erfolgreich, dass sie auch von der Politik respektiert wurden, da sie wegen ihres wirtschaftlichen Erfolgs sehr unabhängig agieren konnten.

Bald kam es auch zu den ersten Interviews mit Politikern, bei denen Journalisten selbstbewusst auf ihre Unabhängigkeit pochten und sich auf Augenhöhe mit der Politik sahen. Dieses neue Kräfteverhältnis zwischen Politik und Journalismus entwickelte sich vor allem in England und den USA. Der US-amerikanische Senatsreporter Joseph Burbridge McCullagh in Washington wurde von Politikern wegen seiner Sachkenntnis und seiner Fairness geschätzt. Er verfügte deshalb über beste Kontakte und beste Informationen in der Hauptstadt. Außerdem hatte er mit seinen Kontakten auch journalistisches Glück. Einer seiner Ansprechpartner war Andrew Johnson, der später, nach der Ermordung Lincolns im April 1864, Präsident wurde. Johnson stellte sich auch nach seiner Wahl für Exklusiv-Gespräche mit McCullagh zur Verfügung, die ebenfalls unter der Rubrik „The Interview“ publiziert wurden.⁸⁷

So nahm der Journalist eine neue Rolle ein. Er „wird zum Stellvertreter eines aufgeschlossenen Bürgers, der über die Handlungsmaximen des Befragten wahrheitsgemäß ins Bild gesetzt werden will. Der Journalist konnte sich auf ein Phänomen berufen, das damals zaghaf als öffentliches Interesse bezeichnet wurde.“⁸⁸ Diese Rolle des Journalisten als Interviewer hatte offensichtlich nicht alle gleichermaßen begeistert. In der Zeitschrift „Puck“ erschien damals eine Karikaturensseite über „The Great American Interviewer“, in der ein Reporter als Detektiv dargestellt wird. Er erscheint also als „Schnüffler [...], der wortwörtlich wie metaphorisch seine Nase in Privatangelegenheiten steckt“.⁸⁹ Die neue journalistische Form war offensichtlich nicht ganz unumstritten. Denn viele Leser waren es nicht gewohnt, dass Journalisten mit den Mächtigen auf Augenhöhe sprachen, dass sie auf das Recht pochten, Erklärungen und Beweggründe für politische Entscheidungen einzufordern. Einige nahmen es

87 Haller (1991, 27).

88 Licht Christoph (2004, 42): Das Künstlerinterview. Analyse eines Kunstprodukts.

89 Haas (1999, 288).

den Reportern sogar übel. „Der Gebrauch der neuen Form musste von Journalisten wie von Lesern gelernt werden. [...] die Anpassungsprobleme dauerten alles in allem bis in die 90er Jahre des 19. Jahrhunderts.“⁹⁰

England wird oft als das Mutterland der Pressefreiheit bezeichnet, weil dort die Pressezensur im Jahr 1695 praktisch aufgehoben wurde, indem der licencing act, der die Zensurmaßnahmen regelte, nach gut 50 Jahren einfach nicht mehr verlängert wurde.⁹¹ Die Pressefreiheit wurde dann zu einer zentrale Forderung der Aufklärung. Sie wurde in die amerikanische Bill of Rights und in die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte aufgenommen. In den USA wurde dieses Recht bald zu einer Selbstverständlichkeit.⁹² In Frankreich wurde es im Rahmen der Erklärung der Menschen- und der Bürgerrechte als Idee der Aufklärung festgeschrieben.⁹³

2.1.2 Hofberichterstattung in Deutschland

Dagegen zeichnete sich die Pressegesetzgebung in Deutschland insgesamt durch ihren repressiven und etatistischen Charakter aus.⁹⁴ Zeitungen fungierten teilweise als staatliches Propagandainstrument.⁹⁵ Rund 100 Jahre nach dem Beginn der Pressefreiheit in England gab es in Deutschland noch immer Beschränkungen der Meinungsfreiheit. Die Herrschenden befürchteten vor allem den Einfluss der französischen Revolution und setzten deswegen ihre restaurative Agenda durch. So befahl in Bayern Maximilian I. Joseph im Februar 1806, dass ohne seine Genehmigung in Zukunft „überhaupt keine periodische Schrift politischen Inhalts mehr herausgegeben werden solle.“ Um eine lückenlose Kontrolle zu erreichen, sollte „jedes Blatt oder Heft solcher Schriften vor der Publication der vorgeschriebenen Censur unterworfen werden.“⁹⁶

1819, nach der Ermordung des Schriftstellers August von Kotzebue kam es auf Initiative des österreichischen Außenministers Metternich zu den sogenannten Karlsbader Beschlüssen, die auch zur Grundlage für ein Gesetz im Frankfurter Bundestag wurden. Durch dieses Gesetz wurden allgemeine strenge Zensurbeschränkungen eingeführt, die vor allem auf Presseerzeugnisse zielten.⁹⁷ Nach der französischen Julirevolution von 1830 und dem Hambacher Fest 1832, bei dem die Freiheit der Presse eine der Hauptforderungen war, wurde die Zensur noch einmal verschärft.

90 Haas (1999, 289).

91 Mahlke Alexander (2005, 6 f): Gestaltungsrahmen für das Gegendarstellungsrecht am Beispiel des Internet.

92 Haus der Pressefreiheit e.V.: Zur Geschichte der Pressefreiheit, <https://www.hausderpressefreiheit.de/Home/Presse--und-Meinungsfreiheit/Zur-Geschichte-der-Pressefreiheit.html>

93 Birkner Thomas (2012, 46): Das Selbstgespräch der Zeit.

94 Birkner (2012, 46).

95 Birkner (2012, 93).

96 Stephan Michael (31.1.2012): Zensur (Altbayern und Bayern). Zwischen moralischem Puritanismus und politischer Reaktion 1848-1918, [https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Zensur_\(Altbayern_und_Bayern\)#Zensur_in_der_Weimarer_Republik_1919-1933](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Zensur_(Altbayern_und_Bayern)#Zensur_in_der_Weimarer_Republik_1919-1933).

97 Stephan (2012).

Dies konnte aber die wachsende Bedeutung der Presse nicht verhindern. Der Zeitungsmarkt expandierte, die Zahl der regional angebotenen Blätter nahm zu, die Auflagen stiegen. Die Zeitungen erschienen auch nicht mehr, wie anfangs, nur im Wochenrhythmus, sondern mehrmals in der Woche und schließlich täglich, manche mit mehreren Ausgaben. Auch diese Entwicklung verstärkte ihren Einfluss. Soweit es nicht durch die Pressezensur verhindert wurde, bildeten sich die Anfänge einer meinungsbetonten Presse heraus.⁹⁸

Obwohl nach der Revolution von 1848/49 die Vorzensur abgeschafft war, gab es in Deutschland auch dann noch keine Pressefreiheit. Viele der Zeitungen, die erst in den Monaten der Revolution gegründet worden waren, wurden wieder verboten.⁹⁹ Das traf u. a. auch journalistische Schriftsteller wie Heinrich Heine. Heine fühlte sich trotz seiner modernen Reportagen eher als Schriftsteller und ärgerte sich selber über „Geschreibsel“, das er „nur für das augenblickliche Bedürfnis geschrieben“¹⁰⁰ hatte. Dabei gehörte er als Korrespondent von Cottas Allgemeiner Zeitung ebenso zur journalistischen Avantgarde wie der Autor Karl Marx, der für die Rheinische Zeitung schrieb. Aber langsam wurde die Tagesschriftstellerei zum Beruf. Neue technische Errungenschaften wie schnellere Setz- und Druckmaschinen und Telegrafen erhöhten die Geschwindigkeit der Berichterstattung.¹⁰¹ Unterhaltsame Illustrierte wie die „Gartenlaube“ boomten. 1861 hatte diese Zeitschrift 100 000 Leser gewonnen. Als sehr erfolgreich erwiesen sich gegen Ende des Jahrhunderts auch die sogenannten Generalanzeiger, Massenzeitungen, die sich selbst als politisch und professionell unabhängig betrachteten.¹⁰² Mit mehr Nachrichten und weniger Kommentar sowie mehr Unterhaltung zielten sie, so Birkner, auf breitere Bevölkerungsschichten. Daneben standen die Parteizeitungen, die deutlich eine politische Richtung vertraten. Solche unverhohlene Parteinahme war in jenen Jahren keineswegs verpönt. Im Gegenteil: Unparteilichkeit galt bei vielen nicht als journalistische Tugend, sondern als Prinzipienlosigkeit. Aber es gab auch demokratische Blätter, die sich deutlich gegen jedwede Parteilichkeit aussprachen. So erklärte zum Beispiel das Berliner Tageblatt, es könne nicht „die Aufgabe eines liberalen Blattes sein, mit einer bestimmten Richtung durch dick und dünn zu gehen“.¹⁰³ Erst mit dem Ende der Sozialistengesetze 1888 sowie nach dem Ende der Ära Bismarck zwei Jahre später gab es im Deutschen Kaiserreich so etwas wie Pressefreiheit. Die Politik war stärker der Kritik der Medien ausgesetzt.¹⁰⁴ Reichskanzler Bernhard von Bülow (1900-1909) lud Journalisten zu sich nach Hause ein. Sein Bild in der Öffentlichkeit war ihm wichtig.¹⁰⁵

98 Wilke Jürgen (1991, 74-84): Auf dem Weg zur „Großmacht“: Die Presse im 19. Jahrhundert, in Wimmer Rainer (Hg.) : Das 19. Jahrhundert.

99 Wilke Jürgen (18.04. 2013, 30f): Zensur und Pressefreiheit, <http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-medien/zensur-und-pressefreiheit-in-europa>

100 Birkner Thomas (2010, 113): Das Selbstgespräch der Zeit.

101 Birkner (2010, 133).

102 Birkner (2010, 187).

103 Birkner (2010, 98).

104 Birkner (2010, 206).

105 Birkner (2010, 211).

Die journalistische Darstellungsform des Interviews gab es im Deutschland des 19. Jahrhunderts praktisch nicht, allenfalls als Hofberichterstattung. Wenn Staatsmänner oder gar der Kaiser ein Interview gaben, dann taten sie das nicht, weil sie sich in der Öffentlichkeit erklären oder gar rechtfertigen mussten. Sie gewährten vielmehr die Befragung, die oft nur aus einer einzigen Frage und einem nachfolgenden ausführlichem Statement bestand. Es handelte sich um sogenannte Audienzinterviews.¹⁰⁶

In journalistischen Lehrbüchern wurde das Interview als journalistische Form bis dahin selten erwähnt, und wenn, dann mehr als Recherche-technik denn als Darstellungsform. „Die Darstellungsform des Interviews, welche am deutlichsten den Bedeutungszuwachs der Journalisten demonstriert, war zu diesem Zeitpunkt – anders als in den USA – noch nicht entwickelt.“¹⁰⁷ Das Interviewen ist „in Europa noch nicht zur stabilen Beschäftigung einer bestimmten Persönlichkeit geworden. Unsere Diplomaten und Staatsmänner sind zu zugeknöpft, als daß das Interviewen florieren könnte“, steht in einem Band über die Zeitung aus dem Jahr 1883.¹⁰⁸ Eine der seltenen Ausnahmen bildet das Praktiker-Buch des Wiener Redakteurs Emil Löbl von 1903: „Aus Amerika ist uns eine spezielle Form des Informationsdienstes gekommen: Das Interview.“¹⁰⁹ Erst an der Schwelle zum neuen Jahrhundert erlebte das Interview einen ersten Höhepunkt.¹¹⁰

Langsam änderte sich das Verständnis für die Arbeit von Journalisten. Interviews wurden nicht mehr als Audienz verstanden. Sie verliefen mehr oder weniger nach dem heute üblichen Wechsel zwischen Frage und Antwort. Der Journalist konnte bei seiner Arbeit als Vertreter der Gesellschaft auftreten, der auf Augenhöhe mit den Mächtigen agierte.¹¹¹ Die ersten Definitionsversuche zum Thema Interview gerieten noch etwas ungenau:

„Interviewer (der deutsche Ausdruck lautet etwas boshaft: gewerbsmäßiger Aushorcher) ist ein Journalist, der Tagesgrößen zu besuchen hat und sie im allgemeinen oder über dieses und jenes, was der Redaktion oder dem Interviewer selbst interessant erscheint, ausfragen soll, um darüber zu berichten.“¹¹²

106 Haller (1991, 26-29).

107 Birkner (2010, 261).

108 Wehle Johann H. (1878, 28): Die Zeitung. Ihre Organisation und Technik.

109 Löbl Emil (1903): Kultur und Presse, zitiert nach Haas (1999, 283): Empirischer Journalismus.

110 Birkner (2010, 262).

111 Birkner (2010, 344).

112 Wrede Richard (1902, 6): Handbuch der Journalistik.

2.1.3 Krieg und Diktatur

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts war der Journalismus in Deutschland endlich in der Moderne angekommen.¹¹³ Auch die Form des Interviews begann sich zu etablieren. Die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften sowie ihre Auflagen explodierten förmlich. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurden täglich Auflagen zwischen 18 und 25 Millionen gedruckt. Die Seiten waren keine Bleiwüsten mehr, sondern in Spalten und Unterkapitel gegliedert. Damit wurde nicht nur das Lesen erleichtert. Es war auch ein Verfahren, um die Aufmerksamkeit der Leser zu steuern.¹¹⁴ Der Bildjournalismus wurde immer wichtiger. In der Konkurrenz mit anderen Blättern galt es schnell und universell zu sein. Berichtsgebiet war jetzt die ganze Welt. Und die Journalisten wollten unabhängig berichten: „Nicht Meinung, sondern Nachricht ist das wichtigste Element der Zeitung.“¹¹⁵

Die Bedeutung des Interviews als journalistische Darstellungsform wuchs. Zusammen mit der Reportage wurde es zum wichtigsten investigativen Format für die Berichterstattung über Politik. Bei den Lesern waren beide Formen besonders beliebt, weil sie lebendiger und unterhaltsamer informierten als reine Meldungen über aktuelle Vorgänge. Außerdem galten beide Genres auch als authentischer. Man kam dem Politiker näher als bei seinen sonstigen Auftritten. Und man hatte den Eindruck, dass die Mächtigen nicht mehr einfach von oben herab mit dem Volk reden konnten, sondern sich erklären und rechtfertigen mussten.¹¹⁶

Der erste Weltkrieg brachte die Zensur zurück. Der gerade noch blühende Zeitungsmarkt brach zusammen. Viele Zeitungen mussten aufgeben.¹¹⁷ Von der Presse wurde erwartet, dass sie sich patriotisch verhielt, was den meisten Journalisten – übrigens auch in vielen anderen europäischen Ländern – sowieso eine Selbstverständlichkeit war.¹¹⁸ Das Recht auf freie Meinungsäußerung wurde wieder weitgehend aufgehoben. Das Militär kontrollierte die Presse. Nach der Novemberrevolution und der Ausrufung der Republik wurde die Zensur abgeschafft. Aber auch in der Weimarer Republik blieb die Pressefreiheit noch stark eingeschränkt. Es kam zu Prozessen gegen Druckerzeugnisse wegen Gotteslästerung oder wegen der Verbreitung unzüchtiger Schriften. In Berlin wurde der Intendant des dortigen Schauspielhauses wegen unzüchtigen Inhalts bei der Aufführung von Arthur Schnitzlers „Reigen“ angeklagt.

In den Jahren 1918 bis 1933 präsentierte sich die deutsche Zeitungslandschaft als tief zerstritten. Die Journalisten beschimpften sich gegenseitig als verlogen und nicht vertrauenswürdig. Die Artikel waren polemisch, teilweise hasserfüllt. Was an Unruhe und Zerrissenheit in der deutschen Gesellschaft brodelte, wurde durch die Zeitungen noch befördert und befeuert. Die Wirkung war umso fataler, als die Zeitungslektüre – trotz Rundfunk – die wesentliche Informationsquelle für die Bevöl-

113 Birkner (2010, 264).

114 Birkner (2010, 268-270).

115 Birkner (2010, 344-348).

116 Birkner (2010, 362).

117 Birkner (2010, 363).

118 Stephan (2012).

kerung darstellte. Die noch junge kriselnde Demokratie wurde durch dieses agitatorische Dauerfeuer weiter geschwächt. „Gerade in den Jahren der schweren sozialen und politischen Krise nach 1929 haben Journalisten entscheidend zur Vergiftung des politischen Klimas in Deutschland beigetragen. Damit haben sie den Untergang der Republik aktiv gefördert.“¹¹⁹

Das düsterste Kapitel der Zensur in Deutschland begann unmittelbar nach dem Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933. Zuerst wurde mit der Verordnung „zum Schutz von Volk und Staat“ der Artikel 118 der Grundrechte, der die Meinungsfreiheit schützte, außer Kraft gesetzt. Autoren und Journalisten wurden systematisch verfolgt. Schwarze Listen wurden erstellt, auf denen unerwünschte Bücher standen. Am 10. Mai des gleichen Jahres wurden diese Bücher öffentlich verbrannt. Am 22. September trat das „Reichskulturkammergesetz“ in Kraft, mit dem Joseph Goebbels das gesamte Kulturleben unter seine Kontrolle brachte. Ab September 1935 wurde schließlich der gesamte Buchmarkt „gesäubert“ und überwacht.¹²⁰

Die Medien wurden von da an zu einem reinen Propagandainstrument des NS-Regimes.

„Vor dem Hintergrund dieser Geschichte überrascht es nicht, daß in Deutschland das moderne Interview in seiner angelsächsischen Tradition [...] – nämlich als gesteuerter Dialog zwischen zwei gleichberechtigten, in ihren Rollen freilich klar zu unterscheidenden Gesprächspartnern – erst nach dem Untergang des Nationalsozialismus entdeckt und entwickelt worden ist.“¹²¹

Das wichtigste Propagandainstrument war der Rundfunk. Dafür wurde im Auftrag von Goebbels eigens ein preisgünstiger „Volksempfänger“ entwickelt, den jeder zu Hause haben sollte. Schon nach der sogenannten Rundfunkreform von 1932 wurden zusätzlich Rundfunk-Kommissare eingesetzt, die das Programm überwachten. Damit stand den Nazis 1933 ein „wohlpräpariertes Medium“ zur Verfügung.¹²² Dieses wurde zum Propagandainstrument für Rassenwahn und andere ideologische Verblendungen der Nationalsozialisten ausgebaut. Wer ausländische Radioprogramme einschaltete, konnte wegen Wehrkraftzersetzung mit dem Tode bestraft werden.¹²³

119 Führer Karl Christian (2008, 27): Politische Kultur und Journalismus. Tageszeitungen als politische Akteure in der Krise der Weimarer Republik.

120 Stephan (31.1.2012).

121 Haller (1991, 33).

122 Tonnemacher Jan (1996, 25): Kommunikationspolitik in Deutschland, und Reinle Dominik (2005): WDR: Hörfunk und Fernsehen in der Nazizeit I, WDR.

123 Tonnemacher (1996, 115).

2.1.4 Das Interview in der Ethnologie

So lag der Journalismus am Ende des Krieges in Deutschland am Boden und konnte hinterher nur mit Hilfe der Alliierten wiederbelebt werden. Dabei gab es auch in Deutschland schon um die Jahrhundertwende eine Fachdisziplin, von der sich der Journalismus hätte inspirieren lassen können. Und es ist erstaunlich, dass diese Parallelen bis heute fast gänzlich ignoriert wurden. Die Rede ist von der Ethnologie, die einen großen Teil ihrer wissenschaftlichen Exploration über Interviews generierte und dabei immer wieder auch über die richtige Methode diskutierte.

„Wenn wir entdecken wollen, was den Menschen ausmacht, können wir das nur finden in dem, was die Menschen sind“, schrieb der amerikanische Ethnologe Clifford Geertz. „[...] Indem wir die Verschiedenheiten verstehen, [...] können wir ein Konzept der menschlichen Natur erstellen [...]“. ¹²⁴ Das war es, was Ethnologen antrieb: Mehr darüber zu erfahren, was den Menschen ausmacht. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts suchten sie die Antworten bei fremden Völkern. Wie lebten diese Menschen, in welchen familiären Strukturen, nach welchen Sitten? Welcher Religion folgten sie? Welche Gemeinsamkeiten zwischen ihnen und anderen Stämmen galt es zu entdecken?

Anfangs bezogen die Forscher ihr Wissen darüber fast ausschließlich aus standardisierten Befragungen. Meist waren es Missionare oder Kaufleute, welche die Fragebögen auf ihren Reisen abarbeiteten und zu den Anthropologen zurückschickten. Die Befragungen mussten dabei genauestens protokolliert werden. Dazu gehörte auch die Umgebung, in der das Interview stattfand, oder das nonverbale Verhalten des Befragten. Die Qualität der Aufzeichnungen war allerdings trotzdem sehr unterschiedlich, da die Interviewer fachfremd und oft auch nicht sehr engagiert waren. Später wurden ihnen Leitfäden (Notes and Queries) mitgegeben, die ihnen die Arbeit erleichtern und außerdem einen gleichen Standard der Befragung garantieren sollten. 1874 erschien ein Methodenhandbuch, das bis Mitte des 20. Jahrhunderts im Gebrauch war: „Hinweise und Rückfragen in der Ethnologie. Für den Gebrauch von Reisenden und Bewohnern unzivilisierter Länder.“ ¹²⁵

Die Ethnologen werteten die Papiere dann zu Hause am Schreibtisch aus. Von der neueren Ethnologie wurde diese Methode später etwas abwertend als „armchair anthropology“ bezeichnet. ¹²⁶ Der britische Anthropologe Edward Tylor (1832-1917), der später den ersten Lehrstuhl als Professor für Anthropologie an der Universität Oxford erhielt, war sogar stolz darauf, nicht selbst zu Expeditionen aufzubrechen und Europa nicht zu verlassen.

Die Methode der Wissenschaftler bestand also darin, Reiseberichte zu lesen und Fragebögen zu verschicken. Sie erwies sich aber auf Dauer als unbefriedigend. Zum einen merkte man, dass die Interviews aus zweiter Hand waren. Zum anderen waren

124 Clifford Geertz (1973, 52): *The Interpretation of Cultures*. “If we want to discover what man amounts to, we can only find it in what men are: [and what men are, above all other things is various.] It is in understanding that variousness [– its range, its nature, its basis, and its implications –] that we shall come to construct a concept of human nature [...]“

125 Breidenstein Georg et al. (2015, 14): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*.

126 Breidenstein (2015, 14, 17).

die Interviewer für diese Aufgabe wenig vorbereitet. Weder war abgesprochen, wer von den Einheimischen für die Interviews in Frage kam, noch gab es für den Interviewer Vorinformationen über die zu befragende Volksgruppe. Darüber hinaus erschwerten Sprachbarrieren die Verständigung und verschärften das Misstrauen des fremden Volkes, das nicht wusste, wozu ihm überhaupt solche Fragen gestellt wurden.

Die Anthropologen begannen zu überlegen, wie man die bestehenden Methoden verbessern könnte. Machte z. B. das schematische Herunterbeten eines Fragenkatalogs überhaupt Sinn? Damit sollte zwar garantiert werden, dass die Indigenen nicht von den Interviewern beeinflusst wurden. Aber was diese Fremden wirklich erzählten oder was sie wegließen, blieb dabei dem Zufall überlassen. In der Ethnologie nannte man diese klassische Art des Zugangs zu fremden Völkern Feldforschung. „Feld“ bezeichnet den Ort oder die Region, in der die Ethnologen ihre Informationen sammelten.¹²⁷ Diese Form der Feldforschung wurde nun immer mehr angezweifelt. Sie sei zu oberflächlich, zu generell, und das Wissen der Interviewer zu gering, um wirklich substantielle Erkenntnisse zu gewinnen.

Bald konzentrierte sich die wissenschaftliche Kritik auf die Frage, ob es sinnvoll sei, wenn Interviewer zwar vorher instruiert wurden, wie die notes and queries durchzuführen seien, sie ansonsten aber von den Lebensumständen ihrer Interviewpartner wenig Ahnung hatten.¹²⁸ Die Befragungen wirkten weiterhin monoton, um nicht zu sagen, desinteressiert. Die Interviewer trugen nichts dazu bei, um Missverständnisse auszuräumen oder durch Nachfragen größere Klarheit zu erhalten. Um sich nicht länger auf fachfremde Interviewer verlassen zu müssen, nahmen viele Ethnologen schließlich selbst an Expeditionen teil. Mit Fotoapparaten und Phonogrammen wurden die Beobachtungen festgehalten. Dadurch sollte ein sachlicher Abstand zum untersuchten Gegenstand garantiert werden.

Auch auf die Auswahl der Befragten wurde mehr Wert gelegt. Ihre Hauptqualifikation sollte nicht länger nur darin bestehen, dass sie Englisch sprachen. Sie mussten sorgfältiger nach ihrem Rang in der Gesellschaft ausgewählt werden. Dazu musste man andere Stammesangehörige einbinden. Die Informanten – so nannte man sie nun – wurden nun zu einem Schlüsselbegriff der Feldforschung. Sie mussten, dem Alter und ihrer Stellung in der jeweiligen Gesellschaft nach besonders geeignet erscheinen, um zu familiären Strukturen, Riten und ihrem Alltag Auskunft geben zu können.¹²⁹ Trotzdem wurden die Interviews meist weiterhin auf Englisch und ganz aus dem europäischen, kolonialen Blickwinkel des Forschers durchgeführt.¹³⁰

Im Jahr 1922 schlug der Sozialanthropologe Bronislaw Malinowski ein anderes Vorgehen vor, das er teilnehmende Beobachtung nannte. Er lehnte Wissen aus zweiter Hand strikt ab und forderte stattdessen vom Ethnologen: „Er muss hinaus in die Dörfer gehen und den Eingeborenen bei der Arbeit [...] zusehen. Die Information muss ihm, gewürzt mit eigenen Beobachtungen über das Leben der Primitiven,

127 Hahn Hans Peter (2013, 11): Ethnologie.

128 Breidenstein (2015, 14).

129 Hahn (2013, 12).

130 Breidenstein (2015, 18).

zukommen.“ Mehr noch: Er muss stationäre Feldforschung betreiben, die lokale Sprache erlernen, eine ähnliche Lebensweise wie die Gastgeber annehmen, soziale Kompetenz erwerben.¹³¹ Die Vorbereitung auf die teilnehmende Beobachtung sollte in mehreren Schritten erfolgen. Zunächst war eine gründliche Recherche nötig. Danach folgte eine Zeit des Beobachtens. Erst dann sollten die Anthropologen – zuerst passiv und später auch aktiv – an den alltäglichen Unterhaltungen teilnehmen. Der Umgang mit den Indigenen sollte respektvoll sein. Nach und nach musste es dem Interviewer gelingen, Vertrauen und Neugier zu erwecken, so dass die untersuchte Bevölkerungsgruppe gerne und engagiert mit dem Ethnologen zusammenarbeitete.¹³²

Was bedeutet das genau für den Interviewer? Sollte er vielleicht weniger Fragen abhaken und mehr ein Gespräch führen? Dürfte er sich auch einmischen, eigene Beobachtungen äußern, Anregungen geben? Das Verhältnis von Nähe und Abstand zwischen Ethnologen und Indigenen war schon deshalb problematisch, weil die Beziehung nicht neutral war. Da treffen Menschen verschiedener Welten aufeinander, die einen als Vertreter einer „überlegenen Zivilisation“, die anderen als „Primitive“. Wenn der Fragesteller noch stärker die Führungsrolle übernimmt, schüchtert er möglicherweise das Gegenüber ein. Oder er bringt es dazu, nur das zu antworten, was er ohnehin hören wollte.

Dass die Einflussnahme auf ein Interview zu groß sein kann, zeigt das Beispiel der amerikanischen Ethnologin Margaret Mead, die von Franz Boas, einem der Begründer der ethnologischen Feldforschung und später der teilnehmenden Beobachtung, im Jahr 1925 als junge Wissenschaftlerin nach Samoa geschickt wurde, um zu untersuchen, wie samoische Mädchen ihre Pubertät verbringen. Im Nachhinein stellte sich ihre Befragung als Fehlschlag heraus, da sich die Mädchen einen Spaß mit ihr erlaubt hatten und nur das erzählten, was Mead schon durch ihre Fragen insinuiert hatte.¹³³

Die Diskussion um die richtige Rolle der Interviewer veränderte auch die Beziehung zu den fremden Völkern. Ethnologen und Indigene arbeiteten jetzt zusammen und befanden sich mehr auf Augenhöhe. Beide Seiten wurden jetzt aktive Konstrukteure von Wissen. Manche Forscher interpretierten ihre eigene Rolle sogar noch aktiver. Die Interviewer sollten die Gespräche mitgestalten. „Durch das Interview müssen die interpretativen Fähigkeiten des Subjekts aktiviert, angeregt und gepflegt werden.“¹³⁴ Die Interviewer sollten eigene Themen anregen, gemeinsam nach der besten Formulierung suchen, Zusammenhänge ergründen. „Der Interviewer aktiviert die erzählerische Hervorbringung. Er provoziert Antworten, indem er Mittel und Ausdrücke, ja sogar Metaphern vorschlägt, er setzt die Parameter für Antworten fest.“¹³⁵ Dadurch werde die objektive Information nicht verfälscht, sondern sogar

131 Breidenstein (2015, 16f).

132 Flick Uwe (2006, 220): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung.

133 Shankman Paul (9/1996): The History of Samoan Sexual Conduct and the Mead-Free-man Controversy. In: American Anthropologist, New Series, Vol.98, no.3, 555-567.

134 Holstein James A./Gubrium Jaber F. (1995, 17): The active interview: „By the interview, the subject's interpretative capabilities must be activated, stimulated and cultivated.“

135 Holstein/Gubrium (1995, 39): „The interviewer activates narrative production. – He provokes responses by indicating – even suggesting – narrative positions, resources, orientations, he sets the general parameters for responses.“

befördert. Das Wissen stamme ja trotzdem aus dem Erfahrungsschatz des fremden Volkes. Es werde durch die Hilfestellung des Forschers nur aktiviert. Je mehr dem Interviewten klar gemacht würde, wie bedeutend seine Mitarbeit bei diesem Gespräch ist, desto motivierter würde er daran mitarbeiten. „Interviewte möchten wissen, dass das, was sie zu sagen haben, wichtig ist.“¹³⁶ Das wird sie noch stärker motivieren, die Geschichte ihres Volkes angemessen zu erzählen. „Es muss eine Ebene von Vertrauen geben zwischen dem Interviewer und dem Interviewten.“¹³⁷

Es scheint, als hätten sich die Ethnologen damals schon mit den wichtigsten Fragen zum Thema Interview auseinandergesetzt, über die Journalisten bis heute immer wieder nachdenken. Wie groß muss die Distanz zum Befragten sein, Wie viel Nähe oder wie viel Abstand verträgt die Interaktion? Welches Vorwissen, welche Recherchen müssen dem Interview vorausgehen? Wie weit muss der Interviewer versuchen, sich in die Rolle des anderen hineinzudenken? Fragt man eher neutral oder stimuliert man das Gegenüber mehr, indem man stärker in das Gespräch eingreift? Inwiefern müssen beide Protagonisten die gleiche Sprache sprechen?

Dass Ethnologen und Journalisten bei ihrer Arbeit und ihren Themen viele Gemeinsamkeiten haben, zeigte sich später immer mehr auch an den Themen, die beide bearbeiteten. Anthropologen wie Journalisten entdeckten ihr Interesse für die eigene Umgebung, für die Großstadt mit ihren verschiedenen Milieus, die dortigen Wohnbedingungen, die Arbeitsverhältnisse und das soziale Leben. Der literarische Journalist Johann Pezzl hatte schon um 1790 in seiner „Skizze von Wien“ ein Kultur- und Sittenbild der österreichischen Hauptstadt geliefert.¹³⁸ Die Schriftsteller und Autoren für die Augsburger Allgemeine Zeitung, Heinrich Heine und Ludwig Börne, beschrieben in ähnlicher Weise das Leben in Paris.¹³⁹ Friedrich Engels nahm sich der Lage der arbeitenden Klasse in England an und arbeitete dabei mit vielfältigen Quellen und Augenzeugen.¹⁴⁰ Und meist gewannen die Autoren ihr Wissen über Interviews, in denen sie nach den Lebensverhältnissen der Menschen fragten.

Der Journalist Georg Stefan Troller, der im Fernsehen vor allem durch seine Porträtreihe „Personenbeschreibung“ berühmt wurde, scheint ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben wie die Ethnologen der teilnehmenden Beobachtung. Er hat seine Vorgehensweise bei Interviews einmal so beschrieben: „Je mehr man von sich selbst preisgibt, desto mehr erhält man zurück. Bleibt es bei Routinefragen, erntet man auch nicht mehr als Routineantworten.“¹⁴¹

136 Miller Jody/Glassner Barry (2004, 104): The Inside and the Outside. Finding Realities in Interviews, in: Silverman David: Qualitative research: „Interviewees want to know that what they have to say matters. They want to know what will become of their words.“

137 Miller/Glassner (2004, 106).

138 Haas (1999, 133).

139 Haas (1999, 140).

140 Haas (1999, 151).

141 Troller Georg Stefan (10/2017, 46): Interview in: Journalist.

2.1.5 Der ethnologische Film

Auch im Einsatz technischer Mittel waren die Ethnologen den Journalisten voraus. Sehr früh setzten sie Phonographen für Interviewaufnahmen ein. Auch Fotoapparate und Filmkameras wurden bei Exkursionen für die Dokumentation verwendet, lange bevor das Fernsehen seine ersten Sendungen ausstrahlte. Um 1900 begannen die ersten Ethnologen, mit Filmaufnahmen zu arbeiten. Die ersten Aufnahmen überhaupt entstanden 1901 in Australien. Der Filmemacher Baldwin Spencer hatte einen Tanz der Aborigines aufgenommen.¹⁴² Kurz darauf wurden auch in Europa die ersten Filmaufnahmen in Kolonien oder bei Forschungsreisen gedreht. Sie zeigten den Alltag oder rituelle Handlungen fremder Völker. Der Film protokollierte das Leben einer Volksgruppe genauer und zuverlässiger als es je schriftliche Aufzeichnungen hätten leisten können. Die Präsenz des Protagonisten, seine Körperhaltung, seine Gesten, seine Mimik, all das wurde im Film festgehalten. Die Wirkung auf den Zuschauer war eindringlich. Es erschien, als würde er auf die Expedition mitgenommen, um sich einen eigenen Eindruck zu verschaffen.

Allmählich entdeckten die Ethnologen auch filmisch das Fremde im eigenen Land. Ethnologische Methoden wie die teilnehmende Beobachtung, wurden nun auch in der Stadtforschung oder bei verschiedenen Milieus angewandt. In vielen amerikanischen und britischen Universitäten schlossen sich zwischen 1920 und 1940 die Fächer Ethnologie und Soziologie zu einer gemeinsamen Fakultät zusammen.¹⁴³ Vor allem die Chicago School gewann bei der Stadtforschung großen Einfluss. Chicago zählte 1870 etwa 300 000 Einwohner, 50 Jahre später waren es 3 Millionen, also zehnmal so viel. Einwanderer aus Europa und Asien prägten das Stadtbild. Die Sozialethnologen entdeckten darin ein ganzes Laboratorium, um menschliches Verhalten zu studieren. Einer der wichtigsten Vertreter der Chicago School war Robert Park, der vorher jahrelang als Zeitungsreporter gearbeitet hatte, bevor er Soziologe wurde. Der Beruf des Zeitungsreporters war damals neu. Reporter suchten nach Stories, nach News in verschiedensten Milieus, recherchierten dazu auf eigene Faust oder heuerten zur Tarnung selbst in anderen Berufen an, um sich Nachrichten aus erster Hand zu beschaffen.¹⁴⁴

Mitte der 1930er Jahre entstanden die ersten Dokumentationen, bei denen auch synchron gesprochen wurde. Im sowjetischen Film „Die drei Lieder über Lenin“¹⁴⁵ von 1934 wurde teils direkt in die Kamera gesprochen, teilweise wurden die Originaltöne als Off-Kommentar verwendet. Ein Jahr später drehten Edgar Anstey und Arthur Elton die sozialkritische Dokumentation „HOUSING PROBLEMS“¹⁴⁶, bei der Betroffene aus den englischen Arbeiterghettos selbst zu Wort kamen.

142 Dunlop Ian (1979, 111-119): Ethnographic Film-Making in: Australia, the first seventy years (1898-1968), Aboriginal History Vol. 3, No. 1/2.

143 Breidenstein (2015, 20).

144 Breidenstein (2015, 21 f).

145 SPIEGEL-ONLINE (07.06.1970): Lieder von Lenin, <https://www.spiegel.de/kultur/lieder-von-lenin-a-b2162e67-0002-0001-0000-000045439740>

146 Ruffert Christine (2019): Film as Instrument of Social Enquiry: The British Documentary Film Movement of the 1930s. In: Research in Film and History. Research, Debates and Projects 2.0 (2019), Nr. 2, S. 1–10. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/14799>.

Dass man Menschen in die Kamera sprechen sah, war eine völlig neue Erfahrung und hatte eine außerordentlich intensive Wirkung. Man konnte ihnen zusehen, während sie sprachen, sie genau beobachten, ihre Reaktionen bei den Fragen deuten. Aber mit den neuen Produktionsmöglichkeiten tauchten auch erstmals Fragen nach den Darstellungsformen auf: Sollten die Protagonisten bei ihren Wortbeiträgen durchgehend zu sehen sein, oder durfte man sie auch teilweise mit Bildern unterschneiden? Sollten die Interviewten in die Kamera oder zum Interviewer schauen? Welche Hintergründe sollte man auswählen? Später sollten auch Journalisten im Fernsehen die Erfahrung machen, dass in ihrem Medium scheinbare Echtheit und Authentizität nur um den Preis des Inszenierens zu haben ist.

2.1.6 Ethnologie und Journalismus

Journalismus und Ethnologie verbinden viele Gemeinsamkeiten. Das beginnt bei den Themen: Exotik, Fremdes, und Milieubeschreibungen aus Städten sind Themen, die auch ein breites Publikum gerne sieht. Auch die Recherchemethoden von Ethnologen und Journalisten ähneln sich. Mit einiger Ironie könnte man sogar behaupten, dass sich heute im Journalismus vermehrt wieder eine Art armchair-Methode durchsetzt, weil viele Autoren ihre Recherchen aus Zeitgründen vor allem vom Bürostuhl aus und fast ausschließlich über Telefon und Internet erledigen.

Mit dem Einsatz der Filmkamera hatten die Ethnologen Erfahrungen gemacht, wie sie später auch den Fernsehmachern begegneten: Bei Interviews, die filmisch aufgenommen werden, überlagern vielerlei Eindrücke den eigentlichen Inhalt. Es zählt nicht mehr allein das Wissen eines Protagonisten, sondern mindestens ebenso sehr seine Ausstrahlung. Wirkte er überzeugend, und wenn ja, woran lag das? Welchen Einfluss hatte seine Körpersprache auf seinen Auftritt? Unterstrich sie seine Aussagen oder lenkte sie ab, weil Gesten und Worte sich zu widersprechen schienen? Plötzlich merkte man, dass es vor der Kamera nicht nur auf Fachkompetenz ankommt.

Eine andere wichtige Frage war, wie man den Interviewpartner positionieren sollte. Welche Blickrichtung sollte er einnehmen? Sollte er in die Kamera schauen? Oder auf den Interviewer? Sollte man beide Personen sehen? Sollte man vielleicht sogar die Techniker zeigen, die für die Aufnahme nötig waren, um das spezielle Umfeld des Fernsehens deutlich zu machen oder würde das nur ablenken? Beide Variationen wurden später im Dokumentarfilm ausprobiert. Fast zeitgleich entstand um 1960 in Nordamerika das *Direct cinema* und in Frankreich das *cinéma vérité*. Im *Direct Cinema*, das aus dem Journalismus kommt, sollte Natürlichkeit hergestellt werden, indem Technik und Autor möglichst unsichtbar blieben. Ein kleines Filmteam, kein zusätzliches Licht, kein Stativ, keine Filmmusik, keine vorbereitenden Gespräche, kein Drehplan, das waren die Bedingungen. Das *Cinéma Vérité*, das Ethnologen entwickelten, strebte das genaue Gegenteil an. Dabei sollte bewusst gezeigt werden, dass gefilmt wurde. Kameras und Scheinwerfer sind zu sehen, die Filmemacher greifen in das Geschehen ein und reflektieren auch hinterher ihre Arbeit.¹⁴⁷ Das ändert nichts daran, dass es sich in beiden Fällen um Inszenierungen handelt.

147 Grammatikopulu Despina (2021): *Cinéma Vérité*, <https://www.movie-college.de/filmschule/dokumentarfilm/cinema-verite>

Was später auch die Fernsehmacher erlebten, tauchte also auch schon bei den ethnologischen Dreharbeiten als Problem auf: ohne Inszenierung geht es nicht. Sobald eine Kamera im Spiel ist, sobald ein Hintergrund sichtbar wird, müssen Entscheidungen darüber gefällt werden, wie dieses Umfeld auszusehen hat. Der Kameramann wählt den Ausschnitt seiner Bilder, der Autor plant die Dramaturgie des Interviews, und auch der Interviewte wird sich – wenn er genug Erfahrung vor der Kamera besitzt – stimmlich und körperlich so kontrollieren, dass er überzeugend und sympathisch wirkt.

Dass Ethnologen und Journalisten vieles verbindet, aber auch manches trennt, war vor einigen Jahren auch Thema einer gemeinsamen Diskussion zwischen Wissenschaftlern und Journalisten. Die Frage, die sich die Runde stellte, hieß: „Ethnologen und Journalisten: ungleiche Geschwister?“¹⁴⁸ Es ging um die unterschiedlichen Erwartungen, die Ethnologen und Medienvertreter voneinander haben, wenn aus fremden Ländern berichtet wird. Die Journalisten wiesen auf das Diktat der Komplexitätsreduzierung hin, das im Fernsehen dazu zwingt, Themen vergleichsweise knapp und vereinfacht darzustellen. Man habe eben zum großen Teil kein akademisch gebildetes, sondern ein sehr gemischtes Publikum vor sich. Die Wissenschaftler bedauerten, dass ihr ethnologisches Fachwissen zu wenig abgerufen werde und die journalistischen „Berichte oft mit unzulässigen Verallgemeinerungen hantierten“. Die Journalisten entgegneten, dass die mediale Inszenierung eine starke Selektion impliziere. Sie sind – das zeigte dieses Treffen – sich ziemlich fremd geblieben, die ungleichen Geschwister. Aber sie wollen miteinander im Gespräch bleiben.

2.1.7 Pressefreiheit nach der Diktatur

Das Interview in Deutschland entwickelte sich also im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert eher außerhalb des Journalismus, – in den Sozialwissenschaften. Nach der Nazidiktatur waren es zunächst die Alliierten, die den Journalismus wiederbelebten und damit auch maßgeblichen Einfluss auf die Form des politischen Interviews ausübten. Zunächst aber betätigten sie sich als Kontrolleure der Medien wie auch als Lehrmeister für deutsche Journalisten. Sie entschieden über die Gründung neuer Zeitungen wie über deren Betreiber und initiierten den Neubeginn des Rundfunks, der im Dritten Reiche eine so unselige Propagandarolle gespielt hatte. Die britischen Offiziere hatten dabei die BBC als Vorbild im Blick, die Amerikaner brachten ihre Vorstellungen von freier Presse in die deutsche Medienlandschaft ein.

Unmittelbar nach der militärischen Kapitulation im Mai 1945 leiteten die alliierten Siegermächte einen umfassenden Umerziehungsprozess ein. Die deutsche Gesellschaft sollte wieder lernen, was eine freie Presse ist und was eine demokratische Streitkultur ausmacht. Deutlich wird diese Haltung in einem Schreiben des stellvertretenden britischen Militärgouverneurs vom 13. Oktober 1947 an den Generalsekretär des Zonenbeirats, in dem es u. a. heißt, der Kontrollkommission sei sehr daran gelegen, ein „unabhängiges Rundfunksystem zu schaffen, in dem frei-

148 Veranstaltungsprotokoll (11.2.2009): Ethnologen und Journalisten: ungleiche Geschwister? <https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2016/08/ProtokollBonn.pdf>

gesinnte Menschen ihre Ansichten zu den brennenden Tagesfragen zum Ausdruck bringen können, und das als wirksames Hilfsmittel eingesetzt werden kann, um bei der Bevölkerung Verständnis für den Wert der Kritik der freien Rede und des Aufeinanderprallens verschiedener Meinungen in einer demokratischen Gesellschaft hervorzurufen.“¹⁴⁹ Wegen ihrer großen Reichweite boten sich als geeignete Medien vor allem der Hörfunk und ab Ende 1952 das Fernsehen an.¹⁵⁰ Schon wenige Tage vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs nahmen die Alliierten in Hamburg den ersten Sender in Betrieb. Am 4. Mai hörten die Deutschen neben den Durchhalteparolen des Reichssenders erstmals die Ansage: „Hier spricht Hamburg, ein Sender der alliierten Militärregierung.“¹⁵¹

In der Ostzone meldete sich wenige Tage nach dem Ende des Krieges die Sendung „Hier spricht Berlin!“ aus dem „Haus des Rundfunks“, der ehemaligen nationalsozialistischen Sendezentrale. Daraus entstand unter Kontrolle der sowjetischen Militärregierung der Berliner Rundfunk. Im Oktober folgte aus Leipzig der „Mitteldeutsche Rundfunk“. Vier Jahre später übergaben die sowjetischen Militärs die Kontrolle über den Hörfunk an die Regierung der DDR.¹⁵²

Der Rundfunk sollte vor allem dazu dienen, die Re-Education, die Umerziehung der Deutschen vom Faschismus zur Demokratie, zu fördern. Ziel war, das Medium Radio möglichst bald in die Hände der deutschen Bevölkerung zu übergeben. „Meine einzige Aufgabe hier ist es, mich überflüssig zu machen“, beschrieb Hugh Carlton Greene, Leiter der deutschen Abteilung der BBC in der britischen Zone, seine Arbeit.¹⁵³ Greene, der Mann, der die Reform durchsetzte, war ein Bruder des Schriftstellers Graham Greene und späterer Generaldirektor der BBC.¹⁵⁴

Die deutschen Journalisten lernten vor allem von den BBC-Kollegen und denen aus den USA, was wahrheitsgetreue und sachliche Berichterstattung ist. Amerikaner und Briten wollten keine Erneuerung des deutschen Journalismus, sondern eine Stunde Null, eine völlige Neugestaltung. Britische Journalisten wurden nach Deutschland geschickt und deutsche Journalisten wurden nach England eingeladen, um dort die Redaktionsarbeit der BBC kennen zu lernen.¹⁵⁵ Auch Hans-Joachim Friedrichs vom ZDF und Claus-Hinrich Casdorff von der ARD waren bei den Briten in die Lehre gegangen. Wie deutscher Journalismus nicht mehr sein sollte, hatte der

149 Hagengut Christina (2004, 32): Modell und Wirklichkeit – 50 Jahre Rundfunkgeschichte in Nordrhein- Westfalen.

150 Hagengut (2004, 13).

151 Diller Ansgar (1996, 4): Rundfunk im Westen von 1945 bis 1990, <https://docplayer.org/48670093-Rundfunk-im-westen-von-1945-bis-1990.html>

152 Pfundstein Karin: Hier spricht Berlin, Deutsches Rundfunkarchiv, <https://www.dra.de/de/entdecken/1945-der-krieg-ist-aus/hier-spricht-berlin-die-erste-sendung-des-berliner-rundfunks-nach-kriegsende/>

153 Diller (1996, 34 f).

154 Benz Wolfgang (2005, 5): Demokratisierung durch Entnazifizierung und Erziehung, Bundeszentrale für politische Bildung.

155 Esser Frank (1998, 48): Die Kräfte hinter den Schlagzeilen.

britische Journalist Sefton Delmer vom Daily Express sarkastisch formuliert. Für ihn waren deutsche Zeitungen „unlesbar“, „geschwollen geschrieben und unverdaulich aufgemacht.“ Die deutsche Lokalpresse habe schon lange vor Hitler „mit kriecherlicher Servilität vor den jeweiligen Machthabern auf dem Bauch gelegen.“¹⁵⁶

Auch den Amerikanern war der deutsche Journalismus zu parteiisch, zu doktrinär und Autoritäten gegenüber zu liebedienerisch, wie sich Harold Hurwitz, amerikanischer Zivilbeamter beim Wiederaufbau der deutschen Presse erinnerte.¹⁵⁷ Ein zweiter sehr negativer Aspekt war nach seiner Meinung die Neigung zur Gesinnungsberichterstattung, zur Vermischung von Nachricht und Meinung. Die Briten hatten Mühe, die Deutschen davon zu überzeugen, dass der Leitartikel als Kommentar nicht auf die erste Seite gehörte. Auf die Titelseite – so die Briten – gehörten keine Meinungen, sondern die wichtigsten Nachrichten. Der Deutsche Journalistenverband sprach sich gegen die britische Vorstellungen aus: „Wir sehen mit großem Kummer, daß eine Tendenz unserer deutschen Presse besteht, von der Meinungspressen abzugehen und sich hinzuwenden zur sogenannten meinungslosen Presse“, erklärte der Vorsitzende Helmut Cron.¹⁵⁸

Der offizielle Start des Nachkriegsfernsehens ereignete sich am 25.12.1952 beim NWDR in Hamburg. Einen Tag darauf begann die Tagesschau, anfangs dreimal wöchentlich, zu senden. 1000 Haushalte schauten in den ersten Tagen zu. In wenigen Jahren gelang dem Fernsehen der Durchbruch zum Massenmedium.¹⁵⁹ Im Mai 1955, zehn Jahre nach der deutschen Kapitulation ging die Zuständigkeit für den Rundfunk ganz in deutsche Hände über. 1955 gab es schon 100 000 Geräte in der Bundesrepublik, 1960 stieg die Zahl der Fernsehteilnehmer auf 3,5 Millionen.¹⁶⁰

Das Interesse an Politiksendungen war groß. Die meisten Gespräche mit Politikern mussten aus technischen Gründen live geführt werden, was für manchen von ihnen anfangs sehr ungewohnt war. Im Hörfunk gab es sogar schriftlich ausgearbeitete Diskussionssendungen (scripted talk) für die Teilnehmer. Da die Texte dann abgelesen werden mussten, wirkten sie oft verkünstelt und wurden hinterher noch einmal bearbeitet, damit sie authentischer klangen. Auch bei der BBC, dem Vorbild des Hörfunks und des Fernsehens in Deutschland, gab es für Gesprächssendungen eine Zeitlang eine Art Textbuch. In den ersten Jahren waren die meisten Gäste vor Fernsehauftritten noch sehr schüchtern: „Wer erlebt hat, wie auch wortgewandte, in Gerichtssälen erprobte Juristen angesichts der Kamera kläglich zu stottern beginnen, wird die Erleichterung der Fernsehleute verstehen, wenn sie von dem ständigen Seiltanz um Steckenbleiben oder Gemeinplätze befreit sind.“¹⁶¹

156 Delmer Sefton (1963, 643 f): Die Deutschen und ich.

157 Hurwitz Harold (1972, 41): Die Stunde Null der deutschen Presse. Die amerikanische Pressepolitik in Deutschland 1945-1949.

158 Cron Helmut (1960, 6) in 10 Jahre Deutscher Journalisten-Verband, Sonderausgabe .

159 Chronik der ARD (28.01.1957), <http://web.ard.de/ard-chronik/index?year=1952>

160 Hagengut (2004, 93).

161 Eckert Gerhard (1953, 94): Die Kunst des Fernsehens. Umriss einer Dramaturgie.

Die Fernsehkamera gab den Politiker sozusagen schutzlos den Zuschauern preis. Diese konnten sich erstmals selbst ein Bild von ihm machen. Jetzt zählten nicht nur die politischen Botschaften, sondern auch der Eindruck, den sie beim Publikum hinterließen.¹⁶² Der Auftritt im Fernsehen war also anfangs für einen Politiker nicht ohne Risiko. Auch der Moderator spielte nicht mehr nur eine Nebenrolle wie ein Interviewer für eine Zeitung. Stattdessen spielte er die zweite Hauptrolle. „Das Gespräch entwickelte sich zu einer „dramatische[n] Form des Fernsehens, ist [es] wie eine Szene aus einem Spiel, in dem die Akteure jedoch sich selbst darstellen.“¹⁶³ Den Protagonisten war auch damals schon klar, dass sie an einer Inszenierung teilnahmen: „Das Durchstoßen der Rampe geschieht durch das ständige Auflösen des Dialogs zwischen den beiden oder mehreren Sprechern auf das andere und eigentliche Gespräch hin, das zwischen jedem Einzelnen von ihnen und dem Zuschauer erfolgt.“¹⁶⁴

Anfangs mussten Politiker eher überzeugt werden, ins Studio zu kommen, als dass sie sich den Journalisten aufdrängten. Das neue Medium hatte sich noch nicht durchgesetzt und präsentierte sich wenig aufregend. Die optische Darstellung war eher bescheiden. Die Diskussionen wurden von einer einzigen Kamera aufgenommen, was sehr monoton wirkte. Viele Politiker scheuten deshalb den noch ungewohnten Live-Auftritt. Trotzdem erforderte das neue Medium „neue Strategien der politischen Kommunikation, die nicht einfach zu lernen waren, etwa der Live-Auftritt, dem sich Politiker in den sechziger Jahren gerne entzogen.“¹⁶⁵

Zunächst aber waren die Vorbilder vor allem in England zu besichtigen. Josef Müller-Marein reist 1956/57 nach England, um die Redaktion des BBC-Magazins „Panorama“ und deren Arbeitsweise kennen zu lernen. Im Januar 1957 startete die Sendung unter dem gleichen Namen und Konzept in Deutschland, mit Marein als Moderator.¹⁶⁶

Das Interesse an politischer Information war nach den dunklen Jahren der Nazi-herrschaft groß. Das Medium Fernsehen wurde zur wichtigsten Informationsquelle in der Gesellschaft. Dazu trug neben dem großen Verbreitungsgrad auch das Bild bei. Zum ersten Mal konnte man Menschen nicht nur – wie im Hörfunk – zuhören, sondern sie auch beim Reden und Gestikulieren beobachten. So kam es, dass „das Fernsehen wegen der bewegten Bilder den Eindruck besonderer Glaubwürdigkeit erweckt[e] („seeing is believing“).“¹⁶⁷ Das Fernsehen wurde zum Leitmedium, zur wichtigsten Quelle für Information.¹⁶⁸

162 Hagengut (2004, 51).

163 Eckert (1961, 79).

164 Eckert (1961, 96).

165 Mergel Thomas (2006, 198-201): Politischer Journalismus und Politik in der Bundesrepublik, in: Zimmermann Clemens (Hg.): Praktischer Journalismus.

166 Chronik der ARD (28.1.1957): Deutsches Rundfunkarchiv,
<http://web.ard.de/ard-chronik/index?year=1957>

167 Keller Harald (2009): Die Geschichte der Talkshow in Deutschland.

168 Vowe/Henn (2016).

2.1.8 Kampf um Kontrolle der Medien

Die Briten wie die Amerikaner wollten von Anfang an, dass Rundfunk und Fernsehen staatsfern organisiert seien. Deswegen setzten sich die Briten für ein öffentlich-rechtliches Rundfunksystem nach dem Vorbild der BBC ein.¹⁶⁹ Diese Organisationsform sollte Meinungsvielfalt und Ausgewogenheit garantieren. Die Amerikaner brachten ihre Vorstellungen von freier Presse in die deutsche Medienlandschaft ein. Umso verblüffter waren die Alliierten darüber, dass schon kurz nach Kriegsende der Machtkampf um die Medien neu entbrannte. Die deutschen Parteien sowie Regierungs- und Verwaltungsstellen versuchten massiv, Einfluss auf die Presse zu nehmen. Dies hatte natürlich auch Folgen für die Arbeit der Journalisten, die noch Jahrzehnte zu spüren waren.

Andererseits passte auch nicht allen Deutschen die Vorstellung, dass die BBC das Vorbild für öffentlich-rechtliches Fernsehen in Deutschland sein sollte. Trotz der schlimmen Erfahrungen im Dritten Reich wollte die deutsche Politik offenbar wieder eher an das 19. Jahrhundert anschließen, als die Presse von der Politik streng kontrolliert und auch zensiert wurde. Der Konflikt mit den Alliierten eskalierte, weil diese auf einen Neuanfang bestanden und dabei auf ihre guten Erfahrungen im eigenen Land verwiesen. Die Rundfunkanstalten sollten „als Instrumente des öffentlichen Dienstes eingerichtet werden, frei von Herrschaft irgendeiner besonders interessierten Gruppe, von regierungs-, wirtschaftspolitischen, religiösen oder irgendwelchen anderen Einzelementen der Gemeinschaft“ (amerikanische Militärregierung vom 21. November 1947). Die Landesrundfunkanstalten sollten als Anstalt des öffentlichen Rechts organisiert werden. "Diese unterstehen zwar der staatlichen Rechtsaufsicht, sind aber mit Selbstverwaltungskompetenzen ausgestattet und vor allem von jeglicher Programmkontrolle staatlicher Behörden befreit", so der Journalistik-Professor Jan Tonnemacher.¹⁷⁰ An der Spitze der Rundfunkanstalt war künftig ein Intendant vorgesehen, der von einem Rundfunkrat kontrolliert werden sollte. Diesem Rundfunkrat sollten Vertreter aus den wichtigsten gesellschaftlichen Milieus – von Arbeitgebern, Gewerkschaften, Parteien und Kirchen, aus Wissenschaft, Bildung und Kunst – angehören. Allerdings stieß das Modell der Alliierten im westdeutschen Nachkriegsdeutschland auf wenig Verständnis, weil es dort keine Tradition einer bürgerlich liberalen Gesellschaft gab. Für die Parteien und die Regierung erschien der Rundfunk mehr „als ein Führungs- und Ordnungsinstrument des Staates [...], nicht aber als ein Artikulationsmedium der pluralistischen Gesellschaft.“¹⁷¹

Von Anfang an kam es deshalb zwischen der deutschen Regierung und den Alliierten zu heftigen Auseinandersetzungen um den Einfluss auf den Rundfunk. „Die Briten waren erschrocken, daß bald nach Kriegsende die deutschen Parteien, Regierungs- und Verwaltungsstellen schon wieder versuchten, Einfluß auf die Presse

169 S. im Folgenden: Reinle, Dominik (05.07.2005): Demokratie aus dem Äther, <https://www1.wdr.de/archiv/rundfunkgeschichte/rundfunkgeschichte116.html>

170 Tonnemacher Jan (1996, 116): Kommunikationspolitik in Deutschland.

171 Prodoehl Hans Gerd: Modell und Wirklichkeit. Legitimationsprobleme des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der Bundesrepublik Deutschland, in: Politische Vierteljahresschrift.

zu nehmen.“ Sie wollten einen föderalistischen Rundfunk. Adenauer will, dass der Rundfunk ein „politisches Führungsmittel der jeweiligen Bundesregierung“ sein müsse und fordert dementsprechend 1950 von der Alliierten Hohen Kommission den Zugriff des Bundes. Die Deutschen setzten durch, dass die Aufsichtsgremien des NWDR vor allem politisch besetzt würden. Die unabhängige journalistische Arbeit wurde teilweise ins Gegenteil verkehrt: So wurde eine Unterscheidung zwischen „erläuternden Kommentierungen und Meinungskommentaren“ eingeführt. Meinungskommentare durften künftig nur von Journalisten verfasst werden, die nicht zum Sender gehörten. Und die konnte man nach Belieben aussuchen.¹⁷²

Im Mai 1955, zehn Jahre nach der deutschen Kapitulation, ging die Zuständigkeit für den Rundfunk ganz in deutsche Hände über.¹⁷³ Die Gründung der ARD (Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland) im gleichen Jahr führte zu erneuten politischen Auseinandersetzungen um den Einfluss in den Medien. Die Bundesregierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer (CDU) wollte drei zusätzliche Rundfunkanstalten des Bundes einrichten, davon zwei Hörfunkprogramme, die „Deutsche Welle“ (DW) als Auslandsdienst und den „Deutschlandfunk“ (DLF) als Sender für die DDR.¹⁷⁴ Zudem plante Adenauer, ein zweites Fernsehprogramm zu installieren, das „Deutschland-Fernsehen“. Dieses Deutschland-Fernsehen sollte eine öffentlich-rechtliche Anstalt sein, welche einen gewissen Anteil des Programms selbst gestalten, den Großteil des Programms jedoch von einer privaten Fernsehgesellschaft übernehmen sollte.¹⁷⁵

Der Streit zwischen Adenauer und den Ländern um die neuen Fernsehpläne wurde schließlich sogar vor Gericht ausgetragen.¹⁷⁶ Adenauer unterlag. Der Fernsehstart des Adenauer-Fernsehens wurde gestoppt und das Gericht schrieb fest, „daß die Organisation des Rundfunks eine Angelegenheit sei, welche ausschließlich die Länder zu regeln hätten“.¹⁷⁷ Nach diesem Sieg vor Gericht einigten sich die Ministerpräsidenten mit der Bundesregierung auf einen Kompromiss. Im Juni 1961 wurde der Staatsvertrag über die Errichtung des „Zweiten Deutschen Fernsehens“ (ZDF) unterzeichnet.¹⁷⁸ Die Länder erhielten – sozusagen als Entschädigung – die Erlaubnis, in ihrem Sendebereich Dritte Programme einzurichten, die vor allem Bildung und regionale Information anbieten sollten.

Wie die ARD wird auch das ZDF von einem Aufsichtsgremium kontrolliert. Dieser sogenannte Fernsehrat ist noch stärker dem Parteieneinfluss unterworfen als der Rundfunkrat in den ARD-Anstalten. Ursprünglich gehörten ihm 77 Mitglie-

172 Hagengut (2004, 45).

173 Hagengut (2004, 93).

174 Hagengut (2004, 93-98) und Reinle Dominik (2005) : Streit um Fernsehkompetenzen, Archiv des WDR, <https://www1.wdr.de/archiv/rundfunkgeschichte/rundfunkgeschichtel22.html>

175 Stuißer Heinz-Werner (1998, 220): Medien in Deutschland, Bd. 2, München.

176 Hagengut (2004, 103).

177 Stuißer (1998).

178 Hagengut (2004, 113).

der an. Davon waren 40 % Vertreter von Regierungen und Parteien, 53 % gehörten Vertretern von Verbänden und anderen Bereichen an, die aber von den jeweiligen Ministerpräsidenten bestimmt wurden. Dazu kamen noch 5 Vertreter (6,5 %) der Religionen.¹⁷⁹ Die Folgen haben sich immer wieder im Programm und bei Personalentscheidungen ausgewirkt.

Auch später gab es Versuche, die Unabhängigkeit des Rundfunks zu beschneiden. Im März 1972 wurde in Bayern ein Volksbegehren gegen ein neues Rundfunkgesetz der CSU initiiert. Das Gesetz sollte den Einfluss der Landesregierung auf Programm und Personal des Bayerischen Rundfunks vergrößern. Gleichzeitig sollte damit der Weg frei gemacht werden, damit Rundfunk in Zukunft auch von privaten Anbietern gestaltet werden könnte. Doch der Druck der Bevölkerung war zu groß. Franz Josef Strauß, der damalige Ministerpräsident, zog die Pläne der CSU zurück.¹⁸⁰

Im März 2014 stellte das Bundesverfassungsgericht in einem Urteil fest, dass die Politik einen zu großen Einfluss auf das ZDF habe. Der Fernseh- und auch der Verwaltungsrat müssten deutlich parteifreier zusammengesetzt sein. Vorausgegangen war ein massiver Druck der Politik, der dazu führte, dass der Vertrag mit dem damaligen Chefredakteur des ZDF, Nikolaus Brender, nicht verlängert wurde. In der Folge kam es zu einer Normenkontrollklage vor dem Bundesverfassungsgericht. Der Spruch der Richter lautete schließlich, Teile des ZDF-Staatsvertrags seien verfassungswidrig. Angemahnt wurden das Gebot der Vielfaltsicherung, die Berücksichtigung auch von kleineren Gruppierungen des öffentlichen Lebens und eine konsequentere Staatsferne. Der Anteil der staatsnahen Personen sollte von 44% auf ein Drittel reduziert werden. Im Juni des darauffolgenden Jahres wurde die Zusammensetzung der Aufsichtsvertreter entsprechend geändert.¹⁸¹ Der Einfluss der Parteien zeigte sich immer wieder bei Personalentscheidungen. Die leitenden Mitarbeiter der ARD-Sender werden z. B. vom jeweiligen Rundfunkrat gewählt. Und dieser spiegelt im Allgemeinen die Machtverhältnisse im jeweiligen Bundesland wieder.

Ende der 1970er Jahre wurde das Klima zwischen Politik und Journalisten rauer. Das Institut für Demoskopie Allensbach warf Letzteren ein linkes Meinungsklima vor. Eine Umfrage unter Journalisten hatte 1976 ergeben, dass 79 Prozent der Befragten erklärten, dass sie SPD oder FDP wählen wollten, während dies nur bei 50 Prozent der erwachsenen Bevölkerung der Fall war. Daraus entwickelte Noelle-Neumann, die Leiterin des Instituts, vor den Bundestagswahlen 1980 ihre Theorie der Schweigespirale. Sie besagte, dass laute Meinungsäußerungen (in den Medien, zugunsten der SPD) die Vertreter der leiseren Meinung (also die Befürworter einer CDU/CSU-Regierung) so beeinflussen könnten, dass diese – um sich nicht isoliert zu fühlen – sich der laut geäußerten Position anschließen.

179 ZDF-Pressestelle (2011): Das ZDF wird 50, <https://www.presseportal.de/pm/7840/2054889>

180 Behmer/Hasselbring (2006, 31 f).

181 Wagner Inga (2015, 100-209): Der Fall Nikolaus Brender.

Auch die Kameraeinstellungen im Fernsehen hätten die Wähler 1980 im Wahlkampf beeinflusst: Der CDU/CSU-Kandidat Franz-Josef Strauß sei meist von unten nach oben, also aus der Froschperspektive, aufgenommen worden, was ihn größer, mächtiger, gar bedrohlicher erscheinen ließ als eine Aufnahme auf Augenhöhe das getan hätte.¹⁸² Die Redezeit der Politiker im Fernsehen wurde auf Sekunden genau gestoppt, ihre Ausleuchtung untersucht. Politische Netzwerke der Parteien versuchten Einfluss auf die Fernsehanstalten zu nehmen. Die CDU/CSU forderte Ausgewogenheit im Sinne einer paritätischen Darstellung der Mehrheitsmeinungen.¹⁸³

Ein Vierteljahrhundert nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war das politische Klima beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen alles andere als liberal. Michael Haller spricht in diesem Zusammenhang von einem Verfall des Rundfunkinterviews.¹⁸⁴ Während in der ARD durch die verschiedenen Landessender noch eine Art paritätischer Ausgleich der Parteilichkeit erreicht wurde, war die regionale Berichterstattung ganz dem Druck der Parteipolitik ausgesetzt. Wer Karriere machen wollte, brauchte das richtige Parteibuch.¹⁸⁵ Die meisten Politiker würden sich für brave Interviewer entscheiden, schrieb Heinz Burghart, der frühere Chefredakteur des Bayerischen Fernsehens, der in seinem Buch „Medienknechte“ zahllose Beispiele von parteipolitischem Einfluss in den öffentlich-rechtlichen Anstalten auflistete.¹⁸⁶

Der Einfluss der Parteien auf Programm und Personal endete auch nicht nach der Wiedervereinigung. Das Ostfernsehen wurde nach dem schlechten Beispiel der westlichen Anstalten neu organisiert. Am Ende glich das sächsische Rundfunkgesetz des MDR in der Rundfunkratsbesetzung und der Berufung der höheren Angestellten dem des Bayerischen Fernsehens.¹⁸⁷

182 Noelle-Neumann Elisabeth (1980): Die Schweigespirale und Radunski Peter (1980): Wahlkämpfe.

183 Wagner Inga (2015, 204).

184 Haller (1991, 46).

185 Burghart Heinz: (1993, 119): Medienknechte.

186 Burghart (1993, 217).

187 Burghart (1993, 274).

2.2 Das politische Interview im Fernsehen

2.2.1 Auf der Suche nach der richtigen Form

Wie hat sich in diesem Klima das politische Interview entwickelt? Dies soll nun an einigen Beispielen nachgezeichnet werden. Dabei sind – wie mehrfach erwähnt – aus technischen Gründen für die ersten Jahre des Fernsehens keine Beispiele erhalten. Und auch in späteren Jahren wurden aktuelle Interviews oft nicht archiviert oder sind in den Archiven zumindest nicht greifbar. Deswegen soll hier nur an einigen beispielhaften Formaten die Entwicklung des Interviews im deutschen Fernsehen dargestellt werden.

Zunächst werden drei sehr unterschiedliche Gesprächsformate aus den frühen Jahren des Fernsehens vorgestellt. Dann folgt eine Beschreibung der Wahlberichterstattung. Dabei wird sich deutlich zeigen, wie sehr sich diese Wahlberichterstattung verändert hat, aber auch, in welch hitzigem Klima die Gespräche teilweise stattgefunden haben. Schließlich werden noch einige Formate aus dem öffentlich-rechtlichen und dem privaten Fernsehen vorgestellt, die verdeutlichen, wie die zunehmende Konvergenz zwischen den beiden Systemen die Angebote des öffentlich-rechtlichen Fernsehens beeinflusst hat. Anschließend soll noch kursorisch auf Fernsehjournalisten eingegangen werden, die das Genre Interview mit ihrem Stil besonders geprägt haben. Aus der Frühzeit der Berichterstattung werden drei sehr unterschiedliche Beispiele herangezogen: Die Sendung „Zur Person“, das Interview „Kreuzfeuer“, das in das Politikmagazin Monitor integriert war, und die Reihe „Pro und Contra“.

Zur Person

Das Verhältnis zwischen Politik und Journalismus war durch den dauernden Versuch der Politik, Einfluss auf das neue Medium zu nehmen, teilweise sehr aggressiv geworden. Der Unmut der Politiker traf u. a. auch eine Sendung, die heute wegen ihres intellektuellen Anspruchs und ihrer uneitlen Präsentation besonders geschätzt wird. Das Konzept hatte man, wie das manch anderer Sendung aus dieser Zeit, von den Briten abgeschaut. Im englischen Original hieß die Sendung „Face to Face“, die deutsche Sendereihe nannte sich ebenso unspektakulär „Zur Person“.

Der Interviewer in „Zur Person“ hieß Günter Gaus, späterer Programmdirektor Hörfunk und Fernsehen beim damaligen SWF. Ursprünglich war dieses Format aus den Politikerporträts entstanden, die Gaus für die „Süddeutsche Zeitung“ geschrieben hatte. Seit 1963 wurde die Sendung einmal im Monat ausgestrahlt. Sie dauerte 60 Minuten. Günter Gaus hatte prominente Persönlichkeiten des Zeitgeschehens zu Gast, u. a. Hannah Arendt, Theodor W. Adorno, Franz Josef Strauß, Konrad Adenauer, Rudi Dutschke. „Zur Person“ wurde als biographisches Interview angekündigt. Gaus stellte respektvoll Fragen, die es seinem jeweiligen Gegenüber ermöglichten,

seine Standpunkte darzulegen und sie mit seinem persönlichen Schicksal in Beziehung zu setzen. Er wollte kein Streitgespräch: „Mein Partner soll nicht mit mir argumentieren, sondern von sich erzählen.“¹⁸⁸

Sein erster Gast war Ludwig Erhard, der damals um die Nachfolge Konrad Adenauers als Bundeskanzler antreten wollte. Schon nach diesem ersten Interview hatte man Gaus vorgeworfen, er gehe zu direkt vor und demaskiere seine Gäste. Gaus selber hatte dazu später in einem Interview Stellung genommen:

„Ich habe das nicht verstanden. [...] Ich bin gar nicht so scharf, ich bin vielleicht ein bisschen aushöhlend, wissen Sie, so wie ein Zahnarzt, der einen Bohrer hat, der nicht weh tut [...] Der Erhard wird eher kenntlich. Ich weiß nicht, warum man ihn interviewen soll, wenn man ihn nicht kenntlich macht.“¹⁸⁹

Gaus wollte die Interviewpartner nicht gezielt in die Enge treiben, nicht „grillen“, wie das im Journalistenjargon heute heißt. „Sie sollten sich [...] im eigentlichen Wortsinn selbst darstellen. [...] Mein Partner soll [...] – von meinen Fragen gesteuert – berichten über jene Partien seiner Biographie, in denen sein Lebenslauf ein Beispiel ist, wenn es darauf ankommt: Ein Beispiel im Guten und im Bösen.“¹⁹⁰ Hier sollten im weitesten Sinne politische Motivationen der handelnden Personen erkennbar werden.

Der Stil von Günter Gaus als Interviewer sowie die formale Umsetzung des Gesprächs in Fernsehbilder waren eher puristisch und karg. Das beginnt schon mit dem Titel der Sendung und dem Einstieg. Von Gaus war, auch zu Beginn oder am Schluss, nur die Stimme zu hören und manchmal sein Hinterkopf zu sehen. Man sah kein Gesicht, nicht den Oberkörper, man sah keine Hände, man konnte nicht die Körpersprache des Interviewers beobachten.

Die Kamera war frontal auf den Studiogast gerichtet und bewegte sich anfangs auch wenig. Es gab keine Zwischenschnitte von seinen Händen, keine wippenden Füße – kein Zoom, nichts, was vom Inhalt ablenkte. Aber auch von Gaus gab es keine Kameraeinstellungen, die seine Reaktion zeigten und damit das Gespräch mehr als Interaktion hätten erscheinen lassen. Es gab in den 60 Minuten keine visuellen Effekte, keine Zuspieler, keinen Tempowechsel. Der Zuschauer konnte sich voll auf den Gast konzentrieren. Gaus stellte ausführliche Fragen, war nie plakativ, sondern eher differenziert, kenntnisreich und interessiert. Die Gäste hatten Zeit zum Nachdenken und zum Antworten. Sie merkten, dass sich der Interviewer vorher ausführlich mit Ihnen beschäftigt hatte und zeigten in den meisten Fällen auch große Bereitschaft, sich auf das Gespräch einzulassen.

188 Haller (1991, 39).

189 Willemsen Roger (04.06.2004): Der interviewte Interviewer: Roger Willemsen spricht mit Günter Gaus, <https://www.medienkorrespondenz.de/leitartikel/artikel/mit-einer-frage-aufnbpsdennbsplippen.html>

190 Requate Jörg (2/2006): Zeithistorische Forschungen: „Zur Person“ Günter Gaus, <https://zeithistorische-forschungen.de/2-2006/id%3D4653>

Gefragt, wie die Politiker sich verhielten, wenn die Kamera läuft, meinte Gaus schon damals:

„Sie machen den alten Politikertrick: Man fragt sie nach A und dann sagen sie, ja, ich komme sofort, nicht wahr, ich möchte nur erst einmal nach B kommen. Das ist, was ich ihnen nicht durchgehen lasse. Denn das ist das einzige Mal, glaube ich, wo ich dann aus der Rolle des Interviewers falle und mitdiskutieren will, um ihn dahin zurückzubringen, wo ich ihn zum Antworten haben will.“¹⁹¹

Gleichzeitig blieb die optische Umsetzung des Interviews unaufgeregt, nie wurde durch Kamerabewegungen ein Ausrufezeichen gesetzt oder durch Schnitte der Rhythmus einer Aussage beschleunigt. Der Inhalt des Gesprächs stand für sich, der Gast allein unterstrich durch seine Formulierungen, seinen Sprechduktus und seine Präsentation, wie wichtig ihm eine Aussage war. Der Zuschauer wurde diskret mit eingebunden, keine visuellen Subtexte lenkten ihn ab. Der Gast stand alleine im Mittelpunkt der Sendung. Die Sendung vertraute darauf, dass der Inhalt des Gesprächs keiner weiteren optischen Aufwertung bedurfte.

Allerdings war diese Art der Präsentation auf die Dauer auch etwas ermüdend. Sie entsprach ja auch nicht der natürlichen Aufmerksamkeit, mit der wir Menschen bei Gesprächen zuhören. Auch dabei richtet sich unser Blickausschnitt zwar auf das Gegenüber, aber unsere Augen beobachten auch immer Details, wechseln die Perspektive. Wir konzentrieren uns einmal auf die Augen, ein andermal nehmen wir die Umrisse der Person wahr, vielleicht sogar den Hintergrund, vor dem sie sitzt. Eine starre Kameraeinstellung hat also den Vorteil, dass sie nicht ablenkt, dass sie nicht interpretierend eingreift. Aber unserer natürlichen Wahrnehmung entspricht sie nicht.

Kreuzfeuer

Schließlich wurde die Technik perfekter. Die Geräte, Kameras und Mikrophone wurden handlicher und damit unauffälliger. Die Gesprächspartner empfanden die Situation im Studio als weniger künstlich und traten ungezwungener auf. Es begann „Die Ästhetisierung des Politischen“.¹⁹² Das zeigte sich bei einem anderen Sendeformat, das fast wie ein Gegenentwurf zu den Personeninterviews von Gaus wirkte. Diese Interviews wurden ab 1965 bis zum Jahr 1981 im Rahmen des politischen Magazins „Monitor“ ausgestrahlt. Die Reihe hieß „Kreuzfeuer“ und orientierte sich ebenfalls an einem ausländischen Vorbild – einem Format des Senders ABC aus den USA.

Das Interview wurde geführt wie ein Kreuzverhör bei Gericht. Zwei Journalisten nahmen mit schnellen, respektlosen Fragen einen Politiker in die Zange. Dabei waren auch die beiden Interviewer – anders als bei Gaus – vor der Kamera zu sehen. Der Zuschauer konnte also den Schlagabtausch zwischen den Beteiligten genau

191 Willemsen (2004).

192 Meyer et al. (2000, 14).

beobachten. Die beiden Journalisten, der Monitor-Gründer Claus-Hinrich Casdorff und Rudolf Rohlinger, hatten von Anfang an ein konfrontatives Interview im Sinn. „Man muss die Gäste mit Situationen überraschen, mit denen sie nicht rechnen.“¹⁹³

„Der Nordwestdeutsche Rundfunk“, so Casdorff in einem Interview, „war eine britische Einrichtung. Die Engländer hatten ihren britischen Zonensender wie die Amerikaner RIAS. Die ganze Generation von unter anderem Hanns Joachim Friedrichs waren alles BBC-Leute. [...] Wenn Sie wollen, bin ich ein englisch angehauchter deutscher Journalist.“ Gelernt hätten sie dort vor allem, dass man misstrauisch gegen die „Mächtigen“ sein solle. Man solle ihnen erst mal überhaupt nichts glauben.¹⁹⁴

Der Schlagabtausch mit Franz Josef Strauß (CSU) in der Monitor-Sendung vom 19.10.1972 wurde zu einem Stück Fernsehgeschichte. Strauß griff von Anfang an die Interviewer an: „Diese Überfallfragen liebe ich nicht – bitte lassen Sie das!“ Die Sendung sei tendenziös, nicht neutral. „Das beweist, dass die Moderatoren die Absicht haben, eine Show zu veranstalten und mich lächerlich zu machen.“¹⁹⁵ Das Interview dauerte statt der geplanten 12 Minuten eine knappe Stunde. Am Schluss schleuderte Strauß dem Interviewduo noch entgegen: „Sie stellen Fangfragen. Alles Fangfragen. Darauf antworte ich nicht“, bevor er zornig und Türen knallend das Studio verließ. Das Interview blieb tagelang Gesprächsstoff. Auf vielfache Nachfrage wurde es noch neunmal wiederholt.

Auch andere Politiker kritisierten „Kreuzfeuer“ scharf: Theo Waigel sah sich als „Freiwild in einer Fälscherwerkstatt“. Andere lehnten ihre Teilnahme von vornherein ab, wie Wolfgang Clement, der meinte: „Sie glauben doch nicht, mir hier ständig dazwischen quatschen zu können“. Heiner Geißler sah „Manipulateure“ am Werk. Bundespräsident Heinrich Lübke entgegnete auf die Anfrage zu einem Interview nur: „Sie wissen wohl nicht, dass Sie mit Ihrem Souverän sprechen!“¹⁹⁶

Der aggressive Schlagabtausch nach dem Vorbild von ABC war neu für die Bundesrepublik. Und er spaltete auch die Zuschauer. Die einen gratulierten zum mutigen Auftritt, andere meinten, dass man so nicht mit Politikern umgehen könne. Dass man dem Dauerfeuerhagel der Fragen aber auch mit List entkommen kann, zeigte später der damalige bayerische Innenminister Gerold Tandler. Er ließ die Fragen kühl an sich abperlen und antwortete nur einsilbig oder mit „Ja“ und „Nein“. Das führte dazu, dass der Katalog der Fragen, die für ein gut 10-minütiges Interview gedacht waren, plötzlich bei weitem nicht ausreichte. Die Interviewer hatten den Fehler begangen, fast nur sogenannte geschlossene Fragen zu stellen, auf die ein Ja oder Nein als Antwort reicht. Gerold Tandler hatte sich entsprechend kurz angebunden

193 WDR (2005,14): 40 Jahre Monitor, https://www.wdr.de/tv/applications/daserste/monitor/pdf/diesendung/40_jahre_Monitor.pdf

194 von Rüden Peter/ Wagner, Hans-Ulrich (Hg.) (2005): Nordwestdeutsche Hefte zur Rundfunkgeschichte. Vom NWDR zum WDR, Heft 3, 11.

195 WDR (2015): Franz Josef Strauß im MONITOR-Kreuzfeuer (1972, <https://www.youtube.com/watch?v=20rzzU8Kxrc>)

196 WDR (2010): Stichtag zu Claus-Hinrich Casdorff, <https://www1.wdr.de/stichtag/stichtag4500.html>

verhalten und sich damit einfach dem Kreuzfeuer entzogen – und das mit Erfolg. Sein Verhalten demonstrierte einmal mehr, dass es im Fernsehen nicht nur auf den Inhalt, sondern auch auf die Präsentation ankommt.

Besaß das Kreuzfeuer-Interview außer dem Krawallversprechen noch anderes Potential? War es informativ? Konnte man sich danach ein besseres Bild von einem Politiker machen oder ging es nur darum, ihn zu provozieren? Die Interviews, so die beiden Moderatoren, sollten immer eine Momentaufnahme zu einer aktuellen Entwicklung präsentieren. Dabei würde der Politiker einer Art Stresstest unterzogen. Wie reaktionsschnell war er, wie besonnen oder distanziert reagierte er, wie überzeugend war seine Argumentation? Das alles – so die Interviewer – warf ein Schlaglicht auf seinen Charakter.

„Kreuzfeuer“ war in hohem Maße inszeniert. Schon der Titel und die Sitzordnung, bei der die zwei Journalisten dem Politiker wie die Anwälte einer amerikanischen Gerichtsshow gegenüber saßen, die Fragen, die pausenlos auf den Gast einprasselten, die dauernden Provokationen, das Pokerface der Interviewer, all das gehörte zum Format und prägte die Inhalte mit. Hier ging es nicht nur um Argumente, sondern mehr noch um Schlagfertigkeit, Kaltblütigkeit und rhetorisches Können. Die Sendung war spannend wie ein Fußballmatch, schrieb später eine Zeitung¹⁹⁷ und vielleicht passt der Vergleich auch gut. Denn man wartete bei dieser Live-Sendung bis zur letzten Minute auf eine überraschende Wendung.

Pro und Contra

Neben den eher sachlichen Interviews von Gaus und den kontroversen Attacken von Casdorff und Rohlinger etablierte sich in dieser Zeit noch ein drittes Format einer politischen Diskussionsendung, die wiederum einen ganz anderen Weg ging. „Pro und Contra“ – so hieß die Sendung – war einer Gerichtsverhandlung nachempfunden. Das Konzept stammte wiederum aus England. Die Sendung, eine Produktion des SDR, lief ab Oktober 1968 immer donnerstags in der Prime Time und dauerte 45 Minuten. Sie hielt sich – mit verschiedenen Moderatoren – immerhin fast 30 Jahre lang. Am längsten wurde sie vom damaligen Chefredakteur des SDR, Emil Obermann, geleitet.

„Pro und contra“ lief ab wie eine Gerichtsverhandlung, mit einem Pro- und einem Contra-Anwalt, mit Zeugen, Gutachtern und Zuschauern. Die Dialoge, die Interviews waren dieser Spielform angepasst. Der Richter befragte (bzw. interviewte) Experten, Zeugen sowie die beiden Kläger, die die Pro- und die Contra-Position vertraten. Dann folgten die Schlussplädoyers der Anwälte, die noch einmal die jeweiligen Positionen zusammenfassten. Einer sprach sich für, der andere gegen die Frage aus, die zur Entscheidung anstand. Einer war also z. B. für, der andere gegen Tempo 100 auf den deutschen Autobahnen.

197 Facius Gernot (10.6.2005): Kein Grund zum Feiern, in: Die Welt, <https://www.welt.de/print-welt/article675440/Kein-Grund-zum-Feiern.html>

Auf einer Tribüne saßen Zuschauer, so wie auch eine Gerichtsverhandlung im Allgemeinen öffentlich ist. Das Urteil fällt in diesem Fall aber nicht der Richter, sondern es entstand über eine Abstimmung unter diesen Zuschauern. Dabei wurde zweimal abgestimmt, einmal am Anfang, dann nach den Schlussplädoyers. Bei der zweiten Abstimmung der Zuschauerjury wurden die einzelnen Stimmen durch Kugeln visualisiert, die – eine nach der anderen – auf die eine oder andere Seite einer Waage fielen. Das Publikum entschied darüber, wer die überzeugenderen Argumente vorgetragen hatte bzw. wer die Argumente überzeugender vorgetragen hatte. Die erste Abstimmung war also ein Stimmungstest der Zuschauer, die zweite am Ende zeigte, ob und wie viele Zuschauer durch die Plädoyers während der Gerichtsverhandlung ihre Meinung geändert hatten und deswegen zu einem anderen Urteil kamen. Dies konnte auch nur funktionieren, weil das Pro- und Contra-Format die Komplexität eines Themas auf eine klare Dafür-oder-Dagegen-Position reduziert hatte. Die Sendung war also von vorneherein auf Polarisierung angelegt.

„Pro und Contra“ war von den drei bisher genannten Sendungen in ihrem Ablauf am stärksten reguliert. Es gab eine feste Rednerliste und sogar begrenzte Redezeiten (die mit einer Sanduhr gestoppt wurden), Plädoyers, Gegenreden und die Schlussabstimmung. Die Verhandlung war nicht gescriptet. Der Mehrwert der Sendung bestand in der Fülle von Argumenten, die man zu einem Thema erhielt. Die Spannung entstand durch die Debatten und die Überzeugungskraft, mit der die Streitparteien ihre Argumente vortrugen. Der Höhepunkt bestand in den Schlussplädoyers, bei denen die jeweiligen Anwälte ein letztes Mal die Zuschauer auf ihre Seite zu ziehen versuchten. Die Herangehensweise war trotz der Spielhandlung sehr didaktisch. Und das bei dieser Gerichtsverhandlung keine Person als Schuldigen gab, sondern nur ein Thema, das verhandelt wurde, blieb für Emotionen wenig Raum. Die Sendung war eher sachlich und unaufgeregt. Manche Auftritte hätten genauso in eine gewöhnliche Fernsehdiskussion gepasst.

Nach 25 Jahren in Folge hatte die Sendung viele Zuschauer verloren und wurde abgesetzt. Vielleicht war sie mit den Jahren zu leise und zu belehrend geworden, um sich gegen das inzwischen grellere Umfeld zu behaupten, das mit dem privaten Fernsehen inzwischen eingezogen war.

2. 2. 2 Wahlkampf im Fernsehen

Mit dem wachsenden Einfluss des Mediums wurden auch politische Debatten immer mehr ins Fernsehen verlegt. Es galt, die Wahlkämpfe diesem Medium anzupassen. Dazu gehörte eine stärkere Fokussierung auf die Spitzenkandidaten und eine Emotionalisierung der Auseinandersetzungen. Immer unerbittlicher wurde über die Deutungshoheit vor Wahlen oder über Themen gestritten.

Zunehmend sprach man auch von einer Amerikanisierung des Wahlkampfes. Die meisten Bürgerinnen und Bürger erlebten jetzt Politik nur noch über die Medien. Statt politischer Vorstellungen wurden mehr und mehr die Kandidaten zum eigentlichen Wahlprogramm. Inhalte wurden entideologisiert, die Politiker wurden als Persönlichkeiten beworben. Es ging um ihre Kompetenz im Allgemeinen, ihre

Führungsqualitäten, ihre Entschlossenheit.¹⁹⁸ Zu dieser Entideologisierung trat eine Professionalisierung hinzu. „Die Parteien ziehen Fachleute hinzu. [...] Neben der Demoskopie und der Sozialwissenschaft kommen sie zunehmend aus Werbung, Journalismus und Management.“¹⁹⁹ Spitzenpolitiker treten, wie in den USA, auch in Unterhaltungssendungen auf, wo es nicht (nur) um Information, sondern um Infotainment geht. 1998 gab es durch die Initiative des Bundesgeschäftsführers der SPD während des Wahlkampfes nach dem Vorbild der USA erstmals eine Art War Room, eine Kampa.²⁰⁰

Im Vorfeld von Fernsehdiskussionen wurden detaillierte Spielregeln immer wichtiger. Es ging darum, zu garantieren, dass alle Teilnehmer gleich behandelt würden, die Sitzordnung abzustimmen und darauf zu achten, dass Kameras und Beleuchtung auch wirklich jeden ins rechte Licht setzen, die Redeanteile fair aufzuteilen usw. Die Moderatoren hatten oft einen schweren Stand. Denn die Politiker verspürten immer weniger Lust, auf sie einzugehen. Interviewfragen wurden oft ignoriert oder als nicht zielführend verurteilt, kritische Einwände eher als beleidigend zurückgewiesen. Denn die Fragen lenkten von der Inszenierung der Politiker ab. Für die Zuschauer waren diese Sendungen sehr unterhaltsam, wenn auch der Erkenntniswert oft eher gering blieb.

Wahlabend

Ein besonderer Höhepunkt in der politischen Berichterstattung waren die Sendungen am Wahlabend. Die Spannung war groß. Denn gerade in den Anfängen war der Wahlausgang vollkommen offen und das Ergebnis stand erst sehr spät fest. Die Zuschauer konnten so die emotionalen Höhen und Tiefen der Spitzenpolitiker, ihre Erklärungsversuche aus nächster Nähe beobachten.

Auch diese Sendungen wurden immer stärker inszeniert, allerdings weniger von den Sendern, als von den Parteien und deren Werbeagenturen. Die Reaktionen auf die ersten Hochrechnungen, der Dank an die Wähler, die unterschiedlichen Interpretationen des Wahlergebnisses durch die Parteien-, alles wirkte stark ritualisiert. Die Schwierigkeit für die Vertreter der einzelnen Parteien bestand darin, dass sie sich eigentlich noch im aufgeregten Wahlkampfmodus befanden, aber ihre Emotionen dämpfen mussten, solange das Ergebnis noch nicht feststand. Denn vorher konnte man weder über Koalitionen noch über politische Ziele sehr konkrete Aussagen machen. So waren die Diskussionen im ersten Teil des Abends vor allem taktisch geprägt. Wegen der vielen Unwägbarkeiten redeten Moderatoren und Politiker oft aneinander vorbei oder die Politiker ließen sich nicht auf die Fragen der Interviewer ein.

198 Brettschneider Frank (2009, 511 f): Die ‚Amerikanisierung‘ der Medienberichterstattung über Bundestagswahlen, in: Gabriel Oscar et al. (Hg.): Wahlen und Wähler.

199 Korte Karl-Rudolf (2013, 136): Wahlen in Deutschland, Zeitbilder. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.

200 Deutscher Bundestag, Wissenschaftliche Dienste (2007): Die Rolle der Kampa im Bundestagswahlkampf In den Jahren 1998 und 2002, <https://www.bundestag.de/blob/413376/f9f2abcd4448381490ce34c4f5d99bb2/wd-1-123-07-pdf-data.pdf>

Vor allem wegen der immer größeren Präzision der demoskopischen Prognosen standen die Wahlergebnisse zunehmend früher fest. 1953 dauerte es noch bis zum nächsten Morgen, bis die Stimmenverteilung vorlag. Vier Jahre später lagen die Ergebnisse schon um vier Uhr früh vor, 1961 um kurz nach drei Uhr. Bis dahin begann der Wahlabend im Fernsehen erst um 22.00 Uhr. Ab 1965 wurde die Berichterstattung auf 20.15 Uhr vorverlegt. Es gab Live-Interviews, Kommentare, Computer-Hochrechnungen. 1972 begann das ZDF bereits um 17.45 Uhr mit einer Sondersendung, dazwischen lief dann Sport und Unterhaltung; 1980 lag die zweite Hochrechnung um 18.48 Uhr bereits nahe am Ergebnis.²⁰¹

ARD: Elefantenrunde

Bis zur Jahrtausendwende gelang es nicht, die beiden Spitzenkandidaten für die Bundestagswahl zu einem TV-Duell zusammenzubringen. Nach mehrmaligem Anlauf gab es aber schon ab 1972 die sogenannte Elefantenrunde. Sie hieß deswegen so, weil dort die politischen Schwergewichte der Bundesrepublik zusammensaßen. Wenige Tage vor der Wahl trafen die Spitzenkandidaten aller im Bundestag vertretenen Parteien ein erstes Mal aufeinander. Die Sendung wurde in ARD und ZDF gleichzeitig übertragen, die Interviewer waren zwei Journalisten dieser Anstalten. Nach 1987 fand die Runde nicht mehr statt, weil Bundeskanzler Kohl sich weigerte, daran teilzunehmen. Geblieben ist die Elefantenrunde am Wahlabend, bei der die Parteivorsitzenden den Wahlausgang diskutieren. In ihren besten Zeiten hatte diese Runde über 20 Millionen Zuschauer.

Der wichtigste Aspekt bei der Diskussion am Wahlabend bestand für die Politiker darin, die Darstellungs- bzw. Deutungsmacht über die Ergebnisse zu gewinnen.²⁰² Das hieß in jedem Fall, das Ergebnis positiv zu interpretieren, selbst bei einer Niederlage. Voraus ging der Dank an die Wähler. Als dritter Teil folgte der Blick in die Zukunft, die Frage möglicher Koalitionen, die gleich mit entsprechenden Forderungen oder Erwartungen an die anderen Parteien verknüpft war.²⁰³ Dieser Aspekt fiel aber meist sehr verhalten aus, da sich niemand bereits am Wahlabend festlegen wollte.

Am Abend der Wahl müssen die Politiker zupackend und entschlossen wirken, aber zugleich auch vage bleiben, um nicht vorschnell Handlungsoptionen für die kommende Wahlperiode auszuschließen. Sie müssen sich als Person darstellen und gleichzeitig die Probleme in ihrer Komplexität reduzieren, indem sie mit Stereotypen arbeiten.²⁰⁴ Daran haben sich die Interviewer immer wieder die Zähne ausgebissen.

Besonders authentische Momente boten sich, wenn die Nerven blank lagen. Am Abend der Bundestagswahl 1976 bekam Ernst Dieter Lueg vom Studio Bonn einen schlecht gelaunten SPD-Fraktionsvorsitzenden Herbert Wehner vors Mikrofon.

201 Behmer/Hasselbring (2006, 116 f).

202 Sarcinelli/Tenscher (2003, 9).

203 Tennert Falk/Stiehler Hans-Jörg (2001, 89): Interpretationsgefechte. Ursachenzuschreibungen an Wahlabenden im Fernsehen.

204 Tenscher Jens (2003, 24): Professionalisierung der Politikvermittlung. Politikvermittlungsexperten im Spannungsfeld von Politik und Massenmedien.

Als er ihn auf die neuesten Hochrechnungen ansprach, wonach die SPD Stimmen verlieren würde, raunte ihn Wehner an: „Ich weiß nichts und Sie wissen nichts, Herr Lüg.“ Natürlich wusste Wehner, dass sich der Name Lueg anders, nämlich mit langem U, aussprach. Lueg gab am Ende des Interviews zurück: „Vielen Dank, Herr Wöhner.“²⁰⁵

Bei Franz Josef Strauß wusste man nicht immer, ob er tatsächlich die Contenance verlor, oder ob seine Wutanfälle kalkuliert waren. 1987 fuhr er den Moderator Martin Schulze an: „Mein Güte, schminken Sie sich doch den Bart ab! Diese dumme Frage sollten Sie nicht stellen, Herr Schulze! Das ist ja beinahe unwürdig angesichts der Probleme, um die es geht.“²⁰⁶ Der Unterhaltungswert für die Zuschauer war hoch, aber für die Interviewer wurde die Situation immer ungemütlicher. Immer seltener gab es auf eine Frage eine vernünftige Antwort.

Auch untereinander schenkten sich die Politiker nichts. Legendär ist der Auftritt von Noch-Kanzler Gerhard Schröder am Wahlabend des 18. September 2005. Da erklärte er sich vorzeitig zum Sieger und prognostizierte der späteren Kanzlerin Angela Merkel rüde, dass sie mit diesem Wahlergebnis niemals Kanzlerin werden würde.

Die Elefantenrunde wirkte sehr authentisch, weil die Politiker oft kaum in der Lage waren, den Stress des Wahlabends zu überspielen und krampfhaft versuchten, eine strategische Authentizitätsfiktion aufrechtzuerhalten. Es gelang ihnen sozusagen nicht, sich mit ihrer Präsentation nur auf die Vorderbühne zu beschränken. Sie gaben – meist ungewollt – einen Blick auf die Hinterbühne, auf ihre wirkliche Gefühlslage, frei.²⁰⁷ Die Zuschauer spürten, dass sich da für einen Abend eine Tür öffnete und ihnen einen Blick auf etwas freigab, das sonst verborgen gehalten wurde. Das machte die Spannung aus.

Allerdings litt die Sendung im Laufe der Jahre immer stärker unter der Ritualisierung und Erstarrung. Die Politiker dankten weitschweifig ihren Wählern, ohne sich um die Fragen der Journalisten zu kümmern. Der Informationsertrag wurde immer geringer. Immer unverhohlener zeigte die politische Elite ihre Gleichgültigkeit oder sogar mangelnden Respekt gegenüber den Journalisten. Dieses Verhalten schaukelte sich so hoch, dass die ARD mehrfach darüber nachdachte, die Elefantenrunden ganz abzusetzen. Zumindest war die Situation ein Grund dafür, über neue, informationsintensivere Formate nachzudenken.

ZDF: Journalisten fragen – Politiker antworten

Das ZDF hatte seit seiner Gründung im Jahr 1963 Gesprächsreihen mit Politikern im Programm, in denen schon vor der heißen Phase Themen des Wahlkampfes mit prominenten Politikern diskutiert wurden. Langfristig sammelten die Journalisten dieser Sendungen ähnlichen Erfahrungen wie die der „Elefantenrunde“ in der ARD. Schon im Gründungsjahr des Senders startete die Gesprächsreihe „Journalisten

205 ARD (29. 09. 2009) Interview Herbert Wehner mit Ernst Dieter Lueg
<https://www.youtube.com/watch?v=DwH1inbYWJI>

206 Hippler Florian (2009): Politische Kommunikation am Wahlabend: Die „Bonner/Berliner Runden“, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-358498>

207 Goffman Erving (1969, 100-122): Wir spielen alle Theater.

fragen – Politiker antworten“. Reinhard Appel war der Moderator, und er saß von Anfang an zwischen allen Stühlen. Das ZDF wollte vor allem eine skandalfreie Sendung. Das merkte man an der Auswahl der Gäste ebenso wie am Sprachduktus des Gesprächsleiters. Die Kameraeinstellungen waren neutral, es gab keine besondere Dramaturgie, die Journalisten waren ausgewogen ausgewählt.

Aber richtige Gesprächsrunden waren diese Sendungen selten. Statt Interviewfragen zu beantworten, hielten die Politiker meist lange Monologe. Zur Appel-Runde schrieb eine Journalistin später:

„Weder Information noch Debatte haben an dieser Sendung erregt, sondern der Geist frecher und roher Usurpation. Ihre Message ist kurz und schlagend: die Macht hat es nicht nötig. Weder Kritik noch Kontrolle, weder Moderation noch Höflichkeit. Basta!“²⁰⁸

Vor der Bundestagswahl 1969 wurde das Format erstmals erweitert. Neue Ideen wurden ausprobiert. In einer Sendung durften statt der Journalisten Jungwähler ihre Fragen stellen („Jungwähler fragen – Politiker antworten“) und in einer zweiten, die einfach „Wähler fragen – Politiker antworten“, hieß, diskutierten Bürger direkt mit Politikern. Solche Gesprächsformate zwischen Politikern und Publikum wurden von da an, ebenso wie Hearings mit Politikern, ein Markenzeichen des ZDF.²⁰⁹

Vor der Wahl 1976 unternahm das ZDF erstmals den Versuch, führende Politiker der Bundesparteien durch Gruppen von Bürgern direkt befragen zu lassen. Der Erste war Franz Josef Strauß, es folgten Helmut Schmidt, Hans-Dietrich Genscher und Helmut Kohl. Ende 1977 setzte das ZDF die Reihe mit vier Folgen unter dem Motto „Besuch beim Gegner“ fort. In der ersten Sendung stellte sich der SPD-Chef Willy Brandt den Fragen von Mitgliedern des Rings Christlich-Demokratischer Studenten RCDS. Am 25. Mai 1978 war zum ersten Mal ein ausländischer Politiker zu Gast: der belgische Ministerpräsident Leo Tindemans.²¹⁰

Am Anfang waren die Bürger eher schüchtern und brav, und redeten im typischen Politiker-Sprech. Aber in späteren Sendungen hatten viele ihre Scheu abgelegt und trauten sich manchmal mehr, als den Politikern lieb war. Es schien, beide Seiten mussten den Dialog miteinander erst ertragen lernen.

1979 führte eine Live-Sendung in Den Haag zum Eklat. Niederländische Bürger befragten dort den damaligen Oppositionsführer Helmut Kohl und sie taten das ziemlich ungehemmt. Schlagwörter wie „Berufsverbot“, „Isolationsfolter“ oder „Abbau des liberalen Rechtsstaats“ flogen Kohl um die Ohren. Appel appellierte vergeblich, Herrn Dr. Kohl doch Respekt zu zollen.

208 ZEIT-Online (27.11.1987): Journalisten zagen – Politiker schwafeln, <https://www.zeit.de/1987/49/journalisten-zagen-politiker-schwafeln>

209 Behmer/Hasselbring (2006, 114).

210 ZDF (2005): Bürger fragen Politiker antworten 1976 – 1990, <https://www.fernsehserien.de/buerger-fragen-politiker-antworten>

Nicht nur Helmut Kohl und Reinhard Appel waren von solchem Verhalten des Publikums gegenüber Politikern verstört. Auch vielen deutschen Zuschauern war ein derartiges Auftreten unbekannt. Einer sprach von einer „Sauerei“ und wollte „keinen holländischen Kohl mehr kaufen“. Eine Zeitung nannte die Diskussion einen „zutiefst beschämenden Vorgang“ und Franz Josef Strauß forderte die sofortige Ablösung des Moderators, der völlig überfordert gewesen sei.²¹¹

Das Problem wurde immer häufiger die Auswahl des Publikums. Alle Verantwortlichen, auch die Politiker hielten es ursprünglich für eine gute Idee, dass Politiker direkt mit den Bürgern diskutierten, bis es im wahrsten Sinne des Wortes kritisch wurde. Die Bürger wurden zum Risiko. Das Dilemma war kaum aufzulösen. Wenn man Zuschauer unkontrolliert und ungesteuert in eine Sendung lässt, ist die Mischung zufällig, was bei einer so geringen Anzahl bedeutet, dass sie wahrscheinlich in keiner Weise repräsentativ oder gar ausgewogen sein kann. Sollte man die Bürger also lieber im Vorfeld auswählen? Aber nach welchen Kriterien? Nach dem Parteienproporz? Nach einem Schlüssel, der für das jeweilige Thema repräsentativ wäre? Gibt es Teilnehmer, z. B. von Bürgerinitiativen, die man bei bestimmten Themen unbedingt einladen sollte, anstatt es dem Zufall zu überlassen, wer kommt? Das hieße dann aber, einen sehr starken Einfluss auf die Auswahl der Bürger zu nehmen. Eine offene Arena hätte man dann nicht mehr.

Eine Stärke dieser Sendungen war zweifellos – erst recht, solange sie live ausgestrahlt wurden –, dass sie trotz ihrer festen Strukturen noch viel Raum für spontane, unvorhersehbare, ja unkontrollierbare Szenen boten, die sich der Inszenierung entzogen. Auch wenn das den Politikern trotz gegenteiliger Beteuerung nicht immer gefiel.

Kanzlerkandidaten-Duell

Eine Sendung, die von Fernsehsendern immer wieder angestrebt und vom Publikum gefordert wurde, war ein Duell der Spitzenkandidaten unmittelbar vor der Wahl. Lange Zeit war das – anders als z. B. in den USA – nicht möglich gewesen, weil der Amtsinhaber, in diesem Fall Helmut Kohl, eine Begegnung im Fernsehen mit seinem Herausforderer ablehnte. 2002 kam es dann zu den ersten beiden Spitzenduellen. Der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder trat gegen den CDU/CSU-Kandidaten Edmund Stoiber an, einmal im Privatfernsehen bei RTL und Sat.1, das zweite Mal im öffentlich-rechtlichen Fernsehen von ARD und ZDF. Das erste Fernsehduell wurde von Peter Limbourg und Peter Kloeppel moderiert, das zweite von Sabine Christiansen und Maybrit Illner.

Die Regeln waren – auch bei den folgenden Fernsehduellen – so eng abgesteckt, dass die Interviewer nicht allzu viel Bewegungsfreiheit hatten. Unmittelbar nach dem Streitgespräch analysierten und bewerteten Politologen und Medienfachleute

211 ZEIT-Online (4. 05.1973): Streit um „Journalisten fragen – Politiker antworten“: Schmierentheater, <https://www.zeit.de/1973/18/schmierentheater>

die Wirkung und das Abschneiden der beiden Kandidaten. 2002 hieß es etwa, dass Stoiber, der Herausforderer, zwar schlechter abgeschnitten habe als Schröder, aber besser als erwartet. Und somit sei er der eigentliche Gewinner des Duells.²¹²

Den Sendungen gingen intensive Verhandlungen mit den Wahlkampfmanagern beider Kandidaten um den Ablaufplan voraus. Dieser wurde schließlich so detailliert festgelegt, dass er jede Spontaneität erstickte. Insgesamt – so ergab eine Umfrage von Media-Perspektiven²¹³ – hätten die Zuschauer trotzdem mehrheitlich die Meinung geäußert, dass das Streitgespräch ihnen neue Erkenntnisse gebracht hätte. Beide Duelle wurden von ca. 15 Millionen Menschen verfolgt. Insgesamt wurden die Sendungen als interessant und als den Wahlkampf bereichernd bewertet.

Bei der Bundestagswahl im Jahr 2005 einigte man sich nach langen Diskussionen auf nur ein einziges Duell. Der Amtsinhaber, Gerhard Schröder, hatte sich eigentlich bereit erklärt, wie 2002 zweimal anzutreten, aber Angela Merkel, die Herausforderin, lehnte das ab. So kam es im September 2005 zu einem einzigen Fernsehweikampf, der in ARD, ZDF, RTL und Sat.1 übertragen und von vier Moderatoren geführt wurde: Sabine Christiansen (ARD) und Maybrit Illner (ZDF) vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen sowie Peter Klooppel (RTL) und Thomas Kausch (Sat.1) von den Privaten. Dieses Duell erreichte mit knapp 21 Millionen Zuschauern die bisher höchste Zuschauerquote der Fernsehduelle und war damit die meistgesehene Sendung des Jahres.

Viele Zuschauer monierten, dass zu viele Moderatoren am Gespräch beteiligt waren. In der Einzelbewertung hatte Peter Klooppel am besten abgeschnitten. Er wurde als kompetent, glaubwürdig, souverän und hartnäckig wahrgenommen. Maybrit Illner lag vor ihrer öffentlich-rechtlichen Kollegin Sabine Christiansen, weil sie als „sympathischer“ und „natürlicher“ empfunden wurde. Hervorgehoben wurde auch das Verhalten der Kandidaten: „(Es war) ein richtiger Dialog, dass sie direkt miteinander geredet haben, aufeinander eingegangen sind“. Auf die Frage, was den Menschen besonders gut am TV-Duell gefallen hat, lobten die Befragten am häufigsten die „Sachlichkeit/Fairness und den guten Umgangston“.²¹⁴

Von da an gab es vor jeder Bundestagswahl ein Fernsehduell. Am 13. September 2009 traten Bundeskanzlerin Angela Merkel und Frank-Walter Steinmeier gegeneinander an. Auch in diesem Jahr war das Spitzenduell wieder das Fernsehereignis des Jahres. 14,26 Millionen Zuschauer hatten den Fernseher eingeschaltet. Die Moderatoren Frank Plasberg, Peter Limbourg, Maybrit Illner und Peter Klooppel legten sich einige Male mit Angela Merkel an, um sie zu klareren Aussagen zu zwingen. Doch die Kanzlerin wehrte ab: „Ich beantworte die Fragen so, wie ich es mir vorgenommen

212 Dehm Ursula (12/2005, 627-637): Das TV-Duell 2005 aus Zuschauersicht, in: Media-Perspektiven, https://www.ard-werbung.de/fileadmin/user_upload/media-perspektiven/pdf/2005/12-2005_Dehm.pdf

213 Dehm (2005).

214 Dehm (2005).

men habe.²¹⁵ Insgesamt blieb das Fernsehen auch in diesem Jahr das Leitmedium, durch das sich 69 Prozent der Zuschauer über den Wahlkampf informierten. Hinter Zeitungen und Hörfunk platzierte sich das Internet mit immerhin schon 18 Prozent Nutzern.²¹⁶

Für das Kanzlerduell am 1. September 2013 schickte die ARD Anne Will ins Rennen. Für das ZDF trat Maybrit Illner, für RTL Peter Köppel und für ProSieben Stefan Raab an. Das Duell wurde diesmal auf ARD, ZDF, RTL und ProSieben übertragen und zusätzlich auch wieder von Phoenix übernommen. Kanzlerin Angela Merkel hatte diesmal Peer Steinbrück als Gegner. Wieder gab es detailreiche Absprachen vor der Sendung. Beispielsweise wurde im Vorfeld festgelegt, welcher Politiker als erster befragt wurde. Die Antworten durften nicht länger als 90 Sekunden dauern. Die Redezeit der Kandidaten wurde mitgestoppt und sollte nötigenfalls ausgeglichen werden. Im Studio gab es keine Zuschauer. Hinterher wurden die Politiker durch das Publikum nach folgenden Qualitäten bewertet: Angriffsflust, Verständlichkeit, bessere Argumentation, Fairness, Sympathie, Glaubwürdigkeit, Kompetenz. Eine Evaluation der Moderatoren gab es nicht.²¹⁷

2013 spielte erstmals das Internet eine wichtige Rolle. Die 18- bis 29-Jährigen gaben an, Fernsehen und Internet gleichermaßen (je 59 %) zur Information über den Wahlkampf genutzt zu haben. Die Bedeutung des Internets als Informationsquelle war insgesamt von 8 auf 13 Prozent angestiegen. Trotzdem blieb das Fernsehen weiterhin mit Abstand das wichtigste Medium für den Wahlkampf. Jeder Zweite gab an, seine Informationen darüber hauptsächlich aus dem Fernsehen bezogen zu haben. Das TV-Duell war auch 2013 eine der meistgesehenen Sendungen des Jahres. Gleichzeitig wurde erstmals ausführlich die Wirkung der Sozialen Medien untersucht, die inzwischen eine immer größere Rolle spielten. Auch dabei war weiterhin eine starke Abhängigkeit von den klassischen Nachrichtenmedien spürbar. Die Spitzenkandidaten tauchten in den Sozialen Medien vor allem dann auf, wenn vorher die klassischen Nachrichtenmedien über ein Ereignis berichtet hatten. Twitter und auch metatagesschau reagierten schnell und vielfach auf das TV-Duell. Blogger fühlten sich offenbar weniger an die Tagesaktualität gebunden und schrieben ihre Artikel eher langfristig.²¹⁸

215 SPIEGEL-Online 13.09.2009): TV-Duell mit Merkel – Steinmeier punktet bei den Wählern, <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/tv-duell-mit-merkel-steinmeier-punktet-bei-den-waehlern-a-648715.html>

216 Zubayr Camille et al. (2009, Heft 12): Berichterstattung zur Bundestagswahl aus Sicht der Zuschauer, in: Media-Perspektiven, <https://www.ard-werbung.de/media-perspektiven/fachzeitschrift/2009/artikel/berichterstattung-zur-bundestagswahl-2009-aus-sicht-der-zuschauer/>

217 Neue Ruhrzeitung (5.3.2013): ARD schickt Anne Will ins TV-Duell von Merkel und Steinbrück, <https://www.nrz.de/kultur/fernsehen/ard-schickt-anne-will-ins-tv-duell-von-merkel-und-steinbrueck-id7687501.html>

218 Wladarsch Jennifer et al. (2014, 456-474): Der Bundestagswahlkampf 2013 in den Social Media, in: Media-Perspektiven, https://www.ard-werbung.de/fileadmin/user_upload/media-perspektiven/pdf/2014/09-2014_Wladarsch_Neuberger_Brockmann_Stieglitz.pdf

Bei der Bundestagswahl 2017 hatte Bundeskanzlerin Angela Merkel einen neuen Herausforderer von der SPD, Martin Schulz, als Gegner. Das Fernsehduell fand am 3. September statt. Die Moderatoren waren Claus Strunz (Sat.1), Sandra Maischberger (ARD), Maybrit Illner (ZDF) und Peter Kloeppel (RTL). In der Sendung ging es vor allem um die Flüchtlingskrise und die Integration von Asylsuchenden in Deutschland, die zu dieser Zeit das wichtigste Thema für die Wähler waren. Andere wichtige Themen wie Digitalisierung, Rente, Bildung, Pflege oder Wohnungsnot kamen dagegen kaum oder überhaupt nicht zur Sprache. Das monierte nicht nur mancher Kritiker, sondern im Nachhinein auch der SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz. Elf Tage vor der Wahl forderte er deshalb Amtsinhaberin Angela Merkel (CDU) zu einem zweiten TV-Duell auf, was diese aber ablehnte.

Interessant für die Geschichte der Wahlberichterstattung ist, dass die Wähler durch Fernsehinterviews – selbst bei den Spitzenduellen – viel weniger in ihrem Wahlverhalten beeinflusst werden, als Politiker zu glauben scheinen. Wichtiger seien – so die Bundeszentrale für politische Bildung – langfristige Wirkungen, die von den Massenmedien auf die politischen Einstellungen der Wählerinnen und Wähler ausgehen. Dabei übe das Fernsehen wegen der selektiven Wahrnehmung der Zuschauer nur eine indirekte Wirkung aus.²¹⁹

Und schließlich zeigte sich bei den Sendungen zu den Wahlen insgesamt auch der zunehmende Einfluss des Internets. Schon bei den Wahlen im Jahr 2009 nutzten die Parteien die Sozialen Medien ebenfalls als Kommunikationskanal. Die Ansprache der Wähler wurde damit persönlicher, die Internet-Nutzer blieben nicht mehr passiv, sondern konnten ein Feedback geben. Auch journalistische Interviews wurden dadurch beeinflusst: Sie wurden kürzer, lockerer, unterhaltungsaffiner.

2.2.3 Beginn des Privatfernsehens

Mit dem Eintritt des Privatfernsehens ab dem Jahr 1984 zeigte sich in vielen Programmen eine neue Lockerheit, die zuweilen auch etwas Unernstes ausstrahlte. Private Sender prägten mit ihrer Leichtigkeit auch stärker die politische Berichterstattung. Die Privaten finanzierten sich von Anfang an ausschließlich über Werbeeinnahmen, und deren Höhe hing von den Zuschauerzahlen ab. Sie waren also wirtschaftlich stark von Quoten und damit von der Akzeptanz des Publikums abhängig. Die Sendungen wurden unterhaltsamer, manchmal auch frecher, emotionaler und sensationistischer. Die Auswahl der Nachrichten änderte sich. Politiker wurden mehr von ihrer privaten Seite gezeigt.²²⁰ Über Skandale wurde ausführlich berichtet.

Eine neue journalistische Generation trat an, die weniger ideologisch und weniger sendungsbewusst war. Sie hatte kein Problem mit der Boulevardisierung. Das Interesse an Politik nahm ab. Politik wurde deshalb stärker vom Fernsehen abhängig

219 Korte Karl-Rudolf (02.06.2017): Massenmedien und Wahlkampf, Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/politik/wahlen/wahlen-in-deutschland/249652/massenmedien-und-wahlkampf>

220 Münkler Herfried (2001, 156-158): Die Theatralisierung der Politik, in: Früchtl/Zimmermann (Hg.): Ästhetik der Inszenierung.

als Fernsehen von der Politik. Früher lehnten Politiker schon einmal kurze Live-Interviews ab, weil ihnen der zeitliche Aufwand zu groß war. Jetzt stellten sie sich auch News-Interviews in der üblichen 90-Sekundenlänge. Hauptsache, man kam überhaupt ins Fernsehen.

Mit dem Privatfernsehen wurden grundlegend neue Gesprächsformate eingeführt, – Talksendungen und Gerichtsshows, die vor allem am Nachmittag ausgestrahlt wurden. Tabus fielen und Protagonisten aus ungewohnten Milieus traten auf. Plötzlich wurden öffentlich Themen diskutiert, die zu behandeln man sich vorher nicht getraut hätte.²²¹ Es ging allerdings selten um Politik, sondern mehr um Alltagsbewältigung, familiäre Konflikte, Ratgebertipps und Boulevardthemen. Der Boom der Talkshows, an dem sich auch die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten beteiligten, wird an einer Zahl deutlich: Anfang der 90er Jahre gab es 48 Talk-Reihen im deutschen Fernsehen, 1998 waren es schon 65.²²² Die meisten dieser Sendungen waren eine Art Affektfernsehen²²³, bei dem Erregung und Beschwichtigung sich abwechselten. Die Moderatoren hatten vor allem die Aufgabe, Emotionen zu befeuern, die sie dann durch beruhigende Kommentare wieder zurückzunehmen suchten. Die Sendungen fanden nicht nur hohes Zuschauerinteresse, sie hatten noch einen anderen Vorteil: sie konnten preiswert und schnell produziert werden.

RTL: Explosiv – Der heiße Stuhl

Mit „Explosiv – Der heiße Stuhl“ versuchte RTL ab 1989, eine neue Diskussionskultur ins Leben zu rufen, die auch politisch-gesellschaftliche Themen zum Inhalt hatte. Die Sendung wurde anfangs von Ulrich Meyer, später von Olaf Kracht moderiert und dauerte 45 bis 60 Minuten. Das Format hielt, was der Titel versprach. Zu Beginn wurde ein Protagonist eingeführt, der eine meist sehr provokante These vertrat, die er in der Folge gegenüber mehreren anderen Personen verteidigen musste. Nach der Präsentation seines Themas, das er auch kurz begründete, nahm er auf dem heißen Stuhl, der der Sendung den Namen gab, Platz. Dieser Stuhl sah aus wie aus einem Science-Fiction-Film, – mit einer überhohen Lehne aus Drahtgitter, was möglicherweise bedrohliche Assoziationen zum Gegrillt-Werden wecken sollte. Dann stellte der Moderator die anderen Gäste vor, die alle gegen den Protagonisten anargumentierten – meist sehr laut und sehr hitzig. Es wurde gebrüllt, beleidigt, man fiel sich ins Wort. Wenn die Emotionen sich zu erschöpfen drohten, griff der Moderator ein und provozierte erneut. Auf dem heißen Stuhl nahmen auch so prominente Gäste wie Angela Merkel, Uta Ranke-Heinemann, Alexander Schalck-Golodkowski oder der Regisseur Rosa von Praunheim Platz.²²⁴

221 SPIEGEL-Online (17.6.1991): Moderatoren: Richtig oder falsch? Flotte Sprüche, freche eine neue Generation von Fernsehjournalisten sorgt für einen neuen Bildschirm, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13489417.html>

222 Schultz (2006, 146).

223 Bente Gary/Fromm Bettina (1997): Affektfernsehen. Motive, Angebotsweisen und Wirkungen.

224 Freitag Jahn (17.12.2016): Die Rückkehr des TV-Tribunals, in: Neue Presse, <http://www.neuepresse.de/Nachrichten/Medien/Die-Rueckkehr-des-TV-Tribunals>

„Der heiße Stuhl“ führte den Fernsehzuschauern eine verbale Auseinandersetzung vor, die man bis dahin so noch nicht gekannt hatte. Die Regeln von Fairness oder Sachlichkeit waren meist ebenso außer Kraft gesetzt wie die Suche nach Kompromissen. Man hatte den Eindruck: Wer am lautesten schreit, gewinnt. Dieses Format war anfangs sehr erfolgreich. Nach knapp 160 Sendungen wurde es schließlich 1994 eingestellt, weil die Zuschauerzahlen sich innerhalb weniger Monate halbiert hatten.

Man kann „Der heiße Stuhl“ auch als eine konsequente Weiterentwicklung des Formats „Kreuzfeuer“ sehen. Auch dort zeigten sich die Interviewer unnachgiebig und die Kontroverse drohte einige Male in einem Eklat zu enden. Hier wie dort kann man die Sendung auch positiv als Versuch sehen, den Gast oder den Politiker dazu zu zwingen, Farbe zu bekennen. Beim „heißen Stuhl“ schien es aber oft eher das Ziel zu sein, ihn zur Weißglut zu bringen und seine Kontrahenten unentwegt aufzustacheln. Bei Casdorff/Rohlinger bestand die Spannung dagegen vor allem darin, wie überzeugend ein Politiker kritische Fragen mit guten Argumenten abwehren konnte. Beim „heißen Stuhl“ schien das Bemühen um die Klärung eines Streitpunkts weniger im Fokus zu stehen, geschweige denn so etwas wie eine Diskussionskultur. Durch diese Art des „Confrontainment“²²⁵ sollte ein Aufreger erzeugt und das Publikum auf einem hohen emotionalen Pegel unterhalten werden.

Fünf (so viele Gegner traten meist im Studio auf) gegen einen, das war gegen alle Regeln der Fairness. Und ein Moderator, der dauernd die Gegner anstachelte, ebenso. In seinen besten Sendungen lieferte „Der heiße Stuhl“ aber dann doch Einblicke ins Seelenleben manchen Gastes, die man in anderen Interviews nicht bekam, z. B. in der Sendung mit Angela Merkel.

Im Laufe der folgenden Jahre zeichnete sich zwischen den Privaten und den öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten eine zunehmende Konvergenz ab. Beide Seiten beobachteten einander und lernten voneinander. In Gesprächssendungen des öffentlich-rechtlichen Fernsehen tauchten mehr „normale Menschen“ auf – so z. B. in der ARD-Sendung „VETO“ (1988 – 1990) – und die Privaten machten den Öffentlich-Rechtlichen mit Erich Böhmes „Talk im Turm“ (1990 – 1999) vor, wie eine politische Diskussion am Sonntagabend erfolgreich sein kann.

Was nun, Herr/Frau...? (ZDF) und Farbe bekennen (ARD)

Die öffentlich-rechtlichen Sender boten bald auch neue Interviewsendungen an, die schon im Titel lässiger und zugleich provozierender wirkten und im Format ein wenig an den „heißen Stuhl“ erinnerten. Das ZDF führte 1985 die Sendung „Was nun, Herr/Frau...?“ ein. „Was nun“ war ein Format, das kurzfristig ins Programm genommen wurde, um einer Person zu einem aktuellen Anlass auf den Zahn zu fühlen. Zu den Gästen gehörten Politiker, aber auch Unternehmer oder Gewerkschafter. Interviewt wurden sie meist vom Chefredakteur des ZDF, Klaus Bresser, später von Peter Frey und der Leiterin des Berliner Studios, Bettina Schausten. In „Was nun“ ging es um harte Fakten, aber auch um schnelle und schlagfertige Reaktionen auf spielerische Formen wie Assoziationsspiele, das Kommentieren von Zitaten anderer, Been-

225 Holly Werner (1994, 422-434): Confrontainment. Politik als Schaukampf im Fernsehen, in: Bosshart Louis/Hoffmann-Riem Wolfgang (Hg.): Medienlust und Mediennutz.

den von angefangenen Sätzen usw. Man hoffte dadurch, die Gäste etwas mehr aus der Reserve zu locken, sie weniger kontrolliert zu zeigen, aber natürlich auch unterhaltsamer zu sein. Die ARD brauchte fünf Jahre länger, um eine ähnliche Sendung zu platzieren. Sie hieß „Farbe bekennen“. Auch diese Sendung war als aktuelles Format konzipiert, um bei Bedarf kurzfristig ins Programm genommen zu werden. Interviewer der Sendung war meist einer der ARD-Chefredakteure. Zuweilen wurde der Gast auch von zwei Journalisten befragt. Beide Formate hatten eine Länge von 15 bis 30 Minuten. Beide Sendungen konnten nicht immer halten, was der Titel versprach.

Friedmann (ARD)

Ab dem Jahr 2001 brachte der Hessische Rundfunk ein neues Interview-Format in die ARD ein, das er vorher schon in seinem Dritten Programm getestet hatte. Dort hieß die Sendung „Vorsicht! Friedmann“, als wolle man alle eingeladenen Gäste schon von vornherein vor diesem Moderator warnen. Die Sendung war in Hessen sehr erfolgreich, was einmal mit dem konfrontativen Stil und der Schlagfertigkeit des Moderators zusammenhing, aber auch mit dem Konzept der Sendereihe.

Ab 2001 also trat Friedmann damit im Ersten auf. Er interviewte 30 Minuten lang einen Gast, und das unerbittlich, unnachgiebig, immer wieder nachhakend – bis er zum Kern des Themas vorgedrungen war. „Friedmann“ war das genaue Gegenteil der Elefantenrunden am Wahlabend, bei der Politiker nur ungern die Fragen der Journalisten überhaupt zur Kenntnis nahmen, geschweige denn beantworteten, und hatte mehr Ähnlichkeit mit dem Sendeformat von „Der heiße Stuhl“. Das zeigte sich schon an der Einrichtung des Studios, das aussah wie eine Sportarena, mit einem Ring in der Mitte. Die Zuschauer saßen im Halbdunkel. Nur die Bühne, auf der ein knallrotes Sitzmöbel stand, war hell beleuchtet. Bei diesem Möbelstück handelte es sich um eine Doppelschuhbank, die ein raffinierter Einfall der Redaktion war. Das Sofa hatte die Form eines S und war so geschwungen, dass sich die Protagonisten gegenüberübersaßen – und das enger, als ihnen das wahrscheinlich angenehm war. Sie waren so dicht beieinander positioniert, dass sie sich – mit den Knien oder den Händen immer wieder fast berührten. Und das bei einer Gesprächsatmosphäre, die alles andere als herzlich war. Die Kamera war meist in Großaufnahme auf den Gast gerichtet, zoomte sein Gesicht ganz nahe heran, zeigte seine Hände, seine Körperhaltung, umkreiste ihn, blieb dann wieder auf dem Gesicht stehen. Dazwischen sah man das süffisante Lächeln des Moderators, der wie bei einem gnadenlosen Boxkampf einen Schlag nach dem anderen austeilte.

Die Großaufnahmen rückten den Gast in eine fast intime Nähe zum Zuschauer. Die für ein normales Gespräch übliche soziale Distanz zum Gegenüber war dadurch aufgehoben. Man fühlte sich als Zuschauer dem Dauerfeuer von Fragen fast so ausgesetzt wie der Interviewte. Gleichzeitig schienen die geradezu indiskreten Kameraeinstellungen anzudeuten, dass der Gast keine Sekunde aus den Augen gelassen würde, dass er sich dieser Situation nicht würde entziehen können. Letzten Endes – das war das Signal – sollten mit diesem Format die Politiker, die inzwischen Interviewantworten nach Belieben verweigert hatten, wieder in eine Frage-und-Antwort-Situation gezwungen werden.

Auch wenn es an der scharfzüngigen Gesprächsführung Kritik gab, war die Sendung bei den Zuschauern sehr erfolgreich. Das Confrontainment war durch das Fragegewitter des Interviewers Friedmann auch im öffentlich-rechtlichen Fernsehen angekommen. Die Sendung war hochemotional und in ihren besten Ausgaben bis zum letzten Moment spannend. Das Publikum war in seiner Beurteilung gespalten. Zustimmung fand, dass Politiker hier nicht auf Floskeln ausweichen konnten, kritisiert wurde aber auch, dass der Gast oft wie ein Angeklagter vorgeführt worden sei.

Hart aber Fair (ARD)

Als letzte Sendung sei noch „Hart aber Fair“ genannt. Die Sendereihe mit dem Moderator Frank Plasberg lief ab Januar 2001 im WDR und ist seit September 2007 in der ARD in einer Länge von 75 Minuten zu sehen. Fünf bis sechs Personen verschiedener politischer Richtungen, Politiker und politiknahe Experten, werden vom Moderator schlagfertig und hartnäckig, zeitweilig auch mit Humor, befragt. Die Atmosphäre ist deutlich entspannter als bei Friedmann. Während des Gesprächs ruft der Moderator über einen Touchscreen immer wieder kurze, 30 Sekunden bis zu einer Minute lange Zuspieler auf. Sie erhöhen das Tempo und verdichten die Diskussion, indem sie zusätzliche Aspekte einbringen, Zusammenhänge erklären, den Politiker mit früheren Aussagen konfrontieren usw. Dabei hat der Touchscreen den Vorteil, dass der Moderator in jedem Moment selbst entscheiden kann, ob und wann ein solcher Zuspieler zum Einsatz kommt. Dadurch ist er in den Gesprächen viel flexibler, als wenn er durch Filmtile nach einem vorher festgelegten Ablauf und ohne Rücksicht auf den Verlauf der Diskussion unterbrochen wird.

Zuschauer können sich mit Emails oder Einträgen ins Internet-Tagebuch an der Diskussion beteiligen. Gegen Ende der Sendung werden diese Zuschauerkommentare in die Sendung eingebracht. Und weil sich manche Aussagen der Diskussions Teilnehmer während einer Live-Sendung nicht überprüfen lassen, gibt es bei „Hart aber fair“ einen Tag nach der Sendung den sogenannten Faktencheck. Dort kann man nachlesen, inwieweit Behauptungen der Gesprächsteilnehmer den Tatsachen entsprechen. Außerdem gibt es die Möglichkeit, dort und in den sozialen Netzwerken weiter über das Thema zu diskutieren.

2.2.4 Wirkung der Inszenierung auf das Interviewformat

Um zu verdeutlichen, was in dieser Arbeit mit Inszenierung gemeint ist, sollen hier die unter Abschnitt 2.2. vorgestellten Formate „Zur Person“, „Kreuzfeuer“ und „Pro und Contra“ und die im letzten Abschnitt besprochenen Gesprächssendungen des privaten und öffentlich-rechtlichen Fernsehens noch genauer auf ihre spezifischen Inszenierungsmerkmale hin untersucht werden. Wie schon mehrfach angesprochen, kommt man im Fernsehen um die Frage nach der Art der Inszenierung grundsätzlich nicht herum. Man muss sich für die eine oder andere Darstellungsform entscheiden. Aber was erreicht man konkret damit? Und was bedeutet das für den Zuschauer, dem diese Inszenierung schließlich gilt?

Bei der Definition des Interviews als journalistische Form (s. unter 1. 4) wurden drei mögliche Intentionen genannt. Es kann beim Interview um eine Person gehen, um eine Sache oder um die Haltung, die eine Person zu einer Sache hat. Wenn man von dieser Einteilung ausgeht, dann bilden die erstgenannten Sendungen ziemlich genau diese Dreiteilung ab. Die Sendung von Günter Gaus fragt – wie es schon der Titel ankündigt, zur Person, „Pro und Contra“ zu einer Sache und beim „Kreuzfeuer“ geht es darum, wie eine Person, nämlich ein Politiker, zu einer Sache, einem Ereignis oder einem Problem steht.

Auf welche Art von Inszenierung eine Sendung abzielt und wie diese beim Zuschauer ankommen soll, verrät oft schon der Titel. Der Charakter der Sendung wird dann in der technischen Umsetzung, in der Studiodekoration, der Kameraführung, der Regie und dem Bildschnitt weiter bestimmt und schließlich meist auch vom Interviewer übernommen.

Bei den Sendungen „Zur Person“ ist schon der Titel sehr zurückhaltend. Genauso ist die Bildsprache einfach, ohne Effekte. Die Kamera agiert fast statisch, der Interviewer ist nur als Schattenumriss zu sehen. Es ist, als wolle die Redaktion damit ausdrücken, dass es ihr nur auf den Inhalt, nur auf den Interviewgast ankommt. Die ruhige Kameraführung, die sparsamen Schnitte signalisieren zudem, dass dem Gast Zeit gelassen wird, seine Gedanken zu entwickeln. Aber auch eine Sendung, die Effekte nur sehr sparsam einsetzt, hat eine inszenatorische Wirkung, die eine bestimmte Stimmung evoziert und damit etwas ausdrückt.

Bei „Kreuzfeuer“ verspricht der Titel deutlich mehr. Kreuzfeuer ist eigentlich ein militärischer Begriff. Er drückt aus, dass man von verschiedenen Seiten angegriffen wird. Vielleicht assoziiert man Kreuzfeuer auch mit Hinterhalt. Oder man denkt an unerbittliche Befragungen vor Gericht oder vor einem Untersuchungsausschuss. Ganz allgemein handelt es sich offensichtlich um eine – für den Interviewten – gefährliche, zumindest unangenehme Situation. Umgesetzt wird der Titel in dieser Sendung schon dadurch, dass dem Gast zwei Interviewer gegenüber sitzen. Zwei gegen einen, das ist zumindest ungewöhnlich. Die beiden lassen ein Dauerfeuer von Fragen auf den Politiker los, die Franz Josef Strauß nicht ganz zu Unrecht als überfallartig charakterisierte. Der Gast gerät unter Zeitdruck, wird in die Enge getrieben. Im Vergleich zum Format von „Zur Person“ sind mehr Kameras im Einsatz. Umschnitte vom Gast auf die Interviewer verdichten die Präsentation. Das Gesicht des Gastes rückt durch Groß Einstellungen dem Zuschauer näher. Trotzdem ist die szenische Umsetzung im Vergleich zu späteren Darstellungsformaten noch sehr zurückhaltend. Das Studio wird kaum durch entsprechende Lichtsetzung, durch Requisiten oder eine besondere Sitzanordnung in die Inszenierung mit einbezogen. „Kreuzfeuer“ war sehr stark inszeniert, aber die Botschaft dieser Inszenierung war auch zu jeder Zeit dechiffrierbar, vom Titel über das Moderatorduo und die überfallartigen Fragen. Es handelte sich um einen Stresstest, und als solcher wurde die Sendung auch wahrgenommen.

„Pro und Contra“ andererseits ist als Überschrift nicht gerade zupackend. Es sagt nicht mehr aus, als dass es um das Für und Wider zu einem Thema geht. Der Titel ist also sehr neutral und zurückhaltend und durch die lateinische Form zudem noch

akademisiert. Erst wenn man die Sendung verfolgt, wird einem klar, dass dahinter die Idee einer Art Gerichtsverhandlung steckt. Es treten Anwälte und Experten auf. Es gibt eine Zuschauertribüne. Plädoyers werden gehalten und es kommt zu einer abschließenden Meinungsbildung durch die Zuschauer im Studio. Die Gerichtsverhandlung als Spielidee wird allerdings im Bühnenbild und in den Rollen der Akteure nur eher zaghaft angedeutet. Anwälte und Experten nehmen nur bedingt ihre Rolle als Teilnehmer in einem Gerichtsverfahren an. Bei „Pro und Contra“, das war deutlich erkennbar, wurde also eine Gerichtsverhandlung als Spielhandlung inszeniert.

Was bieten die drei unterschiedlichen Formate dem Zuschauer? Bei „Zur Person“ lernte dieser den Gast ausführlich kennen, allerdings meist, ohne einen emotionalen Zugang zu ihm zu erhalten. Die Sendung „Kreuzfeuer“ lief emotionaler ab, gab mehr vom Innenleben des Befragten preis, weil dieser so unter Druck geriet, dass er sich weniger vorstellen konnte. „Pro und Contra“ dagegen war fast immer eine sehr informative, aber selten eine aufregende Sendung. Vielleicht eignete sich auch das Rollenset dafür nicht in idealer Weise. Verhandelt wurde über eine Sache, nicht über eine Person, was automatisch weniger affektiv wirkt. Eigentlich hätte die binäre Pro-und-Contra-Struktur des Themas zu aufgeregteren Auseinandersetzungen Anlass geben können. Aber vielleicht wurde das auch dadurch verhindert, weil es statt eines Urteils am Ende nur eine Meinungsbildung gab.

Mit dem Auftritt des Privatfernsehens haben sich, wie oben schon angedeutet, auch die politischen Gesprächssendungen verändert. Schon der Titel der Sendereihe „Explosiv: Der heiße Stuhl“ wäre beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen früher undenkbar gewesen, erst recht der Ablauf der Sendung. Zu sehen war eine Diskussion, bei der es hoch herging. Nach Aussagen der Macher wollte man mit dem neuen Format weg von den offiziösen Diskussionen, bei denen Politiker vor allem Allgemeinplätze formulierten, ohne auf die Fragen der Interviewer einzugehen. Stattdessen sollten die Themen spontan, offen und in der Sprache durchschnittlicher Bürger diskutiert werden. Vom Streit unterschiedlicher Meinungen könne man mehr Klärung und einen konkreteren Austausch von Argumenten erwarten als von politischen Fachgesprächen, bei denen sich der Normalbürger ausgeschlossen fühlen musste, meinten die Redakteure. Wie bei „Pro und Contra“ wurde das Thema auf ein binäres Dafür oder Dagegen reduziert. Während aber in der ARD-Sendung dieser Antagonismus durch Plädoyers und Expertenaussagen eher wieder gemildert wurde, zielte die Inszenierung beim „heißen Stuhl“ auf eine starke Polarisierung ab.

Allen Beteiligten waren von Anfang an klare Rollen zugewiesen. Dem Gast auf dem heißen Stuhl standen fünf Contra-Geber gegenüber, die in unterschiedlicher Lautstärke dessen Position angriffen. Dazwischen bewegte sich ein Moderator, der vor allem das Gesprächsklima befeuerte und nachlegte, wenn es zu ermatten drohte. Die fünf Gegenspieler des Kandidaten hatten vor allem die Aufgabe, unentwegt und mit groben Mitteln zu provozieren. Die Person auf dem heißen Stuhl glich sich in Sprache und Argumentation nicht selten diesem Niveau an. Und auch das Publikum im Studio hatte die Aufgabe, vor allem die Stimmung anzuheizen.

Problematisch war, dass der Inhalt der Sendung, der Streit in der Sendung, von Anfang an inszeniert war. Nichts war spontan oder echt. Selten ging einer auf Argumente des anderen ein. Es ging offenbar darum, nicht besser, sondern vor allem lauter zu argumentieren als das Gegenüber. Die Inszenierung hatte als Ziel eher den Krawall als die Auseinandersetzung um ein Thema. Daran zeigte sich, dass es in der Sendung weniger um Information, als um Unterhaltung ging. Der damalige RTL-Chef Helmut Thoma bestätigte das: „Das geht zu wie beim Fechten. Es gibt das Florett. Wir sind die Säbelabteilung.“²²⁶ Nicht nur der Rahmen, sondern die ganze Sendung war zu 100 Prozent eine Inszenierung.

Trotz aller programmlichen Annäherungen zwischen dem privaten und dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen kam ein solches Format für ARD oder ZDF nicht in Frage. Man wollte zwar auch attraktiver, kontroverser und zugespitzter werden. Aber man wollte nicht Krawall um jeden Preis. Als das ZDF im August 1985, also im gleichen Jahr, in dem das Privatfernsehen in Deutschland durchstartete, mit der Sendereihe „Was nun, Herr/Frau...?“ begann, wollte man damit ein Format, das kontrovers und unterhaltsam zugleich sein sollte. Aber gleichzeitig schuf man damit auch einen Sendeplatz, auf dem man bei aktuellem Bedarf schnell ein längeres Interview platzieren konnte. Dieses Interview sollte aber neben der aktuellen Politik durchaus auch private Seiten des Politikers beleuchten.

Als die ARD dann einige Jahre später mit „Farbe bekennen“ ein ähnliches Format einführte, geschah es aus den gleichen Gründen. Die Interviews wurden durch einige Zuspätkommer und manchmal durch spielerische Elemente aufgelockert, bei denen man mehr über die Schlagfertigkeit oder die Persönlichkeit des Politikers erfahren sollte. Aber in erster Linie waren „Was nun?“ und „Farbe bekennen“ kontroverse Studiogespräche aus aktuellem politischem Anlass. Die Sendungen waren eine Art ARD oder ZDF Extra in Form eines Interviews. Beide Sendereihen sollten also – wie die der privaten Programmanbieter – ein bisschen frech und unterhaltsam sein, aber vor allem, wie es das öffentlich-rechtliche Fernsehen immer war, seriös und informativ bleiben. So wurde daraus eine Art Zwitter, was sich auch bei der etwas unentschlossenen Inszenierung bemerkbar machte.

Die Vorteile waren offensichtlich: Man konnte auf aktuelle Entwicklungen schnell reagieren, hatte für die Sendung einen attraktiven Studiogast, und das aktuelle Thema sorgte für die notwendige Brisanz. „Was nun, Herr/Frau...?“ moderierte immer der ZDF-Chefredakteur. Bei der ARD wurde „Farbe bekennen“ entsprechend der föderalen Struktur je nach Themenlage von unterschiedlichen Chefredakteuren einer Landesrundfunkanstalt oder vom ARD-Chefredakteur moderiert. Unter diesem häufigen Wechsel der Moderatoren litt allerdings die Profilierung der Sendung.

2.2.5 Aktuelle Interviews in Nachrichten und Magazinen

Während Gesprächssendungen im öffentlich-rechtlichen Fernsehen von Anfang an einen Programmschwerpunkt darstellten, spielten aktuelle Kurzinterviews – wie im englischen und amerikanischen Fernsehen gebräuchlich – erst relativ spät, ab den

²²⁶ SPIEGEL-Online (04.10.1992): Wir sind die Säbelabteilung, <https://www.spiegel.de/politik/wir-sind-die-saebelabteilung-a-d7dd446d-0002-0001-0000-000013679256>

70er Jahren, eine wichtige Rolle. Ein Indiz für die wachsende Bedeutung von politischen Kurzinterviews sind die Studienpläne der Journalistenschulen und Lehrbücher über den Journalismus. Das Thema Interview wurde dort von Anfang an als eine der wichtigsten Grundformen behandelt, allerdings in eher allgemeiner Form und vor allem bezogen auf die Printmedien. Erst später wuchs das Bewusstsein, dass Fernsehen auch für das journalistische Genre Interview ganz neue Chancen, aber auch besondere Herausforderungen bot. Die Deutsche Journalistenschule (DJS) in München zum Beispiel, die ihre journalistische Ausbildung trimedial für Print, Radio und Fernsehen anbot, begann, ein eigenes Modul „Interview im Fernsehen“ anzubieten. Der Bedarf war offensichtlich gestiegen.

Die Vorteile des aktuellen Fernsehinterviews lagen einerseits darin, dass es das Medium schneller machte. Während die filmische Berichterstattung noch ziemlich schwerfällig war, standen Interviews in kurzer Zeit zur Verfügung. Anfangs bezeichneten die Redaktionsleiter solche Interviews noch abfällig als „Kopfsalat“, weil sie schöne Bilder für attraktiver hielten als Köpfe. Aber bald erkannten Redakteure wie Zuschauer, dass Interviews gegenüber Filmbeiträgen keineswegs weniger ausdrucksstark waren, sondern im Gegenteil besonders intensiv wirkten.

Die journalistische Herausforderung bestand darin, Interviews so kompakt zu führen, dass sie kurz und knapp die wichtigsten Informationen enthielten, weil sie aus technischen Gründen nur begrenzt zu bearbeiten waren. Deswegen wurden die wenigsten Interviews live geführt. Einfacher war es da für den Reporter wie für den Politiker, das Interview ein zweites Mal aufzunehmen. Damit ging aber ein Stück Spontaneität und Authentizität verloren.

Dennoch konnte sich der Zuschauer über das Fernsehen erstmals direkt ein Bild von einem Politiker machen, ihm in die Augen schauen, sich selber davon überzeugen, ob er vertrauenswürdig wirkte. Zumindest glaubte er, das beurteilen zu können. Und wenn ein Interview abgedreht war, dann konnte es – anders als in den Printmedien – gesendet werden, ohne dass es erst vom Interviewten autorisiert und damit freigegeben werden musste.

Im Laufe der Fernsehjahre schienen die Bilder aber immer weniger einen echten Eindruck von einem Politiker zu vermitteln, weil deren Darstellung immer professioneller und glatter wurde, und auch die Interviews immer weniger aussagten. Viele Zuschauer hegen heute eher den Verdacht, dass bei vielen Interviews die Spontaneität nur gespielt ist. In Wirklichkeit, so vermuten sie, sind die Interviews zwischen Politikern und Journalisten abgesprochen.

Mit der Einführung der Tagesthemen in der ARD und dem Heute-Journal im ZDF gab es seit 1978 zwei Nachrichtenmagazine, die mehr Hintergrund anbieten wollten. Und dafür war das aktuelle Interview in einer Magazinlänge von circa drei Minuten eine ideale Form. Es wurde nun immer häufiger live oder unter Live-Bedingungen geführt, das heißt, ohne weitere Bearbeitung gesendet, um damit seine Echtheit auszuweisen. In Filmbeiträgen wurde es üblich, kurze Stellungnahmen eines Politikers

einzuarbeiten. Vorbild war das amerikanische Nachrichtenfernsehen, das mit solchen Soundbites, also kurzen O-Tönen in einer Länge von 10 bis zu 20 Sekunden arbeitete.²²⁷

Eine der ersten Moderatoren der Tagesthemen und zugleich die erste Frau in dieser Position war von 1979 bis 1983 Barbara Dickmann. Sie musste sich nicht nur gegen die Herrenriege der ARD-Chefredakteure behaupten, sondern bekam auch von Anfang an den starken politischen Druck zu spüren, dem das öffentlich-rechtliche Fernsehen über die Politik ausgesetzt war. Die ARD war zwischen konservativen und sozialdemokratisch orientierten Funkhäusern gespalten, die damit die politische Mehrheit im jeweiligen Bundesland widerspiegelten. Barbara Dickmann, die sehr direkt und ohne politische Rücksicht Politiker im Studio befragte, galt als eher links und wurde deshalb von den Chefredakteuren der konservativen Sender immer wieder kritisiert. Als ein neuer Tagesthemen-Chefredakteur sein Amt antrat, eskalierte die Situation. Für ihn war Barbara Dickmann „linksradikal“. Da schmiss sie hin.²²⁸

1985 übernahm Hanns Joachim Friedrichs bis 1991 die Moderation. Er ist ein weiteres Beispiel für den Einfluss des angelsächsischen Journalismus nach dem Zweiten Weltkrieg. Friedrichs hatte ab 1950 für drei Jahre bei der BBC in London gearbeitet, was ihn sehr prägte. Später meinte er, in England habe er sich zum Journalisten entwickelt: „Da habe ich gelernt, zu informieren und zu erhellen, also aufzuklären, und dieses Verständnis von Journalismus hat mich vor allerlei Dummheiten geschützt.“ Daraus ergab sich sein Motto: „Distanz halten, sich nicht gemein machen mit einer Sache, auch nicht mit einer guten, nicht in öffentliche Betroffenheit versinken, im Umgang mit Katastrophen cool bleiben, ohne kalt zu sein.“²²⁹ Hanns-Joachim-Friedrichs Verständnis von Journalismus blieb Vorbild für Generationen von Reportern und Interviewern. Ein Preis, der nach ihm benannt wurde, wird jährlich an besonders profilierte Fernsehjournalisten vergeben.

Nach ihm moderierten u. a. Sabine Christiansen, Ulrich Wickert, Gabi Bauer, Anne Will, Tom Buhrow, Caren Miosga und Ingo Zamperoni die Tagesthemen. Interviews sind dort inzwischen ein fester Bestandteil der täglichen Sendung und für die Moderatoren eine besondere Gelegenheit, sich zu profilieren. Viele der Tagesthemen-Moderatoren waren vorher im Ausland als Korrespondenten tätig, einige moderierten nach ihrer Tagesthemenzeit eine Talkshow. Der Einfluss der Politik auf die Nachrichtensendungen ist deutlich geringer geworden. Das hängt auch damit zusammen, dass die Tagesschau in Hamburg gegenüber den Landesanstalten relativ autark ist.

227 Kamps (2007, 147).

228 SPIEGEL-Online: (21.06.2012): Manchmal haben diese Kämpfe sogar Spaß gemacht, <http://www.spiegel.de/einestages/barbara-dickmann-die-erste-moderatorin-der-tagesthemen-a-949527.html>

229 SPIEGEL-Online: (13/1995): Cool bleiben, nicht kalt, <https://www.spiegel.de/politik/cool-bleiben-nicht-kalt-a-73e327d0-0002-0001-0000-000009176410>

Das Heute-Journal des ZDF wurde u. a. von Dieter Kronzucker, Klaus Bresser und Maybrit Illner moderiert. Derzeit führen Claus Kleber (seit 2003) und Marietta Slomka (seit 2001) durch die Sendung. Vor allem Marietta Slomka hat sich immer wieder harte Interviewduelle, u. a. mit dem ehemaligen SPD-Parteivorsitzenden Gabriel oder Alexander Dobrindt, CSU, geliefert. In solchen Fällen werden die Interviews auch schon einmal auf die doppelte Sendelänge ausgedehnt. Slomka beschreibt ihre Arbeit als Mischung aus „Präzision der Fragestellung, Dynamik und Erkenntniswert“. Bei Politiker-Interviews gehe es vor allem darum, auf kritische Punkte hinzuweisen und bei Widersprüchlichkeiten oder Ausweichmanövern nachzuhaken.²³⁰

Seit 1989 bietet auch das ARD/ZDF-Mittagsmagazin ein gutes Forum für aktuelle politische Interviews. 1992 wurde – ebenfalls in ARD und ZDF – das Morgenmagazin eingeführt, das zu einem großen Teil mit aktuellen Interviews bestritten wird.

Auch in den Newssendungen des Privatfernsehens sind politische Interviews ein wichtiger Bestandteil. Allerdings unterscheiden sich RTL und Sat.1 in Themenauswahl und Präsentation deutlich von den öffentlich-rechtlichen Anstalten. Sie senden weniger harte politische Themen und setzen mehr auf Informationen für Verbraucher, auf Gesundheit und Boulevard.²³¹ Peter Klöppel moderiert seit 1992 die Hauptnachrichten von RTL aktuell und befragt auch bei Wahlsendungen mit kühler Sachlichkeit die Parteienvertreter. Die Hauptausgabe der Nachrichtensendungen bei Sat.1 hat über lange Jahre Peter Limbourg geleitet, der ebenfalls einmal das Duell der Kanzlerkandidaten mitmoderiert hatte. Derzeit ist Marc Bator der Anchorman der Sendung.

Ebenfalls seit 1992 wurde der private Sender ntv als erster deutscher Nachrichtenkanal gegründet. Im Jahr 1999 entstand ein zweiter privater Nachrichtenkanal: N 24, heute „Welt“. Wie bei ihren Vorbildern, vor allem dem amerikanischen CNN, wird das aktuelle Geschehen vor allem über Interviews abgedeckt. Denn in Bezug auf Schnelligkeit und geringe Kosten ist diese journalistische Form unschlagbar. Und Politiker können heute schnell von überall zugeschaltet werden.

230 Powelz Mike/Slomka Marietta (22.03.2018): Ich hätte manchmal gern mehr Zeit für Interviews, in: Goldene Kamera, <https://www.goldenekamera.de/tv/article213793073/Marietta-Slomka-Ich-haette-gern-mehr-Zeit-fuer-Interviews.html>

231 Hickethier Knut (1998, 472 f): Geschichte des deutschen Fernsehens.

2.3 Zwischenfazit

Der Journalismus in Deutschland war lange Zeit geprägt von einem zähen Kampf um Unabhängigkeit von den politisch Mächtigen. Die Pressezensur und die Gepflogenheiten der Herrschenden, die nicht daran dachten, in der Öffentlichkeit Rede und Antwort zu stehen, machten Interviews, wie sie inzwischen in den angelsächsischen Ländern üblich waren, unmöglich. Nach einer kurzen Zeit der liberalen Öffnung verhinderte die Diktatur des Nationalsozialismus erneut jegliche Form von kritischem Journalismus.

Nach dem Ende der Hitlerdiktatur stellten die Alliierten die Weichen für eine freie Presse und einen unabhängigen öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Allerdings begann schon bald erneut der Kampf um Macht und Einfluss, vor allem beim Fernsehen, das immer mehr zum Leitmedium avancierte. Die Radioprogramme erzielten keine solche Öffentlichkeitswirkung und standen deshalb auch politisch nicht so unter Druck. Die Auseinandersetzung zwischen den C-Parteien und den Sozialdemokraten offenbarte sich in ARD und ZDF vor allem bei der Besetzung von Führungspositionen. In der ARD spiegelten sich zudem die parteipolitischen Kräfteverhältnisse in den Bundesländern in häufigen Streitereien zwischen den Landesrundfunkanstalten wider. Oft blockierten sich die politischen Blöcke gegenseitig. Vor allem die Tagesschau, die ihre Inhalte autark und unabhängig von den Landesrundfunkanstalten gestaltete, stand bei den Konservativen immer wieder als angeblich zu linkslastig in der Kritik. Der Bayerische Rundfunk im CSU-regierten Bayern beschloss ab 1979 als einziges Drittes Programm ganz auf die Tagesschau zu verzichten und eine eigene Nachrichtensendung zu produzieren. Erst seit 2016 läuft die Tagesschau um 20.00 Uhr auch im BR.

Auch zu den sogenannten Bürgersendungen mit denen ARD und ZDF sowie einige Landessender seit den 70er Jahren vermehrt experimentierten, hatten viele Politiker ein gespaltenes Verhältnis. Bürgersendungen waren Gesprächssendungen, bei denen Politiker und Bürger direkt miteinander diskutierten. Alle Parteien begrüßten diese neuen Angebote an direkter Demokratie als vorbildlich. Wenn sich Bürger aber als zu respektlos erwiesen, wurden Konsequenzen gefordert, – für die Verantwortlichen der Sendung wie für den Gesprächsleiter.

Mit dem Eintritt des Privatfernsehens 1985 entspannte sich die Situation. Das hatte sicher auch mit dem Bedeutungsverlust der öffentlich-rechtlichen Sender zu tun, die Konkurrenz bekommen hatten, aber auch mit einer neuen Generation von Journalisten, die weniger parteipolitisch dachte, und zumindest bei den privaten Anbietern unbekümmerter neue Formate ausprobierte. Auch die Zuschauer wollten mehr unterhalten und weniger indoktriniert werden. Das wirkte sich auch auf die Informationssendungen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens aus. Dort sollte die politische Information lockerer, als Infotainment, präsentiert werden. Immer mehr wurde Politikern wie Journalisten bewusst, dass das Medium Fernsehen nach eigenen Gesetzen verläuft, die auch Folgen für die Beteiligten haben. Die Bilder gewinnen im Interview eine starke eigene Aussagekraft. Die Politik muss deshalb ihre Darstellung perfektionieren, wenn sie mit ihren Botschaften durchdringen will.

2.4 Digitalisierung

2.4.1 Inflation der Inhalte – Entwertung des Originals

Durch die Digitalisierung hat sich die Welt der Medien entscheidend verändert und verändert sich weiter. Das Fernsehen hat eine starke Konkurrenz bekommen, die Monopole der großen Sender verlieren an Bedeutung. Die Medien sind keine Ein-Kanal-Informationsquellen mehr. Sie erfahren mehr über ihre Nutzer, aber sie müssen sich auch mehr auf sie einstellen. Diese können auf die Programme nicht nur direkt reagieren, sie tun dies auch öffentlich über soziale Foren. Internetuser können eigene Kommunikationsangebote machen, für die es neue Distributionswege gibt oder ihre Kritik einfach durch Wegschalten demonstrieren, weil die Alternativen nahezu grenzenlos sind. Das Publikum wird vom Konsumenten zum Programmgestalter und aktiven Teilnehmer.²³²

Digitalität ist nach Stalder „jenes Set von Relationen, das heute auf Basis der Infrastruktur digitaler Netzwerke in Produktion, Nutzung und Transformation materieller und immaterieller Güter sowie in der Konstitution und Koordination persönlichen und kollektiven Handelns realisiert wird“.²³³ Es betrifft also weite Teile der Gesellschaft. Hier soll allerdings Digitalisierung bzw. Digitalität²³⁴ vor allem auf Veränderungen hin untersucht werden, die das Medium Fernsehen und die journalistische Information betreffen. Wie enorm dieser Einfluss ist, zeigen ein paar Zahlen. Noch 1997, zu Beginn der Digitalisierung, nutzten in Deutschland nur 6 % das Internet. Im Jahr 2000 waren es schon 53 %, 2010 dann 69,4 % und im Jahr 2018 97 %. 77 %, das sind 54 Millionen Menschen, sind täglich im Netz unterwegs. 39 % davon nutzen dabei die klassischen Medien.²³⁵

Eine weitere Folge der Digitalisierung ist, dass man über Satellit inzwischen aus einem fast unüberschaubaren Angebot von Sendern auswählen kann. Wer sich am Abend durch alle Programme zappen wollte, stößt schon aus Zeitgründen kaum ein zweites Mal auf den gleichen Sender. Das heißt, dass ein Zuschauer, der umschaltet, weil er sich bei einer Sendung langweilt, zumindest am selben Abend für diesen Sender verloren ist.

232 Stalder Felix (2017, 65): Kultur der Digitalität.

233 Stalder (2017, 17 f).

234 Unter Digitalisierung wird gewöhnlich der Prozess, die Entwicklung, unter Digitalität der (abgeschlossene) Zustand verstanden.

235 ARD/ZDF-Onlinestudie (29.7.2021), <http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/>

Dazu kommen Mediatheken sowie Video-Streaming-Dienste wie Netflix, Amazon Video, Maxdome, Sky Ticket oder die Telekom, von zusätzlichen Apps ganz zu schweigen. Demnächst soll es „made for mobile“ geben, ein aufs Handy zugeschnittenes Programm. Schon jetzt produzieren und akquirieren Firmen solche Angebote für bestehende Handykanäle.²³⁶

Ein weiteres riesiges Angebot stellen die Suchmaschinen dar, die eine kaum bewältigbare Fülle von Informationen sortieren, sowie zahlreiche Nachrichtendienste. Wer aktuell auf dem Laufenden gehalten werden will, braucht dazu heute weder die ARD oder das ZDF, noch das Radio oder eine Tageszeitung. Er muss nur online gehen, und schon fliegen ihm die neuesten Schlagzeilen aus Politik, Sport und Buntem entgegen. Das hat zumindest zwei Folgen: Das politische und kulturelle Wissen der Gesellschaft zersplittert sich immer mehr. Und auch in den sozialen Massenmedien wird die Aufmerksamkeit der anderen zur wichtigsten Ressource.

Eine Folge ist die Entwertung des Originals. Bewegte Bilder sind durch die Digitalisierung nicht nur grenzenlos reproduzierbar. Das Original ist auch nicht mehr von der Kopie zu unterscheiden. Das gilt natürlich auch für Interviews. Sie verlieren im Netz oft ihren Kontext.

Bilder sind ebenso grenzenlos verfügbar und können in anderen Kontexten neu interpretiert werden. Mancher Content verliert an Wert, weil er inflationär angeboten wird. Jeder User kann darauf zugreifen und Bilder wieder als Rohmaterial für die weitere Bearbeitung benutzen. Material, dem bereits eine Bedeutung eingeschrieben war, wird also verwendet, um eine neue Bedeutung zu schaffen.²³⁷

Mit dem Unterschied zwischen Original und Kopie verschwindet auch die Beweiskraft von Bildern. Bei der Tagesschau der ARD gilt immer noch die Regel, dass Filmmaterial, das nicht vom gleichen Sendetag stammt, als Archiv gekennzeichnet werden muss. Die Aktualität ist allerdings ein Versprechen, dass viele News-Angebote längst nicht mehr einhalten. Stattdessen werden zur Illustration von Themen und Vorgängen häufig Bilder aus Archiven genutzt, die also nicht mehr eigens dafür gedreht, sondern aus anderen Beiträgen herauskopiert werden. Diese illustrieren den Beitrag, aber sie belegen ihn nicht. Es werden keine Geschichten mehr erzählt, sondern Texte bebildert. Man müsse sich fragen, so Stalder, ob es so etwas wie Originalität im emphatischen Sinne eigentlich überhaupt noch gebe.²³⁸

Aber auch für den privaten Gebrauch angebotenes Bildmaterial verliert durch die schiere Fülle an Wert. Welche Begeisterung soll noch das Foto eines Sonnenuntergangs oder einer Gewitterstimmung auslösen, wenn das im Netz hundertfach zu haben ist?

Viele Politiker, Sportler oder Filmstars stellen in unregelmäßigen Abständen Videobotschaften ins Netz. Doch auch diese Originaltöne sind der inflationären Wirkung ausgesetzt. Man sieht sie in verschiedenen Beiträgen verschiedener Sender und

236 ZEIT-Online (16.10.2007): Flimmerkistchen, <https://www.zeit.de/2007/42/Handy-TV>

237 Stalder (2017, 231).

238 Stalder (2017, 125).

in wechselnden Kontexten. Dadurch strahlen die O-Töne eine gewisse Beliebigkeit aus. Jedenfalls sind sie meist nicht speziell für ein bestimmtes Programm oder einen bestimmten Beitrag produziert worden.

2.4.2 Produzieren im Netz

Die Digitalisierung hat auch für Laien die Produktion von eigenen kleinen Filmen einfacher gemacht. Jeder normale Nutzer kann sich dank neuer Techniken selbst im Internet präsentieren. Verbesserungen bei Videokameras und Smartphones, bei Schnittsystemen und Mikrofonen helfen dabei. Die Geräte sind billiger geworden und leichter zu bedienen.²³⁹ Jeder kann in kurzer Zeit flott gemachte Spots drehen. Es bilden sich „Gegenöffentlichkeiten“,²⁴⁰ die teilweise ihr eigenes Design und ihre eigene Filmsprache kreieren.

Dabei spielen immer mehr spielerische Formen eine Rolle. Witz, überraschende Pointen, Selbstdarstellung sind wichtig. Für die Effekte sorgen die Apps. Bilder teilen oder hereinfliegen lassen, verschiedenen Formen von Blenden, Farbveränderungen, Zeitraffer, das ist alles kein Problem mehr. Solch ein optischer Blickfang lässt sich über einfache Programme leicht in das Kurzvideo einbauen. Durch die Vernetzung in der Community werden auch andere Nutzer in die Gestaltungsprozesse miteinbezogen.²⁴¹ Auf sozialen Netzwerken wie Facebook, Instagram, Pinterest oder YouTube können Nutzer über schnelle Feedbacks (likes) erfahren, ob ihr Video gelungen ist und bei anderen Usern ankommt. Um Inhalte geht es dabei nicht, nur um die Wirkung.

Ein jüngeres Beispiel solcher schnell wachsenden Netzwerke ist das chinesische Videoportal TikTok, das Lippensynchronisation von Musikvideos und Programme für Videoclips zu Musik, Tanz und Comedy anbietet. Da auf der Plattform TikTok ein 15-Sekunden-Clip dem anderen folgt, muss jeder Effekt, jede Pointe genau sitzen, um Aufmerksamkeit zu erregen.²⁴²

Doch wenn Bilder relativ wahllos nur um der Effekte willen eingesetzt werden, lösen sich Zusammenhänge auf und Authentizität spielt keine Rolle mehr. Der spielerische Umgang mit Bildern, denen beliebige Musik unterlegt werden kann, macht sie zu Teilen von Puzzles, die auf keine Realität mehr verweisen.

Die neue Lust am Spielerischen, am Spaß, an Überraschungen in Form von visuellen Effekten oder Animationen dient vor allem dem Ziel, Aufmerksamkeit zu erregen. Denn in den sozialen Netzwerken konkurrieren Millionen von Videoclips, von Vlogs²⁴³, Videoschnipseln oder GIFs²⁴⁴ miteinander um die Zahl der Klicks. Im

239 Stalder (2017, 74).

240 Stalder (2017, 72).

241 Stalder (2017, 66).

242 Süddeutsche Zeitung (12.2.2019): Berühmt oder gemobbt in 15 Sekunden, <https://www.sueddeutsche.de/digital/tiktok-video-app-tipps-1.4326540>

243 Vlog ist ein Internet-Tagebuch in Videoform.

244 Graphics Interchange Format, animierte Bilder.

Internet gibt es eine Fülle von kostenlosen Angeboten für solche Grafikanimationen. Sie versprechen, dass diese „Aufsehen erregen“, „Bewegung in Ihre Bilder bringen“, so dass man „in Minutenschnelle von der Inspiration zum fertigen Video“ gelangt. „Noch nie war es so einfach“ – verspricht ein weiterer Slogan – einen professionellen Kurzfilm oder eine Präsentation zu erstellen.²⁴⁵

Jeder ist inzwischen sein eigener Regisseur, Cutter oder Spezialist für visuelle Effekte. Die Gesellschaft ist, so Stalder, in einem noch nie dagewesenen Ausmaß mit digital kodierten Informationen aller Art überflutet. Dazu gehören auch die zahllosen, immer wieder neuen Selbstdarstellungen, die vor allem in die sozialen Netzwerke gestellt werden, damit man als Nutzer überhaupt noch wahrgenommen wird. Alle, auch Politiker, müssen permanent kommunizieren,²⁴⁶ um Aufmerksamkeit zu erregen. Jeder Politiker hat heute eine Homepage. Dort kann er sich mit schönen Bildern selbst inszenieren und auch zu seinen Themen Stellung nehmen. Bei der Bundesregierung und bei anderen großen Institutionen gehört die wöchentliche Videobotschaft zur regulären Public Relations-Arbeit.

2.4.3 Effekte und Manipulation

Die digitale Technik macht es möglich, immer raffiniertere Effekte zu erzielen, die früher undenkbar waren. Wenn es aber vor allem auf den spielerischen Effekt ankommt, und darauf, Aufmerksamkeit zu erregen, dann verschwimmen auch die Grenzen zwischen echten, bearbeiteten und manipulierten Bildern. Die Technik des sogenannten Morphing, bei der ein Bild langsam in ein anderes überführt und dabei im Gegensatz zu einer Überblendung auch computergestützt immer wieder angeglichen wird, zeigt solche fließenden Übergänge. Morphing ist sicher keine Manipulation im Sinne einer Täuschung. Es wirkt ja auch eher wie Science-Fiction, wenn man damit z. B. das Gesicht eines jungen Menschen in wenigen Sekunden altern lassen kann.²⁴⁷ Aber natürlich kann man den Morphing-Effekt auch diffamierend bei Prominenten einsetzen.

Inzwischen hat sich die Technik der manipulativen Möglichkeiten weiterentwickelt. Forscher der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg arbeiten zusammen mit Kollegen der Universität Stanford, USA, und des Max-Planck-Instituts an einer Methode der Gesichtsmanipulation. Damit lassen sich Mimik und Lippenbewegungen eines Menschen auf das Videobild eines anderen übertragen, – auch in Echtzeit. Mit dieser sogenannten Facial Reenactement-Software könnte man z. B. auf unkomplizierte Art Filme synchronisieren, weil die Lippenbewegungen des

245 Flinspach Mischa (22.10.2019): Motion Graphics – Grafikanimationen, die garantiert Aufsehen erregen, <https://blog.mynd.com/de/motion-graphics>

246 Stalder (2017, 137).

247 Lexikon der Filmbegriffe: Morphing, <http://filmlexikon.uni-kiel.de/index.php?action=lexikon&tag=det&id=1770>

Schauspielers sich automatisch dem neuen Sprecher anpassen. Außerdem, so die Wissenschaftler, könne man das Verfahren für psychologische Experimente oder für Übungsprogramme bei Gesichtslähmungen nutzen.²⁴⁸

Vielleicht ist es aber mehr noch ein interessantes Hilfsmittel für Kabarettisten, oder zur Manipulation von Nachrichten geeignet. Man kann damit nämlich jedem Politiker alle möglichen Botschaften in den Mund legen, die dieser so nie gesagt hat. Forscher der University of Washington haben eine Rede von Obama mit anderen Bildern von ihm aus verschiedenen Ansprachen unterlegt und durch diese Manipulation erreicht, dass Obama mit seiner Stimme, seinen Lippen- und Kopfbewegungen, sogar den Faltenlinien um den Mund, synchron eine Rede zu halten scheint, die mit dem Original nichts mehr zu tun hat. Einige Monate später stellte ein Google-Ingenieur auf einem Ideenfestival seine jüngste Erfindung vor. Man kann jede beliebige Tonspur auf das Video eines Gesichtes legen, das dann Mimik und Lippenspiel den nachträglich untergelegten Worten angleicht.²⁴⁹ Bald, so versprechen die Forscher, wird eine digitale, synthetische Stimme nicht mehr von einer echten zu unterscheiden sein, und dann lässt sich von jeder Person eine realistische Fälschung anlegen, wenn nur genug Stimmenaufzeichnungen vorliegen. Inzwischen soll es bereits kostenlose Plattformen im Netz geben, die diese Dienstleistung anbieten. Künftig kann man also nicht nur Reden von Politikern oder Schauspielern fälschen, sondern auch die von Bekannten, Ex-Freunden, Arbeitskollegen oder Mitschülern.

Zwei absurde Folgen bringt diese Entwicklung mit sich. Die eine ist, dass man bei diesen neuen Fakes stolz darauf ist, wie „authentisch“ sie klingen. Zum anderen sind diese Fälschungen inzwischen so gut, dass man sie nicht mehr mit dem menschlichen Auge und Ohr erkennen kann. Das gelingt nur noch sogenannten Bildforensikern über Computer und mit einer speziellen Software.²⁵⁰

Inzwischen gibt es eine neue Software, die sich passenderweise Fakeapp nennt. Man kann damit ein Gesicht in jeden beliebigen Kontext einfügen, also einen Kopf auf jeden beliebigen Körper setzen. Als erstes wurde diese neue Erfindung im Pornobereich eingesetzt. Köpfe berühmter Schauspielerinnen werden mit den nackten Körpern anderer Frauen zum Objekt der Begierde verschmolzen.²⁵¹

In China trat erstmals ein komplett computeranimierter Nachrichtensprecher auf. In einer Pressemitteilung hebt die Nachrichtenagentur Xinhua hervor, dass das neue Mitglied des Reporterteams unermüdlich, nämlich 24 Stunden am Tag arbeiten kön-

248 Universität Erlangen-Nürnberg (26.4.2016): Mimik fremdgesteuert, <https://www.fau.de/2016/04/news/nachgefragt/fau-forscher-stellen-software-zur-gesichtsmanipulation-vor/>

249 Süddeutsche Zeitung (30.7.2017): Künstliche Intelligenz: Der synthetisierte Obama, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/kuenstliche-intelligenz-synchrone-lippen-1.3602629>

250 Steinebach et al. (Hg.)(2020, 108 f): Desinformation aufdecken und bekämpfen, <https://www.nomos-elibrary.de/10.5771/9783748904816-1/titelei-inhaltsverzeichnis?page=1>

251 Süddeutsche Zeitung (12.2.2018): Manipulierte Porno-Videos, <https://www.sueddeutsche.de/digital/manipulierte-porno-videos-menschen-muessen-aufhoeren-ihren-augen-zu-trauen-1.3860602-2>

ne. Der computergesteuerte künstliche Sprecher liest Texte, die in sein System eingespeist werden. Sein Mund bewegt sich dazu synchron. Sprecher und Stimme sollen noch sehr hölzern klingen.²⁵² Aber der digitale Fortschritt wird auch dieses Problem noch in den Griff bekommen.

Die Digitalisierung hat das Original also auch insofern beschädigt, als man künftig im Fernsehen oder Internet seinen eigenen Augen nicht mehr trauen kann. Die Beweiskraft von Bildern schwindet, wenn Manipulation so täuschend echt gelingt.

2.4.4 Neue Akteure

Die Ausdifferenzierung in viele verschiedene Informationskanäle, die schon mit der Einführung des Privatfernsehens begann, setzt sich fort. Informationswege oder politische Narrative, die allen gemeinsam sind, gibt es immer weniger. Der Journalist verliert seine Monopolstellung, gewinnt aber durch das digitale Feedback mehr Information über seine Leser oder Zuschauer. Die Bildsprache und die Dramaturgie im Fernsehen werden sich dadurch ändern. Damit sind auch Spezialisten, die Strukturen in der neuen Unübersichtlichkeit schaffen, nötiger denn je.²⁵³ Denn im Wettkampf um Aufmerksamkeit treffen die Journalisten auch auf neue Akteure: auf Blogger, Influencer oder Prosumer.

Blogger

Die größte Nähe zur journalistischen Arbeit haben dabei die Blogger. Der Blog oder Weblog bezeichnete ursprünglich einen regelmäßigen Tagebucheintrag im Internet, der öffentlich zugänglich ist. Heute äußern sich Blogger zu unterschiedlichsten Themen wie Sport, Mode, Technik, Freizeit, Reisen oder Politik.²⁵⁴ Manche Blogger schreiben regelmäßig, andere melden sich nur in größeren Abständen. Das Besondere am Bloggen ist die Kommunikation mit anderen Usern. Andere Leser können auf den Eintrag reagieren, die Meinung teilen oder widersprechen. Für manche ersetzen politische Blogs die Zeitung, und sie ermöglichen ihnen auch bei bestimmten Themen eine schnelle Information. Engagierte Blogger finden sich vor allem im lokalen Bereich. Wenn es nur eine Zeitung in der Region gibt, stellt der lokale Blogger oft sogar ein Korrektiv für einseitige Berichterstattung dar.²⁵⁵

Die Anzahl der Blogs ist insgesamt unüberschaubar und ihre Definition umstritten. Die Zahl reicht von mindestens 30 000 bis gut 200 000 aktiv betriebenen Blogs alleine in Deutschland. Alleine bei der Plattform Tumblr – nur einer von zahlreichen

252 SPIEGEL-Online (9.11.2018): Nachrichtenspecher aus dem Computer, <https://www.spiegel.de/netzwelt/gadgets/xinhua-dieser-nachrichtenspecher-kommt-aus-dem-computer-a-1237685.html>

253 Baumgartner Peter/Himpel-Gutermann Klaus (4/2008a): Auf dem Weg zu einer neuen Lernkultur? Was die Schule von Web 2.0 lernen kann, in: Informatische Bildung und Computer in der Schule, Heft 152.

254 Blogger. Begriffserklärung und Definition (2019), <https://www.seo-analyse.com/seo-lexikon/b/blogger/>

255 RyteWiki: Was ist eigentlich ein Blogger? (2020), <https://de.ryte.com/wiki/Blogger>

Plattformbetreibern – waren im Februar 2019 weltweit über 450 Millionen Blogs erfasst.²⁵⁶ Eine Studie im Auftrag des Deutschen Fachjournalisten-Verbandes aus dem Jahr 2014 untersuchte vor allem die Blogger, die ihre Arbeit eher als journalistisch einschätzen. Diese haben auch den Anspruch, zur öffentlichen Meinungsbildung beizutragen. Deshalb spielt auch die Recherche für die meisten von ihnen eine wichtige Rolle. Als Quellen werden andere Blogs, aber auch die Internetseiten klassischer Medienunternehmen genannt.²⁵⁷

Die Mehrheit der Blogger ist hochgebildet, über die Hälfte besitzt einen Hochschulabschluss. Die meisten haben allerdings noch nie journalistisch gearbeitet und verfügen über keine journalistische Ausbildung. Aber viele legen besonderen Wert darauf, das Publikum neutral und präzise zu informieren. Sie sehen sich, genau wie Journalisten, in erster Linie als Chronisten und Vermittler. Journalisten dagegen sehen Blogger oft als Amateurjournalisten, obwohl das Berichterstattungsmuster das Gleiche ist. Allerdings gehört zum Selbstverständnis vieler Journalisten auch Kritik und Kontrolle. Das ist Bloggern weniger wichtig.²⁵⁸ Andererseits nehmen sie die meisten journalistischen Tugenden wie Richtigkeit der Information, Glaubwürdigkeit, Erklärungskompetenz, Unabhängigkeit meist genauso ernst wie Journalisten. Vielleicht unterscheiden sie sich dadurch, dass Journalisten mehr auf Neutralität, Blogger mehr auf die persönliche Perspektive und einen unterhaltsameren und literarischeren Stil achten.²⁵⁹

Knapp drei Viertel der Blogger hofft darauf, mit den Beiträgen einmal Geld zu verdienen. Die Realität sieht bei vielen aber bescheidener aus: Laut einer Befragung erzielt die Hälfte der Antwortenden gar keinen Gewinn oder kommt auf Einnahmen von höchstens 100 € pro Monat.²⁶⁰

Was unterscheidet Blogger trotzdem von Journalisten? Einer aus der Szene schreibt dazu: „Den größten Vorteil, den Blogger seit jeher haben, und der Hauptgrund dafür, weshalb sie eben nicht einfach die großen Magazine imitieren sollten, ist ihre Individualität. [...] Wenn Magazine und Portale eine weiße Wand sind, dann sind Blogger knallbunt, auffällig anders, frech und ungewohnt.“²⁶¹

256 Blogspione (27.01.2018): Wie viele Blogs gibt es im Land?, <https://blogspione.wordpress.com/2018/01/27/wie-viele-blogs-gibt-es-in-deutschland/>

257 Schenk Michael et al. (26.05.2014): Blogger 2014. Das Selbstverständnis von Themenbloggern und ihr Verhältnis zum Journalismus, <https://www.fachjournalist.de/blogger-2014-das-selbstverstaendnis-von-themenbloggern-und-ihr-verhaeltnis-zum-journalismus/>

258 Hoffmann Olaf (5/2018, 58-61): Studie „Deutsche Blogger. Die unterschätzten Journalisten“, in: Journalist.

259 Hoffmann (2018, 59).

260 Schenk et al. (2014, 24).

261 Blogprojekt/David (18.08. 2016): Was ist eigentlich ein echter Blogger und warum gibt es von ihnen immer weniger? <https://www.blogprojekt.de/was-ist-eigentlich-ein-echter-blogger-und-warum-gibt-es-von-ihnen-immer-weniger/>

Influencer

Während Blogger, wenn sie über Politik schreiben, dem Journalismus ziemlich nahe stehen, ist das bei einer zweiten Gruppe von Internet-Akteuren, den Influencern, anders. Diese betätigen sich vor allem als Werbeträger für Mode, Beauty und Life-Style, indem sie „scheinbar aus ihrem Leben erzählen und dabei nebenher Produkte bewerben“.²⁶² Durch ihren Einfluss bei jungen Leuten sind sie auch für die Wirtschaft interessant. Es gibt allerdings auch einige Influencer, die sich mit politischen oder gesellschaftlichen Themen auseinandersetzen.

Erfolgreiche Influencer können mehrere Millionen sogenannter Follower²⁶³ haben und dann viel Geld verdienen. Facebook, Instagram und Youtube sind die Plattformen, auf denen sie vor allem den Kontakt zu ihren Followern suchen. Warum vertrauen die jungen User den Influencern besonders? 43 Prozent der Befragten erklärten in einer Studie, dass sie die Influencer für besonders authentisch hielten. Außerdem mögen viele, dass die jungen Werbeträger Produkte vor der Kamera testen.²⁶⁴

Prosumer

Eine weitere einflussreiche Gruppe von Akteuren im Netz sind die Prosumer. Das Kunstwort ist aus zwei englischen Wörtern zusammengesetzt, nämlich aus Producer und Consumer.²⁶⁵ Prosumer wirken aktiv an der Erstellung der Inhalte von Webseiten mit. Prosumer suchen Kontakt zu Gleichgesinnten, mit denen sie über ihre Interessen und Probleme diskutieren und sie öffentlich machen. Als Communities sind sie oft stark genug, um auch von Unternehmen gehört zu werden. Gemeinsam gestalten sie Webseiten und nutzen dabei ihre Schwarmintelligenz, indem sie ihr individuelles Wissen in eine größere Gruppe einspeisen und gemeinsam nutzen. Das bekannteste Beispiel ist das Online-Lexikon Wikipedia, für welches zahllose Autoren freiwillig und unentgeltlich inzwischen Millionen von Einträgen verfasst haben. Ein anderes Projekt ist die Online-Bibliothek LibraryThing, mit über 400 000 Mitgliedern der größte Buchclub der Welt. Man kann dort seine Bibliothek vorstellen, „Bücherschränke“ von anderen einsehen und dadurch Gleichgesinnte finden. In anderen Communities kann man sich über Bücher oder bestimmte Autoren austauschen.

Prosumer beteiligen sich an Kampagnen im Netz, betreiben Bewertungsportale, engagieren sich für Crowdfunding und sind natürlich auch als Blogger unterwegs, verbreiten Vlogs und twittern. Prosumer helfen bei der Programmierung von Software, die für alle zugänglich ist, wie Mozilla Firefox. Ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen und Influencern besteht darin, dass Prosumer im Allgemeinen ehrenamtlich arbeiten.

262 Süddeutsche Zeitung (21.10.2018: „Hey, bist du eine Brand?“ <https://www.sueddeutsche.de/medien/reklame-im-internet-hey-bist-du-eine-brand-1.4178674>

263 Follower werden Nutzer genannt, die Seiten und Profile auf Social Media abonniert haben, ihnen also folgen, <https://de.ryte.com/wiki/Follower>

264 Brecht Katharina (15.12.2017): Die Psychologie hinter Influencer Marketing, in: Horizont, <https://www.horizont.net/marketing/nachrichten/Studie-Diese-Psychologie-steckt-hinter-dem-Influencer-Marketing-163484>

265 S. im Folgenden: Baumgartner Peter/Himpfel-Gutermann Klaus (2008b): Generation Prosumer, https://www.researchgate.net/publication/258628392_Generation_Prosumer

2. 4. 5 Die neuen Akteure in Aktion

Dass die Influencer die Sprache ihrer Generation sprechen, macht sich nicht nur die Wirtschaft zunutze. Auch die Politik sucht über sie den Zugang zu jungen Leuten. Am 19. August 2015 hatte Bundeskanzlerin Merkel zum ersten Mal ein Interview mit dem Youtuber LeFloid geführt, über eine halbe Stunde lang.²⁶⁶ Warum gerade jetzt? Weil die Kanzlerin gerade einen Dialog mit den Menschen in Deutschland begonnen habe, meinte sie selbst. „Und da gehören natürlich auch die jungen Leute dazu“²⁶⁷.

Das Interview war ein großer Erfolg, zumindest was die Reichweite betrifft. Der YouTube-Kanal von LeFloid hat 2,5 Millionen Abonnenten. Bis heute wurde das Video über 5,5 Millionen Mal angeklickt-, und das ausschließlich von einer Altersgruppe, die sonst von der Politik nicht erreicht wird. Auch wenn viele der Fans von LeFloid, und auch er selbst, so versicherte der Youtube-Star hinterher, trotzdem nicht die CDU wählen würden.

Wie hat LeFloid seinen Auftritt inszeniert? Bei der Anmoderation stand er in seinem Zimmer, auf dem Kopf eine Baseballkappe, ruderte mit seinen tätowierten Armen, während er in schnellem Staccato das Interview ankündigte. Dann Schnitt. LeFloid sitzt im Kanzleramt. Der Heimvorteil liegt ab jetzt also bei der Kanzlerin. Es ist Angela Merkel, die von jetzt an das Tempo bestimmt, und das ist gemächlicher. Merkel redet wie immer, langsam, geduldig und sehr unaufgeregt. Ihr scheint es egal zu sein, ob sie von einem Influencer oder einem Reporter der Tagesschau interviewt wird.

LeFloid weist mehrfach darauf hin, dass er für seine vielen Follower spreche, die ihm eine Menge Fragen zugesandt hätten: über die Homo-Ehe, über Whistleblower, über ein bundeseinheitliches Abitur, über die Sozialen Medien. Die Bundeskanzlerin antwortet ausufernd und allgemein. Le Floid gibt hinterher zu, er sei „schweinenervös“²⁶⁸ gewesen.

Später gab es von professionellen Journalisten viel Kritik an der Interviewführung des jungen Mannes. Er habe zu weich und zu seicht gefragt, zu viele offene Fragen gestellt, schrieben sie. War das berechtigte Kritik oder Berufsneid über den Coup des jungen Interviewers? Der Youtuber reagierte jedenfalls mit souveräner Ironie: Er könne sich nicht erinnern, dass er bei Interviews von Profijournalisten in letzter Zeit weltverändernde Enthüllungen über Merkel erfahren habe.

Zwei Jahre später, fünf Wochen vor der Bundestagswahl trat Merkel wieder bei YouTube auf. Diesmal saß sie nicht im Kanzleramt wie beim ersten Mal, sondern in einem Youtube-Studio. Auch das Format war diesmal etwas anders. Gleich vier junge Influencer, zwischen 21 und 31 Jahre alt, sollten sie diesmal im Wechsel interviewen. Sie kommen auf ihren YouTube-Kanälen zusammen auf mehr als drei Millionen

266 LeFloid (15.6.2018): Das Interview mit Angela Merkel, <https://www.youtube.com/watch?v=5OemiOryt3c>

267 LeFloid (2018).

268 SPIEGEL-Online (21.7.2015): LeFloid über Merkel-Interview „Klar war ich schweinenervös“, <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/lefloid-ueber-sein-merkel-interview-klar-war-ich-schweinenervoes-a-1044572.html>

Abonnenten. Die Sendung fand diesmal auch live statt. Merkel hatte bei der Direkt- ausstrahlung zwar nur enttäuschende 56 000 Zuschauer. Aber das Video wurde über 1,7 Millionen Mal aufgerufen und fast 50 000 Mal kommentiert.

Auch diesmal gab sich Merkel so wie immer. Sie nahm die jungen Interviewer ernst, aber sie verbog sich nicht. In den jeweils zehnmütigen, aufeinanderfolgenden Interviews ging es unter anderem um Standards in der schulischen Bildung, Berufschancen, E-Mobilität oder Merkels „Nein“ zur Ehe für Alle. Wenn eine Frage mal etwas unbequemer war, holte die Kanzlerin weit aus und verlor sich eher im Allgemeinen. Da waren die ungeübten Interviewer chancenlos. Als die Bundeskanzlerin gefragt wurde, welches ihr Lieblingsemoji sei, hatte sie auch da eine Antwort parat: Es sei der Smiley – und „wenn es gut kommt, noch ein kleines Herzchen dran“.²⁶⁹

Knapp drei Wochen vor der Wahl, am 5. September 2017, trat dann auch SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz in einem ähnlichen Format bei YouTube auf.²⁷⁰ Er gab sich deutlich mehr Mühe, den Jugendlichen näher zu kommen, gab ihnen Ratschläge fürs Leben, erzählte von einem Schülerstreik und wirkte dabei manchmal etwas bemüht. Aber die Balance zwischen Kanzlerkandidaten und Jugendversther war auch nicht leicht zu halten.

Die YouTube-Live-Streams brachten zweifellos eine neue Farbe in die Politikvermittlung. Nicht alle Fragen waren pointiert oder aggressiv genug, um einen der beiden aus der Reserve zu locken. Aber das geschieht bei Interviews mit den Stars von ARD, ZDF oder RTL auch nicht immer. Positiv war sicher, dass der Schwerpunkt bei anderen Themen lag. Endlich wurde über Bildung geredet, über das schnelle Internet, über die Homo-Ehe und über Cannabis. Mit dem Kanzlerduell wie in ARD, ZDF, RTL und Sat.1 hatte das wenig gemein.

Blogger, Influencer wie Prosumer gäbe es nicht ohne die Digitalität und ohne das Internet. Die Übergänge zwischen den verschiedenen Tätigkeiten sind fließend. Neue Plattformen, neue Kommunikationswege, schnelles Feedback – auch in Form von Likes – und der Einsatz einer kollektiven Intelligenz sind der Grund für das Auftreten dieser neuen Akteure. Die Entwicklung ist damit sicher noch nicht abgeschlossen. „Die Medien [...] sind“, so Stalder, „also weniger eine Sphäre, in der eine externe Realität abgebildet wird, sie sind vielmehr selbst ein konstitutives Element der Realität.“²⁷¹

Wie sich zeigt, sind die Tätigkeiten der verschiedenen Web-Aktivistinnen von Bloggern und Influencern nicht klar voneinander abgegrenzt. In letzter Zeit ist der Name Youtuber als Sammelbegriff für Menschen aufgekommen, die Kurzvideos drehen und diese auf YouTube veröffentlichen. Das Videoportal YouTube, das seit Februar 2005 online ist, bietet Webvideoproduzenten die Möglichkeit, ihre Beiträge zu veröffentlichen. Anfang 2019 existierten 44 000 solcher YouTube-Kanäle mit etwa 250 000 Abonnenten.

269 Schatz Sabrina (16.8.2017): Angela Merkel auf YouTube: „Machen sie sonst nur... Selbstdarstellung?“, in: Augsburgener Allgemeine, <https://www.augsburger-allgemeine.de/politik/Angela-Merkel-auf-Youtube-Machen-Sie-sonst-nur-Selbstdarstellung-id42410996.html>

270 #Deine Wahl – Youtuber fragen Martin Schulz (5.9.2017), https://www.youtube.com/watch?v=Uc_qYUELww

271 Stalder (2017, 72).

Eine der bekanntesten YouTube-Veröffentlichungen ist ein fast 55-minütiges Video von Rezo mit dem Titel „Die Zerstörung der CDU“, hochgeladen im Mai 2019 vor den Europawahlen. Das Video wurde sowohl in den klassischen Nachrichtensendungen wie der Tagesschau als auch bei den Parteien, insbesondere der CDU, registriert und kritisiert. Bis April 2020 wurde es etwa 17 Millionen Mal aufgerufen.

Immer wieder wird auch aus diesem Anlass darüber diskutiert, ob die Youtuber, bei dem großen Einfluss, den sie auf Jugendliche haben, auch ihrer Verantwortung gerecht werden. Kontrollgremien wie im Rundfunk oder der Presse gibt es für Youtuber nicht. Die meisten von ihnen produzieren jedoch eher unterhaltsame Beiträge.

Fraglich ist trotzdem, wie man künftig mit den neuen Akteuren im Internet umgehen soll. Sollten sie sich an Regeln und Normen orientieren, wie sie für Journalisten verpflichtend sind? Muss es dann auch ein Kontrollgremium geben, ähnlich wie den Presserat oder die Landesmedienanstalten? Oder widerspricht das dem grundsätzlichen Anspruch des Internet auf freie Meinungsäußerung? Können Journalisten auch im Internet eine Art Gatekeeper-Rolle spielen? Oder muss man ihre Rolle völlig neu definieren?

Der ehemalige BILD-Chefredakteur Kai Diekmann behauptet, dass dem Journalisten im Internet die Gatekeeper-Rolle längst abhandengekommen sei und durch die Social Media übernommen wurde. Um künftig in Echtzeit auf das gesamte Weltgeschehen reagieren zu können, müssten Redakteure künftig vielleicht anstatt als Gatekeeper und Agendasetter eher als eine Art Kuratoren agieren, die verschiedene Stimmen, Meinungen und Informationen zusammenführen.²⁷²

272 Freitag Jan: Ach, was wahrhaftig ist, ist ja auch immer subjektiv. Interview mit Kai Diekmann, in: Deutscher Journalisten-Verband (Hg.): Journalist (Jan/Febr. 2020, 25).

2.5 Fazit

Mit der Digitalisierung verliert sowohl das Medium Fernsehen wie auch der Journalismus sein Alleinstellungsmerkmal. Das Überangebot an Information relativiert den Einfluss der klassischen Programme. Neue Akteure machen den Journalisten ihre Rolle als zentrale Informanten und Interpreten des aktuellen Geschehens streitig.

Diese Entwicklung hat auch einen Trend verstärkt, unter dem zunächst vor allem das öffentlich-rechtliche Fernsehen zu leiden hatte: die zunehmende Alterung des Publikums. Mit dem Internet hat diese Entwicklung das Medium Fernsehen als Ganzes erfasst. Jüngere Mediennutzer besitzen oft überhaupt kein Fernsehgerät mehr, selbst wenn sie Fernsehprogramme über andere Kanäle schauen. Die neuen Stars sind Influencer, die als Werbeträger für jugendlichen Lifestyle auch viele Werbegelder einnehmen. Für junge Menschen haben Influencer mit Zigtausenden von Nutzern (Followern) eine Vorbildfunktion, die ihnen auch einen beträchtlichen Einfluss verschafft.

Es ist also wenig überraschend, dass irgendwann auch die Politik sich diese Popularität zunutze machte. Das wirkt sich auch auf die journalistischen Formen aus. In den Interviews werden nun häufiger Themen angesprochen, die vor allem Jugendliche angehen. Politiker stehen plötzlich vor der Frage, wie man auftreten soll, wie man sich kleiden soll, um junge Menschen anzusprechen. Es geht darum, zu den neuen Akteuren, aber auch zu deren Publikum eine Bindung aufzubauen. Politiker werden also einen neuen Stil finden müssen, um im täglichen Kampf um Aufmerksamkeit zu bestehen.

3 Probleme heutiger Inszenierungen

3.1 Die verschiedenen Ebenen

Schon der Blick auf die Geschichte der Fernsehinterviews hat deutlich gemacht, dass dabei von Anfang an inszenatorische Aspekte eine Rolle spielten. In diesem Kapitel soll die Problematik der Inszenierung genauer analysiert und systematisiert werden. Der Begriff kommt aus dem Französischen *mise en scène*, in Szene setzen. Er entwickelte sich im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit Theateraufführungen und hing mit dem Aufstieg des Regisseurs zum Künstler zusammen – zum Interpreten des Kunstwerks. Von da fand er in den verschiedensten Gebieten Anwendung.²⁷³ Das Wort ist also eine Metapher aus der Welt des Theaters und bedeutet etwa, sich oder eine Situation interpretieren und dies in einem bestimmten Rahmen präsentieren. Eine Inszenierung kann gut oder schlecht, angemessen oder unangemessen sein. Das folgende Kapitel beschäftigt sich damit, welche unterschiedlichen Einflüsse bei einem Interviewauftritt mitwirken.

Zur Inszenierung eines Interviews gehört auch die Rollenverteilung zwischen Journalist und Gegenüber, wie schon im Kapitel über die Definition unter 1. 4 herausgearbeitet wurde. Klassisch wird diese Aufgabenverteilung mit dem Satz beschrieben, dass der eine fragt und der andere antwortet (3. 1). Welche Rolle spielt die Rahmung eines Interviews, damit es zu einer politischen Bühne wird? Und welchen Einfluss hat der körperliche Ausdruck bei der Inszenierung? Außerdem werden verschiedene Akteurstypen vorgestellt (3. 2).

Schließlich geht es um Mikrostrukturen (3. 3), wie sie die Ethnomethodologie und die Konversationsanalyse untersuchen. Es geht um Gesetze des Alltagshandelns, um Regeln von Sprechsequenzen. Wie verarbeiten die Interviewten Stimuli des fragenden Journalisten, also z. B. Unterbrechungen oder das Nachhaken bei einer Frage? Ein genauerer Blick auf diese Mikrostrukturen kann dazu beitragen, die Wirkung verschiedener Interviewstrategien besser zu erklären. Aber auch für Analysen bereits erfolgter Interviews können diese Erkenntnisse eingesetzt werden, um z. B. für die Bewertung einer umstrittenen Sendung objektivierbare Maßstäbe zu gewinnen. An das Kapitel schließt sich eine Analyse zweier Interviews aus dem deutschen Fernsehen an (Kapitel 4), bei der diese Methoden angewendet und zusammengeführt werden sollen.

3.1.1 Die Inszenierung durch das Medium

Wenn man von inszenierten Interviews spricht, ist dies meist negativ konnotiert. Man äußert damit den Verdacht, dass es sich um eine Täuschung oder gar um Manipulation handelt. Das hängt auch damit zusammen, dass journalistische Interviews bis zu einem gewissen Grad immer unter ethischen Gesichtspunkten beurteilt werden. Man

273 Fischer-Lichte Erika (2007, 13): Einleitung. *Theatralität und Inszenierung*, in: Fischer-Lichte Erika (Hg.): *Inszenierung von Authentizität*, Tübingen.

erwartet z. B., dass Moderator und Gast keine Lügen erzählen, sondern ernsthaft und aufrichtig beabsichtigen, das Thema abzuhandeln. Bei politischen Interviews ist die Situation noch prekärer, weil dort gleichzeitig handfeste Interessen im Spiel sind.

Immer, wenn eine Kamera mit im Spiel ist, wird auch inszeniert. Diese Feststellung wird im Laufe dieses Kapitels noch insofern erweitert, als gezeigt wird, dass auch unabhängig von der Art der Visualisierung jede interaktive Begegnung bis zu einem gewissen Grad inszeniert ist. Aber bleiben wir zunächst bei der Ebene des Fernsehens. Die Schauspielerin Maruschka Detmers hat das einmal gegenüber Fotografen und Kameraleuten auf den Punkt gebracht: „Sagen Sie bitte nicht: ‚Seien Sie mal ganz natürlich.‘ Es gibt keine Natürlichkeit vor der Kamera.“²⁷⁴

Die Inszenierungsebene des Fernsehens beginnt schon beim Sendeformat, zu dem wiederum ein bestimmter Titel und eine bestimmte Ausstattung gehören. Im letzten Kapitel wurde bei mehreren Sendungen – so bei „Kreuzfeuer“, bei „Pro und Contra“ oder bei „Der heiße Stuhl“ – gezeigt, wie jedes dieser Formate schon im Sendungstitel die Inszenierungsabsicht andeutet und damit die Erwartungshaltung des Zuschauers steuert. Andere Interviewformate erzeugen diese Erwartungshaltung durch Spezialthemen wie Verbraucherfragen, Umwelt oder durch den Moderator – wie bei „Friedmann“.

Manche Sendungen schaffen schon durch eine bestimmte Kameraführung eine wiedererkennbare Atmosphäre. So beginnen die Tagesthemen der ARD jeden Abend mit dem gleichen einprogrammierten Kameraschwenk. Kamerabewegungen, Bildschnitt und Regie können eher statisch wie bei „Zur Person“ oder eher dynamisch wie bei „Friedmann“ angelegt sein, um der Sendung den Eindruck von mehr Ruhe oder mehr Tempo zu vermitteln. Nahaufnahmen sind eher dazu geeignet, Intimität zu schaffen, distanziertere Bilder stehen für mehr Sachlichkeit.

Trotz aller Unterschiede wollen die meisten Interviews ein gleiches Grundgefühl von Verlässlichkeit vermitteln. Sie sollen natürlich wirken, nicht inszeniert und nicht abgesprochen. Echtheit ist die Voraussetzung dafür, dass man den Inhalt glaubt. Der Zuschauer soll den Eindruck erhalten, es handle sich um ein ganz normales Gespräch, nicht um eine Aufführung. Dabei weisen gleichzeitig verschiedene Rituale beim Interview schon immer auf die Künstlichkeit der Veranstaltung hin: Die beiden Gesprächspartner begrüßen sich zu Beginn der Sendung, obwohl sie sich vorher schon in der Maske getroffen haben. Sie unterbrechen sich selten, lassen sich meistens ausreden und akzeptieren beide einen bestimmten zeitlichen Rahmen, obwohl dieser für komplexere politische Themen eigentlich zu knapp bemessen ist. Und am Ende tun sie so, als sei alles gesagt. Dann verabschieden sie sich wieder voneinander, um sich gleich darauf in der Garderobe wieder zu treffen.

Das heißt, es handelt sich beim Fernsehinterview weniger um ein echtes Gespräch als um die Inszenierung eines Gesprächs. Zwei Personen tun so, als würden sie sich miteinander unterhalten, um dem Zuschauer – vielleicht auf pointierte Weise – etwas mitzuteilen. Politische Fernsehinterviews werden vor einem Publikum und nur für

274 Bergmann Jens/Pörksen Bernhard (2007, 336): Medienmenschen. Wie man Wirklichkeit inszeniert.

dieses geführt.²⁷⁵ Ruchatz nennt das „Schau-reden“.²⁷⁶ Vielleicht glauben viele Zuschauer deshalb, dass Interviews vorher grundsätzlich zwischen Interviewer und Politiker abgesprochen sind. Sie misstrauen der scheinbaren Natürlichkeit. Dass das Interview nur eine „Inszenierung letztlich zum Zwecke von Propaganda“²⁷⁷ ist, scheint allerdings übertrieben. Es ist eher zu viel Routine, die den Zuschauer misstrauisch macht.

Die medialen Inszenierungen dienen dazu, die Sendung attraktiver zu machen und den Zuschauer an das Format zu binden. Dazu ist die Live-Ausstrahlung ein probates Mittel, weil man als Zuschauer immer erwarten kann, dass etwas Unvorhergesehenes passiert. Allerdings geht der Vorteil des Live-Erlebnisses verloren, wenn das Überraschungsmoment nie eintritt. Deswegen werden solche Momente manchmal auch mit dramaturgischen Eingriffen bewusst geplant. Der Konkurrenzdruck zwischen den Sendern ist zu groß, um Programm einfach so zu versenden. Deswegen gibt es immer wieder Versuche, die Intensität der Inszenierungen zu erhöhen, wie sich auch schon beim Rückblick auf frühere Interviewformate gezeigt hat: Inszenierungen sind in Spielhandlungen eingebaut („Pro und Contra“), sie werden als Stresstest präsentiert („Kreuzfeuer“) oder als aggressive Krawallveranstaltung („Der heiße Stuhl“). Sie können partiell sein, skandalisieren oder den Gast bloßstellen („Friedmann“).

Die Grenzen solcher Inszenierungen sind in den letzten Jahren immer weiter ausgereizt worden. Dabei ist die Frage, ob eine Inszenierung gelungen oder angemessen ist, schon auf der fernsehmedialen Ebene keine rein ästhetische. Die Frage ist auch, ob sie die am Anfang dieser Arbeit erwähnten Gesetze und Werte der Berufsnormen respektiert. Falsche Darstellung von Sachverhalten, Manipulation oder Parteilichkeit sind z. B. als Mittel fraglos abzulehnen. Muss die Inszenierung so transparent gestaltet sein, dass man sie als Zuschauer durchschauen kann? Das scheint trotz der in letzter Zeit immer wieder geforderten Transparenz in den Medien übertrieben. Einerseits sollte das Wissen um die Inszenierungsmöglichkeiten des Fernsehens mehr und mehr zur Medienkompetenz dazu gehören.²⁷⁸ Zum anderen erscheint eine Inszenierung, bei der sozusagen als dauernder Subtext Erklärungen über Sinn und Absichten der Inszenierung mitlaufen, nicht besonders attraktiv. Auch im Theater verlangen wir nicht jede Minute, dass der Regisseur uns daran erinnert, dass es sich nur um ein Schauspiel handelt, sondern wir wollen uns auch auf das Stück einlassen. Denn meist sind wir in der Lage, uns in die Vorgänge auf der Bühne und in die Figuren hineinversetzen, ohne die Tatsache aus den Augen zu verlieren, dass wir gleichzeitig Theaterbesucher sind.

3.1.2 Die Inszenierung der Protagonisten

Wie inszenieren sich die Protagonisten und zu welchem Ziel? Welche Verhaltensweisen sind akzeptabel, welche abzulehnen? Ein Politiker, der ein Interview gibt, wird dabei nicht sein Innerstes nach außen kehren. Er will nicht authentisch sein, sondern

275 Bollow (2007, 48).

276 Ruchatz (2014, 243).

277 Holly (1989, 1).

278 Keppler Angela (1994): Wirklicher als die Wirklichkeit?

eine Authentizitätsfiktion präsentieren, die ihn so zeigt, wie ihn sein Publikum sehen möchte. Er weiß, was seine Anhänger von ihm erwarten und er achtet gleichzeitig darauf, dass auch Mitglieder anderer Parteien ihn respektieren können. Er setzt also für seine Ziele bzw. die seiner Partei eine eigene Inszenierung ein, die er notfalls auch gegen die Inszenierung des Mediums durchzusetzen trachtet. Er versucht zum Beispiel bestimmte Botschaften zu platzieren, auch wenn er gar nicht danach gefragt wurde, oder er überschreitet bewusst seine Redezeit.

Der Journalist ist in einer etwas anderen Lage, weil er keine politische Position vertritt. Sein Interesse gilt zunächst der medialen Inszenierung des Fernsehens, die er möglicherweise sogar mitentwickelt hat und die er unbedingt einhalten will. Denn dieser Teil der Inszenierung soll dazu dienen, die Attraktivität des Sendeformats zu erhöhen. Dazu kommen noch seine eigenen Inszenierungsabsichten, die seiner Rolle als professioneller Interviewer gelten. Er wird ein abwechslungsreiches und informationsdichtes Interview anstreben. Er will als politisch kompetent und als schlagfertig angesehen werden. Und bestenfalls möchte er der Person des Politikers näherkommen, um dem Zuschauer neue Einblicke in dessen Charakter zu ermöglichen.

Die beiden Protagonisten haben also gemeinsame Interessen, verfolgen aber im Detail unterschiedliche Ziele. Der Journalist möchte dem Zuschauer eher einen Blick hinter die Kulissen ermöglichen, dem Politiker ist vor allem an seiner Botschaft und an einer guten Selbstdarstellung gelegen.

3.1.3 Die Ebene der Zuschauer

Weil das Interview, wie oben festgestellt, kein wirkliches Gespräch zwischen den beiden Protagonisten, sondern letztlich eine Präsentation für den Zuschauer ist, zielen alle Inszenierungsabsichten auf ihn ab. Er ist der Adressat. Die Inszenierung soll ihn informieren, aber auch unterhalten und damit an die Sendung binden. Dabei faszinieren die Zuschauer vor allem Abweichungen vom normalen Gesprächsverlauf, überraschende Zwischenfälle oder Irritationen. Wenn die Stimmung zwischen den beiden Akteuren knistert, wenn ein neues Element eingeführt wird (z. B. ein Überraschungsgast), wenn sich eine skandalöse Wendung ankündigt, dann wird er weiterhin gespannt sein und bei der Sendung bleiben. Ein politisch interessierter Zuschauer weiß natürlich auch die Qualität der Information zu schätzen.

Die meisten Zuschauer werden die Inszenierungsabsichten des Formats kaum hinterfragen, sondern einfach als gegeben hinnehmen und bei Gefallen vielleicht immer wieder einschalten. Ihre Aufmerksamkeit ist meist ganz vom Ablauf des Interviews absorbiert. Sie sind damit beschäftigt, die Filmsprache für sich zu deuten, beispielsweise einen Zoom als Ausrufezeichen oder als Hinweis auf ein Detail zu interpretieren, Schnitte und Gegenschnitte als Teil einer dynamischen Abfolge zu begreifen oder eine Naheinstellung als Kommentar zu einer sehr persönlichen oder sehr emotionalen Aussage zu verstehen, so dass sie sich kaum auf die Gesamtkonzeption konzentrieren werden. Aber diese Gesamtkonzeption ist das Versprechen für das Format.

Wenn Zuschauer im Fernsehen Politiker beim Interview beobachten, sind sie meist mindestens so sehr am Verhalten wie an ihren Äußerungen interessiert. Es ist, als könnte man Menschen besser durchschauen, wenn man ihnen bei einer GroßEinstellung aus nächster Nähe in die Augen sieht. Diese Illusion einer persönlichen Nähe hat eine starke Wirkung, auch wenn der Politiker uns im wirklichen Leben weiter fremd bleibt.

„Das Fernsehen“, so Gerhard Vowe, „formt unsere gemeinsame Erinnerung ebenso wie unser Erleben der Gegenwart und unseren Blick in die Zukunft. Man kann sogar sagen, dass es unsere Weltsicht insgesamt prägt.“²⁷⁹ Auch unsere Vorstellungen von Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport und Lebenswelt seien weitgehend vom Fernsehen bestimmt. Deswegen achten Politiker so sehr auf ihr Erscheinungsbild, das auch von scheinbaren Nebensächlichkeiten wie dem Anzug, der Brille oder der Frisur abhängt.

3.1.4 Drang zur Selbstinszenierung

Es gibt also keine Natürlichkeit vor der Kamera. Aber es gibt diese Natürlichkeit vielleicht nicht einmal ohne Kamera. Sobald der Mensch öffentlich auftritt, tritt er in einer Rolle auf. Wir spielen alle Theater, so der Titel eines Buches von Erving Goffmann, in dem wir die Rolle annehmen, die wir in der Gesellschaft zu spielen haben. Für Wolfgang Iser ist die Inszenierung eine „Institution der menschlichen Selbstausslegung“, der „unablässige Versuch des Menschen, sich selbst zu stellen“.²⁸⁰ So betrachtet, ist die Inszenierung auf dem Theater nur ein Sonderfall allgemeinen unbedingten Inszenierungsverhaltens.²⁸¹ Helmuth Plessner führt diesen Drang, sich inszenieren zu wollen, auf eine menschliche Grundbedingung zurück, die sich als „exzentrische Position“ äußere. „Der Mensch ist ein Wesen, für das Abstand zu sich selbst konstitutiv ist.“²⁸² Die Inszenierung sei notwendig, um sich selbst zur Erscheinung zu bringen. Plessner rekurriert dabei auf Hegels Begriff der Entzweiung, der Verdopplung als Grundlage der menschlichen Subjektivität.²⁸³ Der Soziologe Uwe Schimank meint, dass sich institutionalisierte soziale Normen in Rollenerwartungen ausdrücken: „Die Rollen stellen sich so als anthropologisch notwendige ‚Entlastung‘ der Person vom ansonsten unbewältigbaren ‚Gewicht der Welt‘ dar.“²⁸⁴

Auch Richard Sennett hält eine Inszenierung der Individuen geradezu für notwendig, um im öffentlichen Leben eine erste Orientierung über den Anderen zu bekommen: „Die Konvention ist das stärkste Ausdrucksmittel im öffentlichen Leben.“²⁸⁵ Man begreift „den menschlichen Ausdruck anhand von Gesten und Symbolen, um

279 Vowe/Henn (2016).

280 Iser Wolfgang (1991, 515): Das Fiktive und das Imaginäre.

281 Weiss Matthias in Blunck Lars (Hg.) (2010, 41): Die fotografische Wirklichkeit. Inszenierung – Fiktion – Narration.

282 Früchtl Josef/Zimmermann Jörg (Hg.) (2001, 20): Ästhetik der Inszenierung.

283 Früchtl/Zimmermann (2001, 20).

284 Gehlen Arnold (1940/1950, 141): Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt.

285 Sennett Richard (2008, 81): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität.

bei Leuten, die einem fremd sind, glaubwürdig zu wirken“.²⁸⁶ Die Reaktion auf eine Inszenierung ist sozusagen das erste Vor-Urteil, mit dem man eine ungefähre Einschätzung bei der Begegnung treffen kann. Dabei ist der Einzelne in seiner Inszenierung nicht völlig frei. Denn die „Alltagswelt erscheint bereits objektiviert, konstituiert durch eine Anordnung der Objekte, längst bevor ich auf der Bühne erschien“.²⁸⁷ So besitze jede Rolle schon ihr gesellschaftlich festgelegtes Wissenszubehör.²⁸⁸

Goffman beschreibt die Funktion der Selbstinszenierung ähnlich: Sie ist eine persönliche Fassade, mit der eine Person ihre Position in der Gesellschaft, aber auch ihre persönliche Haltung dazu darstelle.²⁸⁹ Interviews mit den Spitzenkandidaten vor Bundestagswahlen zeigen, wie sehr dabei Taktik eine Rolle spielt. Die Kandidaten bewegen sich vorsichtig, um keine Fehler zu machen. Sie versuchen, nonverbale Signale zu unterdrücken, vor allem wenn sie ein Verhalten verraten, das dem Bild, das sie abgeben wollen, widerspricht. Nervosität z. B. steht im Gegensatz zu Souveränität. Unkontrollierte Handbewegungen könnten als Zögerlichkeit ausgelegt werden.²⁹⁰ Politiker versuchen, ihr „standardisiertes Ausdrucksrepertoire“ dramatisch zu gestalten. Dabei darf kein Widerspruch zwischen Ausdruck und Handeln entstehen.²⁹¹ Jedermann steht unter dem Doppelzwang, zu erkennen, was vorgeht (Interpretationszwang) und zu erkennen zu geben, als was und wie er vorgeht (Kundgabezwang).²⁹² Der Kommunikationstheoretiker Norbert Bolz sieht diese Entwicklung kritisch:

„Das Bildsein gewinnt ontologischen Vorrang vor dem Sein. Neue Welt und Computertechnologien haben uns in diese Zone der Indifferenz von Sein und Schein und Wirklichkeit und Bild katapultiert. Die Welt der Simulakra absorbiert den Schein und liquidiert das Reale.“

Auf das Fernsehen bezogen, stellt sich die Frage, ob die Struktur des Wirklichen mehr und mehr von der Logik ihrer medialen Verarbeitung bestimmt wird.²⁹³ Das heißt, die Wirklichkeit, wie wir sie erleben, ist nur noch die (im Fernsehen) verarbeitete. Einen Zugriff auf die Realität haben wir kaum. Heißt das, dass wir gezwungen sind, den Medien zu vertrauen? Denn „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien. [...] Andererseits

286 Sennett (2008, 81-89).

287 Berger Peter L./Luckmann Thomas (1972, 24): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit.

288 Berger/Luckmann (1972, 83).

289 Goffman (1969, 25).

290 Goffman (1969, 50).

291 Goffman (1969, 23-33).

292 Willems Herbert (1998, 27): Inszenierungsgesellschaft? in: Willems Herbert: Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch, Wiesbaden.

293 Keppler (1994, 16).

wissen wir so viel über die Massenmedien, daß wir diesen Quellen nicht trauen können.²⁹⁴ Die technischen Möglichkeiten des Fernsehens haben die Grenzen von Zeit und Raum degradiert. Realität und Fiktion sind kaum mehr zu unterscheiden.²⁹⁵

Gleichzeitig leben wir aber nicht nur in der Welt der Medien. Wir machen auch Selbsterfahrungen. Unter den vielen Wirklichkeiten gibt es eine, in der wir normalerweise leben. Das ist die Alltagswelt. Das Fernsehen verbindet beides: Die Alltagswelt, dort steht unser Fernseher, und über den Fernsehschirm die Welt, wie sie uns die Medien präsentieren. Medial vermittelte Vorstellungswelt und Alltagserfahrung überkreuzen sich.²⁹⁶ Können wir die eine durch die andere überprüfen? Können wir dadurch zwischen Medienrealität und Wirklichkeit unterscheiden? Oder halten wir für die Wirklichkeit, was eigentlich nur die Schöpfung der Medien ist?²⁹⁷

Zum Teil gilt das auch für die Selbstinszenierungen, die in jüngster Zeit im Internet zu sehen sind. Einerseits zwingen die sozialen Medien dazu, sich bemerkbar zu machen, um in dieser Öffentlichkeit nicht verloren zu gehen. Andererseits geht es hier meist weniger darum, dem Gegenüber die Einordnung der eigenen Person zu erleichtern. Es geht darum, sich möglichst laut und auffällig zu Wort zu melden. Diese Art der Inszenierung will nur aufmerksam machen, ohne dass sie etwas mit der Person zu tun hat, die den Lärm auslöst.

3.1.5 Das Interview als politische Bühne

Inszenierungen spielen auch eine wichtige Rolle bei der Glaubwürdigkeit eines Politikers. Glaubwürdig werden Inszenierungen vor allem, wenn das Publikum die Rolle mit der Identität verwechselt.²⁹⁸ Zur Inszenierung gehört auch der Rahmen, in dem Handlungen stattfinden. Er ermöglicht es, die Handlungen einzuordnen. Denn nur dadurch werden sie verstehbar. Wer etwas in Szene setzt, rahmt eine Situation.²⁹⁹ Schließlich werden Politiker nicht nur über Inszenierungen, sondern auch über Themen oder Eigenschaften beurteilt, die besonders mit ihnen in Verbindung gebracht werden. Dabei handelt es sich um das sogenannte Priming.³⁰⁰

Ein weiterer Aspekt der Inszenierung ist der Habitus, von dem Bourdieu spricht. Der Habitus ist ein Schema von Verhaltensdispositionen (die Berufs- und Statusrolle, die Stellung in der Gesellschaft, die familiäre Einordnung), welche unbewusst die Handlungen der Akteure steuern.³⁰¹ Inszenierung, Rahmen und Habitus einer Person

294 Luhmann (1996, 9).

295 Ontrup Rüdiger (1998, 23): Macht des Theatralischen, in: Göttlich Udo et al (Hg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien.

296 Meyer Thomas (1992, 123 f): Die Inszenierung des Scheins. Voraussetzungen und Folgen symbolischer Politik.

297 Jarren Otfried (1996, 185): Medien und politischer Prozeß.

298 Hoffmann (2003, 83).

299 Hoffmann (2003, 81).

300 Hoffmann (2003, 85).

301 Willems (1998, 32-37).

charakterisieren die persönlichen Verhaltensweisen und ordnen sie ein. Für den Beobachter sind sie ein Erkennungswert, eine erste Orientierungsmarke, bevor er sich sein eigenes Urteil bilden kann. Sie erleichtern ihm die Orientierung im öffentlichen Raum.

Natürlich kann die Inszenierung auch eine Täuschung sein. So wie es architektonische Prachtbauten als Zeichen herrschaftlicher Macht gab, so gab es auch Bauten, die Pracht nur simulierten. Natürlich kann die Inszenierung auch eine Täuschung sein. So wie es architektonische Prachtbauten als Zeichen herrschaftlicher Macht gab, so gab es auch Bauten, die Pracht nur simulierten. Es handelt sich um Symbole, die ihres Inhalts entleert sind, um Fassaden, die potemkischen Dörfer gleichen, weil dahinter nichts ist. Ludwig XIV. glich mit seinen monumentalen Bauten damit genealogische Defizite aus.³⁰² Der Regent benutzt den schönen Schein, um seine Herrschaft zu legitimieren.

Das Publikum hält viele Inszenierungen im Fernsehen nur für schönen Schein. Je perfekter die Zwiegespräche zwischen Politikern und Journalisten ablaufen, desto mehr misstraut es dem Zusammenspiel zwischen beiden, weil es das Szenario für abgesprochen hält. Wir glauben den Aussagen des Politikers nicht, weil diese sich sowieso nicht an ihr Wort halten. Und wir halten auch die Journalisten nicht für vertrauenswürdig, weil ihre hartnäckigen Fragen wahrscheinlich bloß Attitüde sind.

Das Set eines Interviews hat viel mit einer Szene auf der Theaterbühne gemeinsam. Das beginnt schon in der Maske. Auch hohe Politiker ordnen sich den Bedingungen der Medien unter. Sie lassen sich auf alles ein, was den Inszenierungscharakter perfekter macht: Sie sitzen in der Maske und lassen sich schminken, sie akzeptieren Kleidervorschriften.³⁰³ Der Fernsehschirm bildet für den Zuschauer eine Art Rampe, die ihn vom Geschehen trennt. Die beiden Protagonisten sind – wie im Theater – meist so postiert, dass sie sowohl ihr Gegenüber als auch die Zuschauer im Blick haben. Das Interview kann sich z. B. an einem ovalen Tisch abspielen, der zu den Zuschauern hin offen ist. Die Akteure reden, wie auf der Bühne, im Normalfall nicht durcheinander. Jeder hat seinen Part. Das Publikum sieht der Performance stumm zu. Es akzeptiert die Inszenierung als solche und überlässt sich ihr.³⁰⁴ Das Interview wird, wie jede Aufführung, durch eine Klammer gerahmt, die aus dem Prolog, der Einleitung des Moderators, und dem Epilog, der Abmoderation, besteht.³⁰⁵ Formulierungen oder Anspielungen, die der Zuschauer nicht verstehen kann, werden erklärt, wie im Theater alles, was zum „Stück“ gehört, an der zum Verständnis notwendigen Stelle eingeführt wird (z. B. Begriffe oder Abkürzungen, die dem Zuschauer fremd sind).³⁰⁶ Es kann, wie im Theater, Konventionen für den Auftritt einer zusätzlichen Person geben, die an einer Stelle als Experte, Augenzeuge oder Ähnliches auftritt.³⁰⁷

302 Münkler (2001, 151 f).

303 Goffman (1969, 205).

304 Goffman Erving (1977, 149): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen.

305 Goffman (1977, 282).

306 Goffman (1977, 163).

307 Goffman (1977, 285).

Der Politiker hat im Gegensatz zu einer Theateraufführung noch eine andere Unterscheidung zu treffen, die für sein Auftreten von Bedeutung ist. Weil er via Bildschirm dem Zuschauer so nahe kommt, kann er sich nicht damit begnügen, sich so zu verhalten, wie er es bei einer Rede in einem Saal tun würde. Er muss Attitüden und Formulierungen finden, die seine Distanz zum Gesprächspartner und damit zum Zuschauer modulieren. Er muss Abstand herstellen, damit der Zuschauer nicht den Verdacht zu großer Vertraulichkeit hegt und gleichzeitig Nähe herstellen, die dem Publikum, aber auch dem Journalisten, eine gewisse Offenheit suggerieren.

Goffman unterscheidet zwischen einer Vorder- und einer Hinterbühne. Dabei geht er aber davon aus, dass beide Bühnen, wie im Theater, getrennt sind. Manches wird auf der Vorderbühne unterdrückt, was auf der Hinterbühne in Erscheinung tritt.³⁰⁸ Die Hinterbühne ist sozusagen der familiäre Bereich, der nur wenigen offensteht. Und je höher der Status des Politikers ist, desto kleiner ist die Zahl der Personen, die dahin Zutritt haben. Die Hinterbühne ist – wenn man sie mit dem Theater vergleicht – dann so etwas wie die Garderobe, wo sich der Akteur ungeschminkt zeigen und offen reden kann. Die Hinterbühne ist also der ganz persönliche Bereich des Politikers. Sie bleibt für die Öffentlichkeit unzugänglich.

Politiker agieren also auf der Vorderbühne, so wie man sie in der Öffentlichkeit kennt. Die Zuschauer kennen normalerweise nur diese Facette von ihm. Aber natürlich wüssten die Journalisten und ihr Publikum gerne mehr über das, was der Politiker eigentlich verschweigen will. Deswegen versuchen diese, sich gegen das Eindringen auf die Hinterbühne zu wehren, indem sie ein Verhaltensrepertoire für eine Mittelbühne entwickeln, das heißt, ein Image als Privatperson inszenieren, das die Illusion des Blicks auf die Hinterbühne verstärkt und gleichzeitig dafür sorgt, sie dem Blick zu entziehen. Sie zeigen sich und verbergen sich gleichzeitig.³⁰⁹ Der Politiker scheint mit dem Journalisten bzw. dem Zuschauer einen vertraulichen Ton anzuschlagen und kann doch seine Privatheit auf der Hinterbühne schützen.

Auf der Vorderbühne findet gleichzeitig die Inszenierung einer Inszenierung statt, weil der Journalist sich mit den allgemeinen Aussagen nicht zufrieden gibt. Er will zeigen, dass er die eigentliche Realität der politischen Mittelbühne durchschaut und deswegen versucht, den Zuschauer mit auf die Hinterbühne zu nehmen.³¹⁰ Allerdings wird der Politiker dies nicht zulassen. Denn dort ist er so persönlich und verletzlich, dass das für ihn gefährlich werden könnte. „Je höher der Status, desto kleiner die Zahl der Personen, vor denen man sich familiär geben kann.“³¹¹ Ebenso muss er daran denken, verschiedene Adressaten anzusprechen. Er spricht zu seinen Anhängern, aber auch zu jedermann. Er darf weder die Erwartungen seiner Parteifreunde enttäuschen noch neutrale Zuschauer vor den Kopf stoßen.

Ein Interview mag eine Art Schauspiel sein, aber es gibt auch deutliche Unterschiede zu einem Theaterstück. Der Schauspieler im Theater verkörpert zwei Personen, sein Schauspieler-Ich und die Person, die er darstellt. Er ist z. B. Hamlet und

308 Goffman (1969, 104).

309 Fischer-Lichte (2007, 190).

310 Hoffmann (2003, 101).

311 Goffman (1969, 122).

gleichzeitig der Schauspieler XY. Den Zuschauern ist das bewusst, und trotzdem sind sie während der Aufführung ganz von Hamlet gebannt und vergessen den Schauspieler. Erst wenn der Vorhang fällt, wird der Schein aufgelöst. Der Beifall des Publikums gilt dann dem Schauspieler, der so großartig die Figur des Hamlet dargestellt hat.³¹²

Beim Politiker ist das anders. Er verkörpert sich selbst als Politiker. Er darf sich während seines Auftritts nicht zwischen seiner Person und einer fiktiven Figur aufspalten. Seine Darstellung darf nicht so inszeniert wirken wie die eines Schauspielers, der zwei Stunden perfekt in eine Rolle geschlüpft ist und hinterher – zusammen mit dem Publikum – wieder in die Realität zurückkommt.³¹³ Er darf nicht die Rolle eines Anderen spielen, „da er in der alltäglichen Wirkwelt handelt“.³¹⁴ Gleichzeitig muss er sich erwartungsadäquat verhalten und sein Erscheinungsbild entsprechend kontrollieren.³¹⁵ Aber es darf auch keine zu große Kluft zwischen seiner Person und seinem Erscheinungsbild geben. Um keine Brüche in der Inszenierung zu riskieren, wird er sich beim Kontakt mit dem Publikum auf Bühnensituationen beschränken. Es entstehen also enorme Darstellungszwänge.³¹⁶ Die Akteure brauchen diese „Grundkenntnis theatraler Sinnkomplexitäten“. Denn die Massenmedien sind ein „gesellschaftliches Theatralitätszentrum“ geworden.³¹⁷ Der Zuschauer muss und soll das nicht wissen. Er soll sich der Inszenierung hingeben. Die Frage ist nur, ob er von dieser Performance nicht geblendet und zu sehr von den Inhalten abgelenkt wird und ob es deswegen nicht doch notwendig wäre, ihm mehr Transparenz zu bieten.

3.1.6 Körperlichkeit

Ein wesentlicher Teil der Inszenierung besteht in der Art, wie die Protagonisten auftreten. Sie sind wie die Schauspieler im Theater die Träger der Handlung, sie intonieren die Stimmung, sie erregen die Emotionen oder die Enttäuschung der Zuschauer. Das tun sie schon allein mit ihrer puren Präsenz, mit ihrer Körperlichkeit. Die sorgt für die Grundstimmung. Ist mir der Protagonist sympathisch, – sein Verhalten, seine Mimik, dann glaube ich ihm eher. Stört mich seine Stimme, dann folge ich auch seinen Argumenten nicht so leicht.

Wie beim Schauspieler ist diese Aufgabe auch für den Politiker vielschichtig. Sie umfasst ihn selbst, als Leib und Seele, – so Helmuth Plessner. „Er selbst ist sein eigenes Mittel, D. h. er spaltet sich selbst in sich selbst, bleibt aber, um im Bilde zu bleiben,

312 Goffman (1977, 151).

313 Kurt Ronald (1998, 574): Der Kampf um Inszenierungsdominanz, in: Willems Herbert (Hg.) Inszenierungsgesellschaft.

314 Kugler Christine/Kurt Ronald (2007, 153): Inszenierungsformen von Glaubwürdigkeit im Medium Fernsehen, in: Fischer-Lichte (Hg.).

315 Schicha (2007a, 143).

316 Münch Richard (1995, 88-92): Dynamik der Kommunikationsgesellschaft, in Willems (Hg.): Inszenierungsgesellschaft.

317 Willems (1998, 62-64).

diesseits des Spaltens, hinter der Figur, die er verkörpert, stehen. Er darf der Aufspaltung nicht verfallen [...], sondern er muß mit der Kontrolle über die bildhafte Verkörperung den Abstand zu ihr wahren.³¹⁸

Was fällt dem Zuschauer bei einem Fernsehinterview am meisten auf, wohin richtet er vor allem seine Aufmerksamkeit? Wodurch wird sie abgelenkt? Der Psychologe Albert Mehrabian hat mehrfach experimentell untersucht, welche Signale die Wahrnehmung des Zuschauers am meisten beeinflussen. Ist es wirklich der Inhalt, sind es vielleicht die Stimmen der Auftretenden, oder gar die nonverbalen Signale (Körpersprache)? Sein überraschendes Ergebnis: 55 % der Aufmerksamkeit des Zuschauers werden durch Äußerlichkeiten wie die Körpersprache oder die Studiodekoration, 38 % durch die Stimmen der Protagonisten, und nur 7 % durch den Inhalt absorbiert.³¹⁹

Am meisten Wirkung zeigt also die körperliche Erscheinung der auftretenden Personen, ihr Aussehen, ihre Körperhaltung, ihre Mimik, die Gestik, – alles, was zur nonverbalen Ausdrucksweise gehört.

„Da es leichter ist, sich auf Personen und ihre Handlungen als auf unsichtbare Strukturzusammenhänge zu fokussieren, spielt die Verkörperung aktueller Kompetenz, Autorität und Führung sowie die symbolische Repräsentanz der Handlungen, Richtungen, Ideen und Absichten in der Berichterstattung eine dominante Rolle.“³²⁰

Wenn man einer Person zum ersten Mal begegnet, beginnt man damit, sie zu mustern, zu scannen: ihr Gesicht, ihre Augen, ihren Mund, ihre Mimik, ihre Gestik, schließlich ihre ganze Figur. Erst allmählich konzentriert sich die Wahrnehmung auf die Konversation. Wenn das Gegenüber eine außergewöhnliche Stimme hat, die besonders angenehm oder auch unangenehm klingt, dann ist man vielleicht noch einmal abgelenkt, bevor man diesen Klang überhört und dem anderen seine volle Aufmerksamkeit schenkt. Schon mancher Politiker hat es verstanden, inhaltsarme Statements durch eine sonore und vertrauenserweckende Stimme zu verdecken.

3.1.7 Nähe und Distanz

Andere Untersuchungen beschäftigen sich mit der Wirkung der Kameraeinstellungen auf die Zuschauer. Wie wirkt eine intime GroßEinstellung oder eine eher distanziertere Halbtotale auf den Zuschauer? Die gewählten Ausschnitte tragen entscheidend zur Aufmerksamkeitslenkung bei. Der Standpunkt der Kamera „ist auch der metaphorische Punkt der subjektiven Sichtweise. [...] Er bestimmt auch die Perspektive, die Eingebundenheit, die Distanz zum Geschehen und zu den Personen.“³²¹

318 Plessner Helmuth (1982, 407 f): Gesammelte Schriften VII. Zur Anthropologie des Schauspielers .

319 Mehrabian Albert (1971, 43): Silent messages.

320 Meyer et al. (2000, 15).

321 Schwender Clemens (2001, 49): Medien und Emotionen.

Der Anthropologe Edward T. Hall hat gezeigt, dass die Kamera, indem sie eine Person näher oder totaler zeigt, damit den Abstand simuliert, den wir zu ihr einnehmen. Die Kameraausschnitte korrelieren auf diese Weise mit sozialen Distanzen, wie sie für unsere Kultur in bestimmten Situationen angemessen erscheinen. Vier wesentliche Abstände zu anderen Personen konstituieren nach Hall³²² solche grundlegenden sozialen Beziehungen in unseren Gesellschaften:

1. Eine *öffentliche Distanz*, die – so stellt es die Proxemik fest – einem körperlichen Abstand von etwa 4 m entspricht. Es ist z. B. der Abstand bei Reden und Empfängen. Die Sprache ist sehr formell.
2. Die *soziale Distanz*, die einem Abstand von 1,50 m bis 3 m entspricht. Auf diese Entfernung kann man sich noch nicht berühren, aber es entsteht Interaktion. Man nimmt die Stimme und die Person des anderen wahr. Es ist die Distanz für Geschäftsgespräche, Teamkonferenzen und Ähnliches.
3. Die *persönliche Distanz* (Abstand zwischen 0,60 m bis 1,50 m) ist der normale Abstand im Gespräch unter Freunden, Verwandten, guten Kollegen. Bei Personen, die man weniger gut kennt, ist dieser Abstand zu gering. Man erkennt Details auf der Haut oder den Haaren des Gegenübers, sieht Falten, fixiert die Augen.
4. Die *intime Distanz* ist nur für sehr persönliche, emotionale Beziehungen, für Zuneigung reserviert. Der Abstand beträgt weniger als 0,60 m. Bei Personen, die einem weniger nahe stehen, wäre diese Nähe unangemessen, ja unangenehm. Man nimmt den Geruch und den Atem des anderen wahr. Die große Nähe macht das Umfeld des Gegenübers in den Augen des Betrachters unscharf.

Diese Distanzen entsprechen Einstellungen in der Filmsprache. Die öffentliche Distanz entspricht der Totalen bzw. der Halbtotale, die soziale Distanz entspricht einer halbnahen Einstellung. Die persönliche Distanz wird mit einer nahen Einstellung und die intime Distanz mit einer Großeinstellung, einem Close-Up dargestellt.

Was ist mit dieser Kategorisierung gewonnen? Schließlich sind unsere sozialen Beziehungen zu so gut wie allen Studiogästen, die im Fernsehen auftreten, eher unpersönlich. Trotzdem nutzen Regisseure diese Erkenntnis, indem sie die sozialen Abstände mit den Themen des Gesprächs in Verbindung setzen. Ist der Inhalt eher sachlich, dann ist vielleicht als Kameraeinstellung die soziale Distanz angebracht. Geht es um ein kontroverses, ein emotionales oder ein persönliches Thema, dann wählt man eher die persönliche oder vielleicht sogar die intime Distanz. Wobei festzustellen ist, dass in den vergangenen Jahren die näheren Einstellungen zugenommen haben.³²³ Der Grund liegt sicher in der zunehmenden Emotionalisierung des Fernsehens. Das Medium rückt dem Protagonisten sozusagen immer mehr auf den Leib. Statt mit Diskretion wird mit Tabuverletzungen gearbeitet. Aber: Je nach persönlicher Beziehung und Thema kann sowohl ein zu weiter Abstand wie eine zu große Nähe irritieren.

322 S. im Folgenden: Hall Edward T. (1966, 117-125): The hidden dimension und Schwen-der Clemens (2001, 50-54): Medien und Emotionen.

323 Ruchatz (2014, 229) spricht von einer Personalisierung und Intimisierung des Fernsehens.

Was bedeutet das für die Körperlichkeit der Protagonisten? Sie sind sozusagen schutzlos ausgeliefert, die Kamera hat sie dauernd im Blick, möglicherweise rückt sie ganz nahe, sie zeigt Schweißperlen auf der Stirn, nervöse Hände, die mit dem Kugelschreiber spielen, Füße, die in ständiger Bewegung sind. Mit einem Wort: Sie zeigt vielleicht das Gegenteil dessen, was der Politiker demonstrieren will, nämlich Gelassenheit, Ruhe, Überlegenheit. Denn es gibt Selbstkontrollgrenzen des Körpers.³²⁴ Sobald Politiker im Studio oder auch sonst unter Kamerabeobachtung stehen, müssen sie deshalb auf der Hut sein. Sie werden vorgezeigt, auf verräterische Zeichen hin beobachtet. Gleichzeitig wird ihr Körper dauernd aufgefordert, bedeutsame Zeichen, interpretierbare Indizien, verwertbare Daten von sich zu geben.³²⁵

Welche Nähe suchen Interviewgäste zum Gegenüber, wie ist ihre Mimik, mit welchen Gesten unterstreichen sie ihre Argumente. Beim Duell der Spitzenkandidaten wird hinterher als erster ein Experte für Körpersprache interviewt, der ihr Verhalten deutet, auf Schwachpunkte untersucht. Die Großaufnahmen der Kameras heben die nonverbale Körpersprache noch stärker hervor. Nach Schicha kommt „dem Faktor Personalisierung, der aus der theaterwissenschaftlichen Kategorie der ‚Verkörperung‘ abgeleitet wird, [...] bei medialen Inszenierungen eine tragende Bedeutung zu“.³²⁶ Kompetenz, Autorität und Führung sowie Handlungen und Absichten würden körperlich dargestellt.

Auch die Moderatoren sind dieser Körperlichkeit immer stärker ausgesetzt. Im Oktober 2015 warben die Tagesthemen mit dem Slogan „Der ganze Mensch – die ganze Wahrheit: Tagesschau“ für ein neues Erscheinungsbild. Es ging nicht in erster Linie um die Inhalte der meistgesehenen Nachrichtensendung im Deutschen Fernsehen, sondern um ein neues Erscheinungsbild für die Moderatoren. „Der ganze Mensch“ bedeutete, dass die Moderatoren künftig nicht mehr – wie Boulevardzeitungen titelten – als Menschen ohne Unterleib zu sehen sein sollten, sondern künftig mit ihrem ganzen Körper für die Nachrichten stehen würden. Also, kein Sichtschutz mehr durch den News Desk, der die Beine verdeckte, sondern eben „der ganze Mensch, die ganze Wahrheit“.³²⁷ Die Neuheit wurde von der Öffentlichkeit und den Medien überwiegend positiv aufgenommen, ja teilweise sogar als Revolution bezeichnet.

324 Willems (1998, 49).

325 Münch (1998, 530).

326 Schicha Christian (3/2002, 15): Inszenierte Berichterstattung und politische Bildung, in: Medienimpulse.

327 Huber Joachim (23.10.2015): Zuschauer werden die Beine des Sprechers sehen, in: Tagesspiegel, <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/veraenderungen-bei-der-tagesschau-zuschauer-werden-die-beine-des-sprechers-sehen/12490152.html>

Aber was war eigentlich das Revolutionäre an dieser Entscheidung? Dass man künftig erfuhre, ob die Moderatorin lieber Hosen oder Rock trug? Dass man beobachten konnte, ob Socken und Schuhe des Moderators zusammenpassten? Der Tagesspiegel meinte dazu: „Eine mehr oder weniger große Revolution, mehr Dynamik, auf jeden Fall ein Abschied von der bisher sehr strengen Verkündigungsform.“³²⁸

Ohne die Einschätzung werten zu wollen, macht auch diese Resonanz auf das neue Erscheinungsbild deutlich, dass Fernsehen ganz anders funktioniert als Zeitungen oder auch Radio. Die Art, wie ganze Sendungen inszeniert werden, spielt eine wichtige Rolle. Plötzlich ist die Tagesschau nicht mehr die alte konservative Dame, bei der Nachrichten vorgetragen werden, als gäbe es ein offizielles tägliches Bulletin. Sie ist nicht mehr so altmodisch, dass man ihre Nachrichten genauso gut auf Latein vorlesen könnte, wie der frühere RTL-Chef Helmut Thoma einmal meinte. Die Nachrichtensprecher, die Redakteure im Studio, sind uns mit einem Mal ein Stück näher gerückt, weil sie nicht mehr nur als Funktionsträger agieren.

Wer im Fernsehen auftritt, der steht dafür mit seiner ganzen Körperlichkeit. Sein Körper und seine Stimme verraten sein Alter, sein Temperament, seine professionelle Einstellung. Der Körper ist Träger ritueller Zeichen. Man sieht den Einfluss von Kosmetik, Bodybuilding oder Tätowierungen.³²⁹ Ein Bart, eine andere Frisur, eine neue Brille sind den Boulevardzeitungen oft eine Schlagzeile wert. Und der Zuschauer versucht, zu beurteilen, ob Körpersprache und Aussagen des Protagonisten stimmig sind, synchron verlaufen, oder ob Gesten oder Mimik sich widersprechen. „Verbale und nonverbale Äußerungen, sprachliche und visuelle Information konkretisieren und verschleiern sich gegenseitig.“³³⁰ Natürlich lenkt diese Körperlichkeit zugleich von den Inhalten ab. Wie schon erwähnt, kann eine sympathische Stimme oder ein freundlicher Blick eine Botschaft ganz anders akzentuieren.

„Die Korporalität ist die körperliche Dimension der Theatralität“³³¹. Der Körper verrät uns schon sehr viel, bevor die Person mit ihrer Botschaft beginnt. Er ist Zeichenträger für die ersten Eindrücke wie Geschlecht, Alter, modischer Geschmack, mehr oder weniger sportliches Aussehen. Der körperliche Ausdruck ist immer präsent, auch wenn man schweigt, äußert er sich. „Die Akte des menschlichen Körpers transformieren sich damit – ob freiwillig oder unfreiwillig – in eine Performanz vor einem Publikum, das sich ihnen gegenüber in der Haltung eines schauenden Erlebens befindet.“³³²

328 Huber Joachim (21.10.2015): Bekommen die Sprecherinnen und Sprecher der „Tagesschau“ Beine?, in: Tagesspiegel, <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/rakers-und-hofer-tanzen-can-can-bekommen-die-sprecherinnen-und-sprecher-der-tagesschau-beine/12481826.html>

329 Willems (1998, 47).

330 Meyer et al. (2000, 82).

331 Willems (1998, 43 – 48).

332 Reckwitz Andreas (2017, 238): Die Gesellschaft der Singularitäten.

3.1.8 Authentizitätsfiktionen

Wenn aber der Eindruck, den ein Politiker im Fernsehen hinterlässt, fast noch wichtiger ist als der Inhalt seiner Ausführungen, wenn das Erscheinungsbild mindestens so sehr von seiner Stimme und seinem körperlichen Auftritt geprägt wird, dann muss er sich um dieses Erscheinungsbild besonders kümmern. Denn die Sympathie oder Antipathie, die er ausstrahlt, entscheidet möglicherweise über seine Glaubhaftigkeit und letzten Endes über seine politische Zukunft. Für die Parteien sind gute Auftritte ihres Führungspersonals Trümpfe im Kampf um Wählerstimmen. Es ist deshalb nicht überraschend, wenn Politiker wie auch Parteien sich bei Profis Rat und Hilfe suchen, um im Fernsehen gut auszusehen.

Die politische Kommunikation ist zur zentralen Führungsaufgabe geworden.³³³ Und sie findet weitgehend noch immer über das Fernsehen statt, weil es die politische Klasse und ihre Wähler so nahe zusammenführt wie kein anderes Medium, aber dabei auch viele Verzerrungen produziert: Denn „es gibt im Fernsehen keine unverstellte Realität, jede Fernsehsendung, egal ob fiktional oder dokumentarisch, arbeitet mit fernsehspezifischen Formen der Darstellung: Das heißt, es werden bestimmte Elemente hervorgehoben, andere werden vernachlässigt.“³³⁴ Wer sich besonders gut im Fernsehen inszenieren kann, hat größere Chancen auf Regierungämter.³³⁵ In Körperhaltung, Gesten, Blick und Ausstrahlung spiegeln sich wider, ob der Kandidat die Charaktereigenschaften besitzt, die ein Politiker braucht. Deswegen beschäftigen sich die Berater, amerikanisch Spindoctors, zunächst mit dem Image des Kandidaten. Wie wird er von der Bevölkerung gesehen, welche positiven Seiten werden an ihm hervorgehoben, welche Eigenschaften gaben andererseits immer wieder Anlass zur Kritik? Wirkt er dynamisch, volksnah, sportlich, jovial genug usw.?

Und eines Tages erscheint dann dieser Politiker wie verwandelt. Die Frisur ist neu, der Bart ab, er trägt jetzt eine Designerbrille, einen maßgeschneiderten Anzug und hat einige Kilos weniger. Auch seine Körpersprache hat sich verändert. Anzeichen von Nervosität in den Fingern oder den Beinen, ein gelangweilter Gesichtsausdruck, Augen, die ins Leere starren: Vieles kann abtrainiert oder korrigiert werden, jedenfalls bis zu einem bestimmten Grad. Wichtig ist nur, dass die Berater dem Publikum nicht zu viel auf einmal an Veränderung zumuten. Denn sonst lugt hinter dem neuen Look erst recht immer noch überdeutlich der alte Mensch hervor.

Ist es möglich, dass der Politiker dabei authentisch bleibt? Im Gegenteil, sagen die Profis: Politiker dürfen nicht zu stark von der Erwartungshaltung ihrer Rezipienten in der Präsentation abrücken, weil sonst der Eindruck von Authentizität verloren geht.³³⁶ Sie müssen sich „erwartungsadäquat verhalten.“³³⁷ Der Politikberater Klaus

333 Sarcinelli Ulrich (1987a, 29): Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft.

334 Keppler Angela (10.03.2012): Es gibt im Fernsehen keine unverstellte Realität. Interview in: Badische Zeitung.

335 Meyer Thomas et. al (2000, 41).

336 Schicha (2007, 69).

337 Schicha (2007, 143).

Kocks definiert seine Aufgabe so: „Es geht um fiktionale Glaubwürdigkeit. Wir können einen Politiker nicht als Person beurteilen, weil wir ihn nicht wirklich kennen, sondern nur in seiner Rolle. Die kann er authentischer oder weniger authentisch spielen. Authentizität ist eine bestimmte Form der Inszenierung, auf die wir mit der Zubilligung von Vertrauen reagieren.“³³⁸

Natürlich geht es auch darum, wie die Inhalte präsentiert werden. Es geht um die Stimme, das Sprechtempo, um kurze Sätze, um Pointierungen. Michael Spreng, ehemaliger BILD-Chefredakteur, wurde im Jahr 2002 vom damaligen Kanzlerkandidaten Edmund Stoiber engagiert, zwei Tage nach einem misslungenen Fernsehauftritt Stoibers bei Sabine Christiansen. Innerhalb weniger Wochen machte Spreng aus dem als bürokratisch und langatmig geltenden Politiker, der immer noch ein paar Sätze zu viel in die Kamera presste, einen lockeren Zeitgenossen, der seine Position in wenigen klaren Sätzen formulierte. Da stand plötzlich ein freundlicher, kompetenter Welterklärer vor einem, der sich sogar die Zeit nahm, zwischen den Sätzen ab und zu einmal durchzuatmen. Am Ende hatte er die Wahlen nur hauchdünn verloren. „Sprengs Stärke ist es, komplizierte Fragen und Persönlichkeiten mit einfachen Bildern zu erklären“, sagt Matthias Machnig, ehemaliger SPD-Wahlkampfmanager und Sprengs Gegenspieler im Wahlkampf 2002.³³⁹

Nicht nur das erfolgreiche Auftreten vor der Kamera lernen die Politiker von Beratern, die vielfach selber aus der Branche kommen, sondern auch die Art, wie man Themen und Ereignisse erfolgreich platziert. Politikvermittlung ist nicht in erster Linie auf Information ausgerichtet. Sie lebt von der Suggestion, der Faszination, von Emotionen. Der politische Informationsgehalt wird auf ein Minimum reduziert. „Das Bemühen um die Besetzung prägnanter politischer Begriffe und die Suche nach Bildern mit politischem Signalwert ist zur permanenten Politikvermittlungsaufgabe geworden.“³⁴⁰

Und diese Aufgabe wird mehr und mehr von PR-Agenturen umgesetzt. Sie strukturieren die Botschaft, vereinfachen und bündeln sie, und übersetzen sie dann in Worte und Bilder.³⁴¹ Sie stellen damit ein Gegengewicht zu den journalistischen Entscheidungen der Fernsehsender dar. „PR-Handeln will Steuerungsmöglichkeiten in den Interaktionen mit den Medien zurückgewinnen, z. B. durch Themengenerierung.“³⁴² Die Berater wissen, welche Faktoren die Themen aufweisen müssen, damit sie in den Medien eine Chance haben, platziert zu werden. Sie wissen auch, was Fernsehredaktionen brauchen, die bei vielen politischen Themen oft mit einer Bilderarmut zu kämpfen haben. Sie halten geeignete „Fälle“ als themenspezifische Narrative vor, die von den Redaktionen oft schon wegen des großen Zeitdrucks gerne angenommen werden. Und sie liefern gleichzeitig den Vorschlag für einen po-

338 Bergmann/Pörksen (2007, 159).

339 Frankfurter Rundschau (13.7.2009): Der Zuspitzer, <https://www.fr.de/panorama/zuspitzer-11524005.html>

340 Sarcinelli (1987a, 33 f.).

341 Sarcinelli (1987a, 33).

342 Schatz Heribert (2002, 48): Politische Akteure in der Mediendemokratie.

litischen Experten mit. So entsteht zwischen PR und Journalismus eine für beide Seiten nützliche Kooperationsbereitschaft, die zu einer wechselseitigen Abhängigkeit führen kann. Es ist ein Tausch von Information gegen Publizität.³⁴³ Dabei gibt es eine gegenseitige „Instrumentalisierungserwartung.“³⁴⁴

Auch Journalisten werden für ihre Rolle als Interviewer geschult, vor allem in Journalistenschulen. Die älteste unabhängige deutsche Journalistenschule, die 1949 in München als Werner-Friedmann-Institut vom ehemaligen Chefredakteur der Süddeutschen Zeitung und späteren Leiter der Münchner Abendzeitung Werner Friedmann gegründet worden war, begann als Ausbildungsinstitut für Zeitungsjournalisten. 1978 wurde das zweite renommierte Journalisteninstitut, die Henri-Nannen-Schule in Hamburg gegründet, ebenfalls von einem Blattmacher. Um diese Zeit setzte auch verstärkt die Systematisierung der Journalistenausbildung ein, weitere journalistische Akademien entstanden, Fachhochschulen und Universitäten boten bald neben dem Studium eine praktische Ausbildung an, Kernkompetenzen wie Recherchieren standen ebenso auf dem Stundenplan wie immer stärker sich ausdifferenzierende Darstellungsformen in den unterschiedlichen Medien, ebenso wie Online/Crossmedia. Vorbild waren entsprechende Universitäten in den USA. Gleichzeitig wuchs das Angebot an Lehrbüchern über den Journalismus allgemein sowie über einzelne Formate wie Story-Telling und Interviewführung.

Das Publikum bekommt von den Vorbereitungen und Zielsetzungen der Protagonisten naturgemäß nichts mit. Die Frage ist, ob der durchschnittliche Betrachter die Medienkompetenz besitzt, um diese Realitätsillusion überhaupt zu durchschauen.³⁴⁵

343 Kamps (2007, 109).

344 Meng Richard (2003, 174): Das Verhältnis von Politikern und Journalisten, in: Sarcinelli Ulrich/Tenscher Jens (Hg.): Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Beiträge zu Theorie und Praxis moderner Politikvermittlung.

345 Meyer et al. (2000, 18).

3.2 Akteurverhalten

3.2.1 Inszenierung in der Gesellschaft

Wenn die Inszenierung eine „Institution der menschlichen Selbstausslegung“³⁴⁶ ist, so dient sie doch gleichzeitig dazu, eine Position in der Gesellschaft zu markieren, Signale dafür auszusenden, wie man sich selber sieht, bzw. wie man gesehen werden möchte. Es geht in der Öffentlichkeit und auch im Fernsehen weniger darum, authentisch zu sein, wahrhaftig zu seiner eigenen Originalität zu stehen, wie Charles Taylor die Basis für Authentizität definiert,³⁴⁷ sondern mit einer bestimmten Rolle die Erwartungshaltung seines Umfelds zu erfüllen. Wir nehmen diese Rolle an und tragen damit zur Orientierung im gesellschaftlichen Gefüge bei. „Wer weiß, was von ihm erwartet wird, weiß, in was für einer Welt er sich befindet.“³⁴⁸ Inszenierung ist also, so verstanden, ein Beitrag zum reibungslosen Zusammenleben. Auch bei Fernsehauftritten dient die jeweilige Rolle der Einordnung in das gesellschaftliche Gefüge. Ein Politiker verfügt über ein anderes gesellschaftlich akzeptiertes Rollenset als der Journalist.

Ganz anders geht das Fernsehen aber mit den oben beschriebenen sozialen Distanzen um. Denn für das Fernsehen ist die Nähe ein Alleinstellungsmerkmal. Kein Medium kann Personen optisch so auf den Leib rücken wie eine Fernsehkamera. Im Gegensatz zum Kinofilm haben Fernsehbilder Geschichten schon immer eher als Kammerspiel erzählt. Gesichter in Nahaufnahme lösen intensivere Emotionalität aus als Totalen. Das hängt natürlich auch mit dem kleineren Format des Fernsehschirms zusammen. Das Fernsehbild verspricht damit eine besondere Nähe zum Protagonisten, die der Zuschauer im normalen Leben nie erleben würde. Diese Nähe bedeutet Intimität, Exklusivität, Emotionalität. Die Bilder verstärken die Glaubhaftigkeit des Gezeigten und wirken dem Inszenierungsverdacht entgegen. Bei manchen Großinszenierungen kann der Zuschauer sich sogar peinlich berührt empfinden, weil ihm die andere Person so nahe gerückt wird.

In der Gesellschaft, im öffentlichen Leben sind wir meist diskreter. Zur öffentlichen Distanz gehört laut Sennett Abstand und Zurückhaltung. Man belästigt andere nicht bei der ersten Begegnung mit persönlichen Informationen oder gar mit Emotionen. Sennett spricht von der „Tyrannei der Intimität“³⁴⁹, die sich in der Moderne auch des öffentlichen Umgangs bemächtigt. Theatralität in der Öffentlichkeit habe aber nichts mit Intimität und einem freundschaftlichen Umgang zum öffentlichen Leben zu tun.³⁵⁰ In urbanen Gesellschaften habe man früher den menschlichen Aus-

346 Iser Wolfgang (1991, 515): Das Fiktive und das Imaginäre.

347 Taylor Charles (1992, 29): The ethics of authenticity.

348 Schimank Uwe (2010, 68 f): Handeln und Strukturen.

349 Sennett (2008).

350 Sennett (2008, 81).

druck anhand von Gesten und Symbolen begriffen. Emotionen seien also nur dargestellt worden, aber nicht als Verkörperung von Gefühlen, die nur für das Selbst gegenwärtig sind.³⁵¹ Inzwischen aber habe das Publikum den Weg in die intime Gesellschaft angetreten. Es komme nicht mehr darauf an, was man tut, sondern wie man sich fühle.³⁵² Das Individuum sei überzeugt, dass die eigenen Gefühlsregungen die einzige verlässliche Realität seien. Der Narzissmus treibe die Vorstellung von der unwillkürlichen Charakterenthüllung auf die Spitze.³⁵³

Wenn die Analyse von Sennett zutrifft, dann ist vielleicht das Fernsehen genau das geeignete Medium des modernen Menschen. Fernsehen strebt nicht nach Zurückhaltung, nach Diskretion, sondern nach Zurschaustellung und nach Emotionen. Fernsehen ist das Medium der Großeinstellung, der intimen Nähe, nicht der Diskretion. Fernsehen lebt davon, Distanzen aufzuheben. Die Protagonisten eines Interviews stehen dabei vor einem doppelten Problem, bewegen sich in zwei Rahmen: Als Mitglied der Gesellschaft sind sie Politiker oder Journalisten, und haben als solche bestimmte Erwartungen zu erfüllen. Gleichzeitig bewegen sie sich im Rahmen einer Fernsehinszenierung, die ihre eigenen Gesetze hat. Als Politiker ist der Studiogast seiner Partei, seinen Wählern verpflichtet. Der Journalist vertritt seinen Sender. Als Teilnehmer an einem Fernsehinterview sind beide an bestimmte Regeln gebunden, die auch die Erwartungshaltung des Publikums prägen. Der Journalist fragt kritisch, der Politiker hat die Pflicht, zu antworten. Dabei erwartet man von ihm mehr als nur Allgemeinplätze, sondern möglichst einen neuen Aspekt zum Thema, der Nachrichtenwert hat. Man erwartet, dass er dabei nicht nur von der Vorderbühne aus spricht, sondern dem Zuschauer den Eindruck vermittelt, besondere, vielleicht sogar vertrauliche Informationen zu erhalten.

Er ist dabei vollständig den Produktionsbedingungen des Mediums ausgeliefert. Er kann sich nicht einfach den Fragen entziehen, zu einem anderen Thema wechseln, nicht mal eine längere Pause zum Nachdenken einlegen. Die Kamera lauert ihm auf, zeigt indiskret Spuren von Unsicherheit oder Nervosität, rückt viel zu nah an ihn heran und lässt ihn keine Sekunde aus den Augen. Er muss die Regie über das Gespräch komplett abgeben und teils dem Interviewer, teils dem technischen Personal, dem Kameramann, dem Regisseur, dem Bildcutter überlassen. Er kann nicht die Kamera einfach beiseite schieben oder eine etwas totalere Einstellung fordern, damit man vielleicht seine Schweißperlen nicht sieht. Gleichzeitig blendet der Bildschirm dabei die übrige Realität völlig aus, schneidet einfach weg, was sonst noch unsere Wahrnehmung ausmacht und uns zuweilen auch ablenkt, wenn wir mit einer Person interagieren. Wenn wir uns nur noch auf das Gesicht konzentrieren, dann wirkt jede kleine Besonderheit – ein Zucken, ein Reiben der Nase, ein starrer Blick – vergrößert, überdimensional. Vielleicht wirken die Körpersignale, die wir aussenden, nur bei einer so nahen Kameraeinstellung, als seien wir unsicher oder gestresst. Aber sie lenken ab oder konterkarieren das Gesagte. In jedem Fall wäre es besser, die Körper-

351 Sennett (2008, 85).

352 Sennett (2008, 460).

353 Sennett (2008, 583).

sprache besser zu kontrollieren – die Gesten, die Mimik, aber auch die Stimme, die Blickrichtung. Es ist ein Spiel von Verbergen und Offenlegen, mit dem der Zuschauer gewonnen werden soll.

Im Folgenden wird zunächst die Makro-Ebene des Akteurverhaltens beschrieben. Dabei soll es um das Rollenverständnis der Protagonisten während des Interviews und um die gegenseitige Positionierung gehen. Dazu werden die klassischen Akteurmodelle herangezogen. Anschließend sollen auf der Mikro-Ebene Verhaltenstypen und Sprechsequenzen charakterisiert werden, die zum Beispiel Störungen in der Kommunikation verursachen können.

3.2.2 Die Akteurstypen

In welcher Rolle wollen die Protagonisten während des Interviews gesehen werden, was ist ihr Handlungsantrieb, welches sind die Ziele ihres Auftritts? Kann man aus der Beantwortung dieser Frage Rückschlüsse auf die Motive der Gesprächspartner ziehen? Die Akteurtheorie, die hier angewandt wird,³⁵⁴ unterscheidet zwischen vier unterschiedlichen Herangehensweisen von Akteuren. Diese eröffnen einen erweiterten Blick auf das wechselseitige Verhalten in einer Interaktion. Was will ich beim anderen herbeiführen, wie kalkuliere ich das Handeln anderer in mein Handeln mit ein? Außerdem erklärt sie strukturelle Effekte von sozialen Beziehungen: Wie verhalten sich die Akteure zueinander? Beobachten Sie sich vor allem wechselseitig, versuchen sie sich gegenseitig zu beeinflussen, oder verhandeln sie miteinander?³⁵⁵

Schimank nennt vier Akteurmodelle, die Muster von Intentionen seien:

1. Der Homo Sociologicus. Er „richtet sein Handeln primär an sozialen Normen aus.“
2. Der Homo Oeconomicus: Er „will seinen eigenen Nutzen bei geringstmöglichem Aufwand maximieren“.
3. Der Emotional Man, der von einem emotionalen Handlungsantrieb gesteuert wird und
4. der Identitätsbehalter: Er „will nach außen oder sich selbst dokumentieren, wie er sich selbst sieht und gesehen werden will.“³⁵⁶

Die beiden wichtigsten Modelle sind die des Homo Sociologicus und des Homo Oeconomicus.

Bei vielen typischen sozialen Handlungen sind die Akteure austauschbar, ohne dass sich am Schema des Verlaufs Wesentliches ändern würde. Es gibt Handlungsmuster, die beim Verhalten in Familien oder in der Gesellschaft, nach gewissen Gesetzmä-

354 Die Akteurstypen orientieren sich im Folgenden an Schimank Uwe (2010): Handeln und Strukturen.

355 Schimank (2010, 27).

356 Schimank (2010, 46 f).

bigkeiten ablaufen.³⁵⁷ Auch wenn individuell jeder seine eigenen Vorstellungen vom sozialen Handeln hat, so weist dieses dennoch bestimmte Gesetzmäßigkeiten auf, weil sich der Einzelne an anderen und an eingeführten Handlungsstrukturen orientiert. Diese Strukturen werden von der Gesellschaft als Rollenerwartungen an die Akteure herangetragen. „Jede soziale Position ist mit einer Rolle verbunden.“³⁵⁸

Der Homo Sociologicus

Der Homo Sociologicus richtet nach Schimank sein Verhalten an Normen aus, er hält sich an gesellschaftliche Regeln und Vorgaben. Er tut, „was er tut, weil er es tun soll“.³⁵⁹ Er spielt – etwa im Beruf, in der Familie oder im Freundeskreis – die Rolle, die ihm in diesem Umfeld angemessen erscheint, die man von ihm erwartet. Er weiß, was sich gehört, und die anderen wissen, dass er sich danach richtet. Er besitzt einen klaren Kompass für seine Entscheidungen und ist sich deshalb seiner Sache sicher. Sein Umfeld kann davon ausgehen, dass es keine (bösen) Überraschungen gibt.

Seine Rolle verläuft – wie die eines Schauspielers – nach einem klaren Drehbuch. Es sind die sozialen Normen, Sitten und Konventionen, es sind Moral, Gesetz und Erziehung, die seine Handlungen leiten. Das heißt nicht, dass er nicht frei entscheiden könnte, was zu tun ist. Aber in vielen Alltagsentscheidungen handelt er nach seiner inneren Norm, und das ist es, was seine Handlungen erwartbar macht.³⁶⁰ Und diese Erwartbarkeit ist auch eine der hervorragenden Eigenschaften dieses Typus des Homo Sociologicus. Jede Typisierung ist vor allem eine Komplexitätsreduzierung. Aber sie ermöglicht bis zu einem gewissen Grad, Motive und Handlungsantriebe dieses Typs zu erahnen, zu verstehen und damit auch die eigene Reaktion besser einzuschätzen.

Dass er einen klaren inneren Kompass besitzt, heißt nicht, dass der Homo Sociologicus immer weiß, wie er handeln soll. Er steht trotzdem ständig vor Entscheidungen, weil er unterschiedlichen Rollen in seinem Leben gerecht werden und dabei darauf achten muss, dass diese einzelnen Rollen sich nicht überschneiden oder gar widersprechen. Ein Journalist, der gleichzeitig Parteimitglied ist, befindet sich möglicherweise in einer solchen Situation: Er hat eine Loyalitätspflicht gegenüber seiner Partei, aber als Journalist soll er gleichzeitig parteifern handeln. Genauso gerät ein Politiker manchmal in das Dilemma zwischen Loyalität zu seiner Partei und seinen persönlichen Überzeugungen.

Insgesamt steht der Homo Sociologicus also vor der Aufgabe, unterschiedliche Rollen – ein ganzes „Rollenset“³⁶¹ – miteinander in Einklang zu bringen. Und je komplexer die soziale Welt wird und je mehr sie sich ausdifferenziert, umso komplizierter wird diese Aufgabe. Es entstehen vielfach Konflikte zwischen der Person und seiner Rolle, einerseits, weil unterschiedliche Gruppen sehr unterschiedliche Erwartungen an ihn knüpfen, an-

357 Schimank (2010, 51-54).

358 Schimank (2010, 60).

359 Schimank (2010, 49).

360 Schimank (2010, 58-60).

361 Schimank (2010, 6)1.

dererseits, weil die persönlichen Lebensvorstellungen des Akteurs nicht mit den Erwartungen übereinstimmen, die sich mit der Rolle verbinden. Er gerät in Widersprüche und ist vielleicht unfähig oder unwillig, dem Rollenanspruch zu genügen.³⁶²

Der Homo Oeconomicus

Das zweite Akteurmodell, der Homo Oeconomicus, ist dem Homo Sociologicus auf den ersten Blick diametral entgegengesetzt. Bei ihm ist nicht das Sollen, sondern das Wollen die Richtschnur des Handelns. Der Homo Oeconomicus richtet seine Ziele nach seinem persönlichen Nutzen aus. Seine Devise heißt: Maximaler Nutzen bei möglichst geringem Aufwand.

Dabei lässt er sich vor allem von rationalen Überlegungen steuern. Das gilt für die Mittel, wie für die Strategie, die er für die Handlungen einsetzt: Kausale Zusammenhänge erkennen, von allgemeinen Erfahrungen profitieren, Kosten-Nutzen-Rechnungen aufstellen, das sind seine Werkzeuge dafür. Er setzt sie ein, um seine Ziele zu verfolgen.³⁶³

Aber auch bei ihm gibt es immer wieder Komplikationen auf dem Weg zu diesen Zielen: die Ressourcen sind oft zu knapp für seine Wünsche, manchmal muss er sich zwischen verschiedenen, sich teilweise widersprechenden Zielen entscheiden oder er muss die Ziele nach Dringlichkeit ordnen und dabei manches hintanstellen.³⁶⁴ Jede Entscheidung für ein bestimmtes Ziel ist unter Umständen auch eine Entscheidung gegen andere Ziele. Auch muss er immer wieder damit rechnen, dass andere Akteure ihm bei seiner Zielverfolgung in die Quere kommen. Dann muss er entscheiden, ob er eher diese Ziele modifiziert, ob er versucht, die anderen von ihren Zielen abzubringen oder sich gegen die anderen durchsetzt. Gleichzeitig wird er immer nach Akteuren Ausschau halten, die er als Mitstreiter gewinnen kann.³⁶⁵

Aus all dem ergibt sich, dass es für den Homo Oeconomicus nicht leicht ist, immer rational zu handeln, weil viele Situationen, in denen er entscheiden muss, viel zu komplex sind, als dass er alle Folgen abschätzen kann.³⁶⁶ Er verlässt sich dann letzten Endes auf sein Gefühl. Aber oft ist er unsicher, ob er seine Ziele wirklich erreichen wird. Deswegen ist manchmal der einzige Ausweg, sich durchzuwursteln, oder wie die Politik es nennt, auf Sicht zu fahren, eine Politik der kleinen Schritte einzuschlagen.³⁶⁷ Oft sind die Handlungsoptionen für eine Entscheidung so komplex, dass der Homo Oeconomicus sich in eine Rationalitätsfiktion flüchtet, „als-ob-Lösungen“ sucht, der Selbsttäuschung verfällt.³⁶⁸ Dann wird die Entscheidung an andere, z. B. an Experten übertragen. Bei alledem bleibt die alles entscheidende Frage: Woher weiß der Homo Oeconomicus überhaupt, was ihm nützt?³⁶⁹

362 Schimank (2010, 73-75).

363 Schimank (2010, 87 f).

364 Schimank (2010, 89).

365 Schimank (2010, 97-99).

366 Schimank (2010, 104).

367 Schimank (2010, 109).

368 Schimank (2010, 118).

369 Schimank (2010, 121 f).

Der Emotional Man und der Identitätsbehalter

Den Emotional man gibt es in zwei Varianten: Einmal als den pure emotional man. Er ist aufbrausend und lässt seinen Gefühlen freien Lauf, kann diese auch kaum kontrollieren. Die Emotionen stellen für ihn ein beständiges Risiko dar. Der constrained emotional man hingegen kanalisiert seine Gefühle. Er ist trotz der emotionalen Intensität rational, was sich auch daran zeigt, dass er Emotionen auch steuern oder sogar inszenieren kann.³⁷⁰

Der Identitätsbehalter schließlich bemüht sich in seinem Handeln vor allem danach, sein Selbstbild zu bestätigen. Er wehrt sich dagegen, dass seine Identität von außen bedroht wird.³⁷¹

Alle realen Akteure weichen immer wieder von diesen Modellen ab, um bestimmte Rollenkonflikte aushalten zu können, die dadurch entstehen, dass jeder Akteur gleichzeitig verschiedene Rollen mit unterschiedlichem Erwartungsdruck aushalten muss. Einerseits braucht er diese Rollen für seine individuelle Identitätskonstruktion, die ihm Anerkennung und Zugehörigkeit verschaffen soll. Andererseits ist diese Identität durch ständige Dekonstruktion immer wieder gefährdet, fragmentiert. Denn Identität ist nicht mehr das lebenslange Selbst, sondern eher eines von vielen Lebensprojekten, die zudem sehr unterschiedlich sein können.³⁷²

Trotz dieser Einschränkungen können die Typisierungen dazu beitragen, Verhalten, Motive und Ziele von Akteuren besser zu verstehen. Wer mehr über die Rolle des Gegenübers weiß, kann diesen auch besser einschätzen, weil „jedes Handeln ein kompliziertes Verhältnis von Selbst- und Fremdverstehen“ ist.³⁷³

3.2.3 Welcher Akteurstyp für welche Rolle?

Will man die obengenannten Akteurstypen auf die Protagonisten politischer Fernsehinterviews übertragen, ist die erste Frage, welches Modell welchem der beiden Teilnehmer, dem Interviewer oder dem Politiker, zugeschrieben werden kann. Dabei muss noch einmal betont werden, dass Akteure in der Realität komplexer und ihre Motive nicht immer so leicht zu analysieren sind wie im Modell. Auch der Homo Sociologicus entscheidet in manchen Situationen nutzenorientiert, und der Homo Oeconomicus muss sich schon deshalb nach allgemeinen Grundsätzen richten, weil er sich sonst weite Teile der Gesellschaft zum Feind macht und dann seine Ziele erst recht nicht erreicht. Es geht bei der Zuschreibung eines Typus in unserem Falle auch nicht um die grundsätzliche Skizzierung des Charakters einer Person, sondern um die Rolle, die sie in einem konkreten Interview mutmaßlich spielt.

370 Schimank (2010, 135-137).

371 Schimank (2010, 143-147).

372 Keupp Heiner (2010, 4-6): Vom Ringen um Identität in der spätmodernen Gesellschaft, <https://www.lptw.de/archiv/vortrag/2010/keupp-vom-ringen-um-identitaet-in-der-spaetmodernen-gesellschaft-lindauer-psychotherapiewochen2010.pdf>

373 Schimank (2010, 34).

Der Journalist soll im Interview als kritischer Experte in Vertretung des Zuschauers auftreten und dem Politiker klare Aussagen entlocken. Dabei hat er bestimmte Regeln zu beachten: Er muss fair und neutral sein, aber auch hartnäckig in seinen Fragen. Danach werden ihn die Zuschauer, aber auch seine Kollegen beurteilen. Sein Handlungsantrieb liegt also vor allem darin, professionell nach den Regeln und Normen seines Berufs zu handeln. Kurzfristig schöpft er daraus seine Befriedigung. Erst langfristig kann seine Leistung ihm auch berufliche Vorteile bringen. Er handelt also vorwiegend als Homo Sociologicus.

Der Politiker kommt gewöhnlich mit klaren Zielen zum Interview. Und er geht davon aus, dass der Auftritt ihm nützt. Sonst hätte er von vorneherein abgesagt. Er will sein Profil als Politiker stärken und zugleich mit guten Argumenten von seiner Sicht auf das Thema überzeugen. Alle seine Bestrebungen gehen dahin, durch den Fernsehauftritt für sich und für seine Partei zu werben. Das schließt nicht aus, dass er seinen Standpunkt auch mit Prinzipien begründet. Aber was er sagt und wie er es sagt, sagt er als Politiker einer bestimmten Partei. Man kann ihn deshalb bei aller gebotenen Vorsicht als Homo Oeconomicus einordnen, auch wenn er im Interview wahrscheinlich sozial orientierter auftreten wird als bei monologischen Auftritten. Auf jeden Fall wird er versuchen, aus dem Interview für sich und seine Partei größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

Wie ist das Publikum einzuschätzen? Denn seine Reaktion ist entscheidend dafür, ob der Interviewer und auch der Politiker ihr Ziel erreichen. Und das Ziel heißt für beide: Die Zuschauer zu überzeugen. Wie sollen sie das bewirken, wo doch dieses Publikum – wie schon angesprochen – eigentlich aus verschiedenen Teilpublika besteht, Anhängern und Gegnern des Politikers, Menschen, die kritische Journalisten schätzen und andere, die zu hartnäckige Fragen unangemessen finden, Zuschauer, die etwas Aggressivität bei Interviews unterhaltsam finden und andere, die mehr auf einen sachlichen Dialog setzen. Die Zuschauer bleiben der große unbekannte Akteur in diesem Spiel. Praktische Erfahrungen lassen aber vermuten, dass in Kontroversen die Zuschauer vom Journalisten mehr Zurückhaltung erwarten als vom Politiker. Ein zu aggressiv-kritischer Fragesteller wird eher von der Mehrheit abgelehnt und verliert an Glaubwürdigkeit. Das aber kann nicht im Interesse des Journalisten liegen.

Manchmal können Zuschauer aber auch den Ablauf des Interviews direkt beeinflussen. Dann nämlich, wenn sie während der Sendung im Studio sitzen oder wenn einer der beiden Protagonisten von einem Ort zugeschaltet ist, bei dem auch Zuschauer anwesend sind. Ihre Reaktionen sind schwer einzuschätzen, aber sie üben zweifellos eine Wirkung auf die Gesprächspartner aus. Im Bayerischen Fernsehen gibt es seit Jahren die Sendung „Jetzt red I“, die davon lebt, dass Bürger im Studio Politikern ihre Meinung sagen dürfen. Oft geht es heiß her, Beifall oder Missfallensäußerungen verunsichern die Akteure oder feuern sie an. Das setzt die Protagonisten unter Druck. Sie werden emotionaler, aber dafür vielleicht auch authentischer, weil sie sich nicht mehr so kontrollieren wie in einem Zweiergespräch. Besonders schwer einzuschätzen für den Interviewer ist die Situation, wenn er alleine im Studio steht und sein Gegenüber, der Politiker, von einem anderen Ort aus zugeschaltet ist, bei

dem auch noch Publikum anwesend ist. Der Journalist kann die Stimmung, die sich dort im Laufe des Interviews entwickelt, kaum beurteilen. Dadurch kann eine Eigendynamik in Gang gesetzt werden, die das Interview völlig verändert.

Im Folgenden soll die Aufmerksamkeit zunächst dem Rahmen gelten, in dem die beiden Handelnden sich bewegen, und dem Einfluss, den dieser auf ihr Verhalten ausübt. Dazu gehört auch die Eigendynamik, die durch das jeweilige Auftreten des Gesprächspartners ausgelöst wird. Denn die Akteure beobachten und beeinflussen sich dauernd gegenseitig. Dabei spielt sowohl die Gerichtetheit ihres Handelns (was will ich beim anderen erreichen?) wie auch dessen Bezogenheit (wie reagiere ich auf das Handeln des anderen?) eine Rolle.³⁷⁴ Im Interview finden auf einer Metaebene also ständige Strukturanpassungen an die Dynamik des Gesprächs statt. Man versucht, sich zu beeinflussen, man verhandelt, und man reagiert auf die Aktionen, Provokationen oder auf die Passivität des anderen.³⁷⁵

3.2.4 Die Rahmung

Das Thema Rahmung wurde schon einmal im Zusammenhang mit dem Interview als politische Bühne angesprochen (s. 3. 1. 5). Hier geht es noch einmal um den Rahmen, genauer gesagt, um den Rahmen, in dem das Interview stattfindet. Wie gehen die Akteure aufeinander ein, welche Bedingungen stellen sie, welche Vereinbarungen treffen sie? Wie wird der Rahmen des Interviews abgesteckt? Einer der ersten, die den Begriff „Rahmen“ (englisch frame) prägte, war Erving Goffman.³⁷⁶ Er zeigte an zahlreichen Beispielen, wie der frame auch die Akteure gegenseitig in ihrem Rollenverhalten beeinflusst, wie sie reagieren, sich korrigieren. Der Rahmen gibt also eine Situation vor, die wiederum das Verhalten der Akteure beeinflusst. Er gehe davon aus, so Goffman, dass wir gemäß gewissen Organisationsprinzipien für soziale Ereignisse und für unsere persönliche Anteilnahme an ihnen Definitionen einer Situation aufstellen. Diese Elemente nenne er Rahmen.³⁷⁷

Der Rahmen prägt die Aktion, die sich wiederum auf diesen bezieht. Die Akteure können sich von Anfang an in diesem Umfeld besser orientieren, ihre Erwartungen anpassen, sich stärker auf den Inhalt ihrer Kommunikation konzentrieren. Insofern dient der Rahmen auch einer Reduzierung von Komplexität. Ihre gegenseitigen Rollen ergeben sich zunächst aus dem Rahmen. Während der Interaktion wird sich entscheiden, ob diese Rollen stabil bleiben oder ob sie in Frage gestellt werden. Bestimmte Informationen für die Begegnung sind also bereits durch den Rahmen definiert. „Die Handlungen des täglichen Lebens sind verstehbar wegen eines (oder mehrerer) primären Rahmens, der ihnen einen Sinn verleiht.“³⁷⁸ Aus einem einmal gesetzten Rahmen können die Akteure nicht so einfach ausbrechen. Wenn erst ein-

374 Schimank (2010, 38).

375 Schimank (2010, 27).

376 Goffman (1977).

377 Goffman (1977, 19).

378 Goffman (1977, 36).

mal der Grundton des Gesprächs festgelegt ist – beim Interview könnte das unter anderem auch die Entscheidung zwischen Umgangssprache oder Hochsprache, Ironie oder Sachlichkeit, Nähe oder Abstand sein – dann kann dieser Rahmen eigentlich nur mit guten Gründen verlassen werden, die der Gegenüber, aber auch das Publikum nachvollziehen kann.

Wie gehen die Akteure vor dem Interview aufeinander zu, welche Bedingungen stellen sie, welche Vereinbarungen treffen sie? Dazu soll kurz der Rahmen eines Interviews, von der Einladung bis zum Beginn des Gesprächs dargestellt werden. Wie bahnt sich die Begegnung der beiden Gesprächspartner an? Wer ergreift die Initiative? Normalerweise ist es die Redaktion, die einlädt, wenn auch zuweilen Politiker oder eine Partei von sich aus aktiv werden. Aber die Redaktion trifft die Entscheidung über die Person und das Thema. Bei diesem ersten Kontakt wird der Inhalt des Interviews im Groben abgesprochen und es werden die Rahmenbedingungen genannt: Titel der Sendung, Moderator, Länge des Interviews, eventueller Zuspielder, live oder Aufzeichnung.

Wenn die andere Seite die Einladung annimmt, gilt das Vorhaben als angenommen. Manchmal kommt es aber auch hier schon zu unterschiedlichen Vorstellungen im Detail: Das Büro des Politikers möchte die Fragen vorher schriftlich zugesandt bekommen. Eventuell macht der Politiker zur Bedingung, dass bestimmte Themen nicht angesprochen werden sollen. Falls noch ein zweiter Gast eingeladen wird, gibt es weitere Abläufe zu regeln: Es geht um das erste und das letzte Wort, die Thematik im Detail, um das Zeitbudget. Falls Zuspieldungen geplant sind, möchte sie der Gast vorher ansehen, was aber aus Zeitgründen meist nicht möglich ist. Und natürlich möchte man gerne vorher die Fragen kennen. Je nachdem, wie diese Vorverhandlungen laufen, ist schon ein Rahmen für das Interview gesetzt – inhaltlich und in der Grundstimmung.

Wie verhält sich die Redaktion zu den Forderungen der politischen Seite? Für gewöhnlich ist das Interesse des Politikers, im Fernsehen aufzutreten, so stark, dass die Journalisten sich in einer guten Position befinden. Außerdem wissen Politiker selber, dass einige ihrer Forderungen kaum von Journalisten akzeptiert werden können. Wenn der Gast zugesagt hat, dann gilt das Interview als verabredet, und indirekt sind damit auch die Spielregeln akzeptiert, die ja zum Teil auch der Zuschauer kennt. Wenn also bei der Live-Sendung ein Politiker plötzlich die Antwort verweigert, kommt das beim Publikum nicht gut an. Warum hat er dann überhaupt zugesagt?

Aber auch das eigentliche Interview wird von Beginn an zum Kräftemessen der verschiedenen Interessen. Der Interviewer möchte, dass seine Fragen beantwortet werden, der Politiker möchte ausweichen – oder noch lieber – vom Thema ablenken. Der Journalist fühlt sich im engen Zeitkorsett unter hohem Erwartungsdruck, der Politiker „spielt auf Zeit“, um Fragen auszuweichen. Der Interviewer pocht auf Antworten, hakt nach, will es konkret. Der Politiker bleibt im Ungefähren, will das aber ausführlich begründen, um damit auch weitere Fragen abzuwehren.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat diesen Rahmen der Interviewsituation im Fernsehen einmal scharf kritisiert:³⁷⁹ Der Auftritt auf dem Bildschirm – so Bourdieu – sei mit regelrechter Zensur verbunden. Thema und Voraussetzungen

379 Bourdieu Pierre (1998, 18-21): Über das Fernsehen.

seien vorgegeben, dauernde Fragen unterbrechen die Argumentation, die Redezeit sei beschränkt. Er empfinde das als symbolische Gewalt. Das Fernsehen verlange Dramatisierung. Es wolle einen „Wirklichkeitseffekt“ zeigen und dadurch erreichen, dass man glaubt, was man sieht. Aber das Medium entscheide zunehmend selber, was man sehen soll, und wer oder was sozial existiert, weil es von der Furcht beherrscht sei, zu langweilen. Bourdieu dokumentierte zugleich, dass es Spielraum bei Verhandlungen um ein Fernsehinterview gibt. So machte er zur Bedingung, in seiner Redezeit nicht begrenzt zu werden, sein Thema frei wählen zu dürfen und nicht von einem Moderator unterbrochen zu werden. Im Jahr 1996 trat er dann zu seinen Bedingungen im Fernsehen auf. Er benutzte das Medium aber lediglich als Bühne für einen Vortrag, wie er ihn ansonsten an der Universität auch gehalten hätte.

Bourdieu spricht ein richtiges Problem an. Ein Wissenschaftler oder ein Politiker ist mehr oder weniger den Entscheidungen des Fernsehens bzw. einer Redaktion ausgeliefert. Die Redaktion entscheidet über den gesamten Ablauf. Wobei allerdings anzumerken wäre, dass auch die Redakteure Gesetzen unterliegen, die mit dem Medium, der Nachrichtenlage und den Erwartungen des Publikums zusammenhängen. Schon wegen des begrenzten Zeitbudgets, das jeder Zuschauer für Information zur Verfügung zu stellen gewillt ist, haben sich bei Bourdieu wahrscheinlich nur wenige Fernsehzuschauer für die 45-Minuten-Version eines Studiogastes entschieden, die dazu noch im Stil einer Vorlesung vorgetragen wurde. Aber vielleicht liegt das auch an Bourdieu, der den Rahmen nicht beachtet hat und außerdem eine falsche Inszenierung wählte.

Das Interview bietet im Gegensatz zu einer Vorlesung eine Interaktion, bei der man gut beobachten kann, wie soziales Handeln die Struktur des Gesprächs prägt. Aus den situativen Umständen ergeben sich die Strategien der Protagonisten, die dann im Interview zusammenwirken, sich bekämpfen, sich beruhigen, zu einem Ziel kommen.³⁸⁰

In Kapitel vier werden mit den hier erarbeiteten Kriterien zwei Fernsehinterviews analysiert. Damit soll demonstriert werden, wie wichtig und nützlich ein wissenschaftlich fundiertes Instrumentarium für eine genauere Untersuchung von Interviews im Fernsehen ist.

3.2.5 Rollenzuweisung – Rollenzurückweisung

Zu Konflikten zwischen den Interviewpartnern kann es kommen, wenn ein Akteur aus seiner Rolle ausbrechen will. Ob der Interviewte die Führung übernimmt oder der Interviewer plötzlich zum Mitdiskutanten wird: In beiden Fällen wird die eigene Rolle nicht angenommen, sondern versucht, sie neu zu eigenen Gunsten zu interpretieren. Es kommt zu Widersprüchen zwischen der Rollenerwartung und der von den Akteuren verfolgten Strategie. Andererseits kann auch ein Widerspruch entstehen, weil verschiedene Gruppen unvereinbare Rollenerwartungen an den Akteur haben.³⁸¹ Er steht dann unter Erwartungsdruck und kann unfähig oder unwillig sein, der Rolle zu entsprechen.³⁸² In politischen Fernsehinterviews können die Akteure

380 Schimank (2010, 24).

381 Schimank (2010, 67 f).

382 Schimank (2010, 75).

in solche Rollenkonflikte geraten, da sie mehrere Rollen miteinander vereinbaren müssen. Sie sind nicht nur Akteure eines bestimmten soziologischen Grundtypus, sondern auch Protagonisten in einem Interview. Und da wird zuweilen das Rollenverhalten neu ausgehandelt. Es geht also um die Interaktion zwischen den Protagonisten, um die Rollen, welche die Mitspieler beim eigentlichen Interview spielen und die Möglichkeiten, die sie haben, um diese Rollen auszufüllen, auszudehnen, aber auch, um sich ihnen zu entziehen.

Journalisten lernen, dass ein Interview grundsätzlich eine asymmetrische Gesprächsform besitzt, indem der eine fragt und der andere antwortet. „Als erstes kommunikatives Ziel nenne ich die Kontrolle des fragenden Teils über den befragten.“³⁸³ So oder so ähnlich steht es in den Lehrbüchern. Indem ein Politiker ein Fernsehinterview akzeptiert, akzeptiert er auch diese Grundregel. So die Position der Journalisten. Der Journalist befragt den Politiker stellvertretend für die Zuschauer. Und immer, wenn er anmahnt, doch auf die Frage zu antworten, bezieht er sich auf diese Regel. Er fordert Antworten im Sinne des Zuschauers. Der Politiker ist also zunächst ganz von den Fragen des Journalisten abhängig. Das kann für ihn aber sehr unbefriedigend sein, wie das Kanzlerduell mit Martin Schulz im September 2017 zeigte. Im Nachhinein beklagten sich ja damals beide Politiker, er wie auch die Kanzlerin, dass wichtige Themen gar nicht angesprochen wurden. Muss man das akzeptieren oder kann man die Spielregeln ignorieren?

Beide, der Politiker wie der Journalist, haben klare Ziele im Blick, die sich nicht unbedingt decken müssen. Der Journalist hofft auf ein Interview, das Newswert besitzt, das lebendig, kontrovers oder emotional ist. Es muss außerdem das Publikum beim Sender halten. Der Inhalt muss trotz der begrenzten Zeit verständlich, die Kernfrage zufriedenstellend beantwortet sein. Vom Interviewer wird erwartet, dass er notfalls nachhakt und auf Klärung besteht. Denn „von Politikern kann man nicht immer erwarten, dass sie bei heiklen Problemen in Interviews klar und deutlich und ohne Verdunklung sprechen.“³⁸⁴ Dabei sollte der Journalist sich darüber klar werden, dass der Interviewte sich freiwillig stellt. „Er kann auch Informationen verweigern, ohne unmittelbare Sanktionen befürchten zu müssen.“³⁸⁵ Allerdings bieten sich dem Interviewer viele Möglichkeiten, zu seinem Ziel zu kommen. Er wird das Interview so zu steuern versuchen, dass er klare und konkrete Antworten auf seine Fragen bekommt. Und wenn er mehrfach vergeblich nachgefragt hat, ist er es dem Zuschauer auch schuldig, zu signalisieren, dass er die Antwort nicht für befriedigend hält.

Besonders konzentriert muss das Interview geführt sein, wenn es live ausgestrahlt wird. Dann haben die Protagonisten keine zweite Chance. Man kann nichts korrigieren. Deswegen sind sie auf ein Mindestmaß an Kooperation angewiesen. Dazu braucht es eine positive Kommunikationsatmosphäre, die gewöhnlich in einem Vorgespräch hergestellt wird. Dabei muss der Journalist glaubwürdig wirken, nicht voreingenommen. Auch bei kritischen Fragen darf er seine neutrale Position nicht verlassen. Und während des Interviews sollte er vermeiden, plötzlich zum Mitdiskutanten zu werden.

383 Schwitalla (1979).

384 Schwitalla (1979, 58).

385 Ecker et al. (1977, 24).

Bei Interviews mit erfahrenen und streitlustigen Politikern sind diese auch zuweilen aus ihrer Rolle ausgebrochen. Sie haben sich gegen das ihrer Meinung nach zu strenge Korsett der Interviewform gewehrt, das sie zwingt, nur konkret auf Fragen einzugehen, anstatt ihre eigene Position ausführlich und stringent zu erläutern. Sind sie dabei im Recht? Oder lassen sich die Regeln auch anders formulieren und vor allem begründen? Es gehöre zur Ernsthaftigkeit einer verbalen Auseinandersetzung und lasse sich auch aus der Sprechakttheorie ableiten, so heißt es in einer Untersuchung über institutionelle Sprechhandlungen, dass es dem Interviewer nicht erlaubt ist, Fragen zu stellen, die gegen die vorher getätigte Abmachung über das Thema des Interviews verstoßen. Der Interviewte seinerseits verstoße gegen die Bedingungen der Ernsthaftigkeit, wenn er die Folgehandlung, also die Antwort auf die Fragen, nicht ausführt, obwohl er die Äußerung des Sprechers verstanden und akzeptiert hat.³⁸⁶

Aber wie sich auch schon bei der Diskussion über das ethnologische Interview gezeigt hat, können unterschiedliche Rollenbeziehungen zwischen Fragenden und Antwortenden zu unterschiedlichen Ergebnissen führen. Auch bei journalistischen Interviews kommt es auf die Herangehensweise an. Der Interviewer kann die Rolle des mitfühlenden, des neutralen oder des unerbittlichen Fragers einnehmen, sich eher distanziert oder mehr persönlich geben.

Auch der Politiker hat verschiedene Möglichkeiten, auf den Frager zu reagieren. Will er sich kooperativ verhalten oder eher ausweichend? Lässt er sich auf den Journalisten ein oder nimmt er sich vor, andere Aspekte ins Gespräch einzuführen, die er unbedingt ansprechen will? Versucht er, möglichst viel Redezeit zu besetzen oder lässt er sich auf die Sequenz von Frage und Antwort ein?

Ecker et al. definieren deshalb die Rollenverteilung zurückhaltender: Die Aufgabe des Interviewers bestehe darin, „Anreize zur Informationsabgabe durch den Interviewten zu geben“, also Frage um Frage zu stellen, auf Entgegnungen einzugehen, bei Unklarheiten nachzubohren, Begründungen zu verlangen. „Das heißt: Informationsgewinnung wird in ihrem Entstehungsprozeß vorgeführt“, durch ein „kommunikative[s] Rollenspiel“.³⁸⁷ Dabei muss der Journalist allerdings damit rechnen, dass Interviewte implizit ihre eigenen kommunikativen Ziele verfolgen, obwohl sie die Fragen des Interviewers scheinbar beantworten.³⁸⁸ Jedenfalls müssen beide Interviewpartner damit rechnen, dass die Verteilung der Rollen wie in jeder Konversation auch im Interview zwischen den Teilnehmern ausgehandelt wird.³⁸⁹

Politiker korrigieren Fragen, schlagen eine andere Vorgehensweise vor, stellen fest, dass man am Kern des Problems vorbeiredet, oder sie versuchen, den Journalisten in eine Diskussion zu verwickeln („Was hätten Sie denn in dieser Situation gemacht?“), aus der dieser möglicherweise nicht mehr herausfindet. Alles scheint erlaubt, solange

386 Doll (1979, 297).

387 Ecker et al. (1977, 59).

388 Lauerbach (2001, 197-214).

389 Cmejrková Svetla (2000, 107-116): *Media Dialogue as a Genre of Public Oral Discourse* in: Bondi Marina et al. (Hg.): *Dialogue Analysis 2000*.

der Interviewgast sich nicht buchstäblich weigert, Fragen zum Thema zu beantworten. Denn das würde ihm beim Publikum schaden. Aber er kann sich eben indirekt weigern oder bei Live-Interviews versuchen, Zeit zu gewinnen.

Der englische Philosoph Herbert Paul Grice spricht von einem Kooperationsprinzip, dem sich die Gesprächsteilnehmer nicht entziehen können. Wenn sie gegenseitig auf ihr Gesprächsangebot eingegangen seien – und das taten sie, indem sie sich für das Interview verabredeten – dann hätten sie auch gewisse Verpflichtungen: „Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird. Dies könnte man mit dem Etikett *Kooperationsprinzip* versehen.“³⁹⁰ Das Kooperationsprinzip schließt allerdings nicht aus, dass mehr gemeint als gesagt wird. Grice nennt solche Zweideutigkeiten oder indirekte Anspielungen Implikaturen, weil sie mehr implizieren als aussprechen. Dies muss das Gegenüber und der Zuhörer aber auch erkennen und verstehen können, wenn das Kooperationsangebot eingehalten werden soll.

Die Frage ist, ob die Interviewpartner diese Kooperationsbereitschaft mitbringen. In jedem Fall steht einer „idealen Sprechsituation“, wie Habermas sie beschreibt, einiges im Wege.³⁹¹ Die Diskursituation beim Interview ist nicht, wie von Habermas gefordert, symmetrisch und frei von Realitätszwängen, bis ein Einverständnis herbeigeführt ist.³⁹² Und das vorrangige Ziel dabei ist auch nicht, einen Konsens zu erreichen. Auch Politiker sind nicht frei in ihren Äußerungen: Sie müssen sich mit den Zielen ihrer Partei identifizieren, auch wenn sie gleichzeitig versuchen, eine eigene Position zu vertreten. Andererseits können sie auch unglaubwürdig werden, wenn sie diese dann eingenommene Position wieder ändern, damit sie letztlich mit der ihrer Partei übereinstimmt.³⁹³

Der Zuschauer braucht ausreichend Medienkompetenz, um den Ablauf eines Interviews einschätzen zu können. Er muss die journalistischen Regeln kennen, um zu verstehen, warum sie in bestimmten Situationen in Frage gestellt werden. Es ist nicht ungehörig, wenn der Journalist nachhakt, auf Antwort besteht. Und es ist nicht zu akzeptieren, wenn der Politiker nur ausweichend antwortet.

3.2.6 Das Publikum

Zu Beginn dieses Abschnitts über das Rollenverhalten wurde schon angemerkt, dass neben dem Interviewer und seinem Gast immer noch ein Dritter im Spiel ist: Das Publikum. Aber handelt es sich beim Publikum überhaupt um einen Akteur im Sinne der Akteurtheorie, wie sie beispielsweise Schimank versteht? Sind die Zuschauer überindividuelle Akteure?³⁹⁴ Dazu müssten sie aber nach Schimank von gemeinsa-

390 Grice Herbert Paul (1967, 41-58): *Studies in the Way of Words*. Harvard University Press.

391 Habermas Jürgen (1995, 170): *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*.

392 De Angelis Gabriele (1999, 67): *Die Vernunft der Kommunikation und das Problem einer diskursiven Ethik*.

393 Bollow (2007: 56 f).

394 Schimank (2010, 82).

men Normen angetrieben werden, die auch vom sozialen Umfeld so erwartet und eingefordert werden. Sie müssten außerdem eine Strategie entwickeln, um ihre Ziele durchzusetzen.

Die Interessen des Fernsehpublikums werden durch die Aufsichtsgremien, die Rundfunkräte in der ARD, den Fernsehrat im ZDF und die Landesmedienanstalten bei den Privatsendern vertreten. Diese Gremien sollen in ihrer Zusammensetzung die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen repräsentieren. Sie wachen z. B. über die Ausgewogenheit, Vielfalt und Politikferne des Programms. Direkten Einfluss auf die Programmplanung und -gestaltung haben sie aber nicht. Sie treten eher indirekt, als Interpreten und Advokaten des Publikums, auf. Auch sind beim Publikum kaum strukturelle Voraussetzungen wie eine gemeinsame Organisation, Strategien oder konkrete Handlungsziele vorhanden. Es reagierte zumindest vor den Zeiten des Internet meist passiv, auch wenn sich sein Einfluss durch Messdaten im Laufe der Jahrzehnte verstärkt hat. Trotzdem besaß es kaum Fähigkeiten zur kollektiven Willensbildung und effektiven Steuerung des Handelns der „Mitglieder“³⁹⁵, auch wenn dies zuweilen versucht wurde.³⁹⁶

Andererseits war das Publikum auch schon vor der Digitalisierung nicht gänzlich ohne Einfluss und besaß Möglichkeiten, auf die Programme mit Zustimmung oder Ablehnung zu reagieren. Zu Beginn des Fernsehzeitalters in Deutschland bestand diese Einflussnahme aber vor allem aus Leserbriefen an die zuständigen Redaktionen oder an die Fernsehzeitungen. Die ersten Messungen des Zuschauerverhaltens waren einfach, umständlich zu erhalten und ließen nur vage Rückschlüsse auf das Fernsehverhalten zu. Anfangs wurden diese Ergebnisse noch über Telefon gesammelt und dann in schriftlicher Form an die Sender verschickt. Das dauerte über eine Woche. Man kann sich vorstellen, dass allein durch diesen Zeitverzug der Einfluss der Daten nur gering war. Zunehmend bot sich Zuschauern auch die Möglichkeit, bei Live-Sendungen oder am Telefon ihre Meinung zum Programm oder zur Sendung zu äußern.

Im Laufe der Jahre wurde die Quotenmessung immer wieder ausgeweitet. 1963 waren 625 Haushalte erfasst, 1974 lag die kleinste messbare Zeiteinheit bei einer Minute, seit 1995 wird jede Sekunde erfasst. Das heißt, man kann exakt feststellen, an welchem Punkt einer Sendung Zuschauer zu- oder abschalten, und die Redaktion kann ihre Schlüsse daraus ziehen. Sie weiß jetzt nicht nur, ob und wie ihr Format funktioniert, sie kann auch durch den Vergleich mit anderen gleichzeitig laufenden

395 Mayntz Renate (1995): Der Ansatz des akteurzentrierten Institutionalismus, in: Mayntz Renate/Scharpf Fritz W. (Hg.): Gesellschaftliche Selbstregulung und politische Steuerung.

396 Fröhlich Romy (1994, 157): Rundfunk-PR im Kontext. Darin beschreibt die Autorin, dass Anfang 1973 erstmals in der Geschichte des Rundfunks in der Bundesrepublik versucht worden sei, eine Interessengemeinschaft des Fernsehpublikums, eine Art Verbraucherorganisation, zu gründen. Die Gründer wollten damit gegen das „ständig sinkende Programmniveau und gleichzeitig Millionenausgaben von ARD und ZDF“ protestieren.

Sendungen feststellen, wann Zuschauer wohin abwandern. Seit dem 1. Januar 2019 beläuft sich die Zahl der abgefragten Haushalte auf 5 200. Mehr als 10 000 Personen sind damit durch das Panel erfasst.³⁹⁷

Ab dem Jahr 2000 wurden die Zuschauer zusätzlich nach den sogenannten Sinus-Milieus ausgewertet. Dieses Modell teilt die Zuschauer nach unterschiedlichen soziologischen Zielgruppen ein, nach „gesellschaftlichen Leitmilieus wie den Traditionalisten, Konservativen, Bürgerlichen, Liberalen bis Hedonisten“.³⁹⁸ Dazu stehen noch weitere Informationen zur Verfügung: Die Altersstruktur der Zuschauer, ihr Geschlecht, ihr Bildungsstand. Die Fernsehmacher wissen also genauer, welche Zuschauer von einer Sendung angesprochen werden und welche Gruppen bisher vielleicht vernachlässigt worden sind. Daneben werden regelmäßig Rankings zu den Themen veröffentlicht, die den Zuschauern gerade besonders auf den Nägeln brennen. Auch diese Informationen fließen in die Programmplanung ein. Die Medienforschungsabteilungen der Sender geben außerdem auch eigene Analysen in Auftrag. Sie probieren neue Formate bei ausgewählten Zuschauern aus, testen Moderatoren. Je genauer die Messdaten des Zuschauerhaltens wurden, desto präziser ist solches Verhalten an den Quoten ablesbar. Dadurch macht der Zuschauer indirekt eine Aussage über die Qualität des Programms und übt damit zweifellos mehr und mehr Einfluss aus. Allerdings ist das Hin- und Wegzappen meist nicht mit einer bewussten Abstimmung über eine bestimmte Sendung gleichzusetzen, geschweige denn, dass der Zuschauer sich dabei absichtlich strategisch verhält, indem er Programme unterstützt oder ablehnt. Dies wiederum schwächt seinen Einfluss.

Bei politischen Sendungen, und damit auch bei politischen Interviews, ist die Situation noch etwas komplizierter. Denn ob die Sendung gefällt oder nicht, hängt auch von konkreten politischen Vorlieben ab. Und mehr noch als bei anderen Sendungen ist das Publikum in verschiedene Teilpublika aufgesplittert. Zum einen dürfte die Akzeptanz also sehr vom Bildungsniveau und dem Sachverstand zu politischen Themen abhängen. Zum anderen spielt bei der Zustimmung oder Ablehnung eines Interviews die persönliche politische Hingezogenheit zu einer Partei eine wichtige Rolle.

Seit dem Jahr 2016 werden auch die Zuschauer erfasst, die das Fernsehen über Internet empfangen. Mit den sozialen Medien hat auch der direkte sprachliche Austausch zwischen Fernsehredaktionen und Nutzern zugenommen. So gibt es inzwischen eine Fülle von Daten über das Zuschauerverhalten, das auch in die Programmplanung miteinfließt. Man weiß auch besser, zu welcher Uhrzeit, an welchem Wochentag bestimmte Formate besser platziert sind, weil man genauer das Lebensgefühl des Publikums kennt. Der Zuschauer bleibt trotzdem weiterhin ein ziemlich passiver Akteur. Aber das Bild von ihm, von seinen Wünschen und Vorlieben, wird klarer.

397 Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung (2021): Geschichte der AGF, <https://www.agf.de/agf/geschichte>, und: Bundeszentrale für politische Bildung (30.8.2012): Die gegenwärtige Zuschauerforschung durch die GfK, <https://www.bpb.de/147511/zuschauerforschung-durch-die-gfk>

398 ARD-Werbung (2021): Sinus_Milieus, <https://www.ard-werbung.de/marktdaten/typologien-zielgruppen/sinus-milieus/?tab=0>

Umstritten ist, wie sehr Umfragen zur Themenpräferenz das Informationsprogramm mitentscheiden sollten. Umfragen geben Augenblicksstimmungen wieder. Außerdem interessieren manche Themen weniger, wenn sie – aus aktuellen Gründen – zu lange auf der Agenda stehen. Wie unterschiedlich die Gründe für die Nachrichtenauswahl schon bei Journalisten sind, hat die Nachrichtenwertforschung gezeigt. Vielleicht gibt es auch wichtige Themen, die nur deswegen vom Publikum nicht besonders geschätzt werden, weil dafür geeignete Sendeformate fehlen. Wenn also vor einigen Jahren vor allem Bildung und Europa nicht zu den Lieblingsthemen der Zuschauer gehörten, so muss das nicht unbedingt damit zu tun haben, dass diese Themen den Bürgern nicht wichtig erschienen. Vielleicht waren einfach die dazu angebotenen Formate nicht interessant genug.

Etwas mehr Aufschluss darüber, wie Zuschauer Fernsehinterviews mit Politikern wahrnehmen, brachte in den Jahren zwischen 1995 und 2000 eine wissenschaftliche Untersuchung, bei der knapp 300 Zuschauer über ihre Haltung zu TV-Interviews befragt wurden. Es handelte sich um Personen, die an durchschnittlichen Aktualitätstagen regelmäßig Interviews in einer Länge von 3 bis 6 Minuten ansahen.³⁹⁹ Dabei wurde festgestellt, dass besser informierte Zuschauer zufriedener mit den Interviews sind als weniger gut informierte. Ältere Zuschauer loben die Interviews im Allgemeinen ebenso wie Informationshungrige und Vielseher.⁴⁰⁰ Zuschauer mit Interesse an sozialem Kontakt erwarten vom Interviewer, dass er sich als Anwalt des Zuschauers fühlt, das Gespräch klar strukturiert, kritische Fragen stellt und nachhakt, die Zügel in der Hand behält, auch einmal provoziert.⁴⁰¹ Zuschauer, die vor allem einen Informationsnutzen von den Interviews erhoffen, verlangen von den Journalisten ausdrücklich mehr zielorientierte Gesprächsführung.⁴⁰² Ein großer Teil des Publikums wünscht, dass der Interviewer das Gespräch aktiv steuert und kritisiert, anstatt es einfach laufen zu lassen.⁴⁰³ Vor allem gut informierte Zuschauer betonen, dass der Journalist eine aktivere, kritischere Rolle spielen solle. Sie schalten weg, wenn das Gespräch sozusagen ohne Biss ist.

Leider liefern solche Untersuchungen selten Aufschlüsse darüber, wann und warum Zuschauer eine Sendung für gelungen halten und wann nicht. Vielleicht hängt das auch damit zusammen, dass sich viele Zuschauer bei komplizierten politischen Themen überfordert fühlen und deswegen kaum noch zu kritischer Beobachtung in der Lage sind. Insgesamt jedenfalls sind informierte Zuschauer deutlich kritischer gegenüber dem Politiker, aber auch gegenüber dem Interviewer. D. h. auch, dass sich Politiker gerade bei politisch Interessierten wohl kaum hinter Allgemeinplätzen verstecken können. Durch das Internet und vor allem durch die sozialen Medien hat sich die Situation stark verändert. Neue Akteure für Information sind dazugekommen, das Verhältnis zwischen Nutzer und Journalist wandelt sich. Es ist rauer, direkter und respektloser geworden. Aber es gibt auch die User, die genau im Netz recherchieren, bevor sie selbst Fragen an Politiker richten.

399 Bommert Hanko et al. (2002): TV-Interviews im Urteil der Zuschauer.

400 Bommert et al. (2002, 63-81).

401 Bommert et al. (2002, 114).

402 Bommert et al. (2002, 151).

403 Bommert et al. (2002, 158).

Es scheint, als müsse man mit dem Publikum als Akteur in Zukunft noch stärker rechnen. Seine Position ist auch durch die weitere Ausdifferenzierung der Programme und die Fülle neuer Angebote im Internet gestärkt worden. Es entscheidet von Sekunde zu Sekunde neu, ob es bei einem Anbieter bleiben oder die Plattform wechseln soll. Und die Anbieter von Programmen erleben auch immer mehr diese Volatilität des Nutzers. Wer nicht reagiert, wird vielleicht bald nicht mehr wahrgenommen.

Erkennt der Zuschauer, dass Fernsehen eine Inszenierung ist, auch wenn er diese nicht in allen Punkten durchschaut? Er ist zumindest nicht völlig naiv, was diese Frage angeht. „Wir können sehr gut zwischen Sein und Schein unterscheiden“,⁴⁰⁴ behauptet Angela Keppler, auch wenn sie damit zunächst Unterhaltungsprogramme meint. Keppler hat vor allem in fiktionalen Programmen untersucht, wie Zuschauer mit der medialen Darstellung von Geschichten umgehen. Können sie noch die Wirklichkeit von einer Spielserie unterscheiden? Ergebnis: Sie können. Der Zuschauer nehme dabei fast gleichzeitig unterschiedliche Blickwinkel ein. Zum einen identifiziere er sich mit der Situation, leide oder freue sich, wenn entsprechende Schicksale erzählt werden. Gleichzeitig sei er sich der Distanz bewusst, die er zum Geschehen hat. Er erkenne, dass die Geschichten, die vor allem in Serien erzählt werden, schon durch ihren Aufbau nicht mit dem wirklichen Leben zu verwechseln, dass sie konstruiert sind.⁴⁰⁵

Bei Talkshows mit „normalen“ Menschen gebe es die gleiche Ambivalenz zwischen Identifikation und Distanz: Die Zuschauer möchten andere möglichst unverstellt wahrnehmen können, und sei es auch nur im Rahmen einer Inszenierung dieser Natürlichkeit.⁴⁰⁶ Das hänge mit einem grundsätzlichen Interesse der Menschen an anderen Menschen zusammen. Gleichzeitig sind sich die meisten Zuschauer bewusst, dass diese Natürlichkeit oft nur gespielt ist. Die Distanz zu den Figuren der Talkshows rühre daher, dass ein Gespräch nur suggeriert werde, es aber eigentlich keines ist. Eigentlich sei alles zuvor zwischen den Teilnehmern abgesprochen. Damit sind sicher vor allem die Nachmittagstalkshows Ende der 90er Jahre gemeint.

Bleibt noch die Frage zu beantworten, ob der Zuschauer nach der Definition von Schimank als echter Akteur angesehen werden kann. Zweifellos weiß man heute viel mehr über die Ansichten, Wünsche, Meinungen der Zuschauer als in den Anfangsjahren des Fernsehens. Und seit es Internet gibt, haben die Rückmeldungen weiter zugenommen. Es gibt zahllose Daten über die Milieus, das Bildungsniveau oder den Familienstand der Zuschauer. Und die sekundengenauen Quoten können fast wie eine Abstimmung über das Programm gelesen werden. Aber wie schon angemerkt, spielen Zuschauer trotzdem keine aktive kritische Rolle. Zu vielfältig sind die Gründe fürs Umschalten. Wer den Sender wechselt, entscheidet sich oft gegen das bei ihm laufende, aber in vielen Fällen vor allem für ein anderes Programm. Ob das aus Langeweile geschieht oder, weil im anderen Programm ein attraktiveres Angebot läuft, ist unklar. Damit ist der Zuschauer in seiner Rolle als Akteur noch immer reduziert. Bei den vielen Möglichkeiten aber, die neue Techniken bieten, scheinen die Alternativen, Zuschauer aktiver einzubinden, längst nicht erschöpft. Das gilt sowohl für Sendungsangebote wie Optionen der Zusammenarbeit bei gemeinsamen Projekten.

404 Keppler (1994, 17).

405 Keppler (1994, 28-31).

406 Keppler (1994, 46).

3.3 Mikrostrukturen

Im vorigen Teil haben wir uns mit den Makrostrukturen von Rollenverhalten beschäftigt. Es ging um Typisierungen von Akteuren, um die Handlungsantriebe und Dynamiken, mit denen man bei bestimmten Akteurskonstellationen rechnen kann. Daraus können sich wichtige strukturelle Hinweise für den Ablauf eines Gesprächs ergeben.

In diesem Abschnitt sollen die Akteurrollen weiter untersucht werden, wobei wir uns jetzt mit Mikrostrukturen beschäftigen. Es geht also, wie eingangs dieses Kapitels schon angekündigt, um Gesetze des Alltagshandelns. Gibt es Strukturen von intersubjektivem Handeln, die nach bestimmten Gesetzen ablaufen? Lassen sich daraus Typologien entwickeln? Sowohl die Regelmäßigkeit dieser Gesetze wie auch das Durchbrechen solcher Regeln gäben dann wichtige Anhaltspunkte dafür, wie intersubjektives Verstehen funktioniert und ob es in dem speziellen Fall funktioniert hat. Diese Beobachtungen könnte man sich auch für Interviews zunutze machen. Zum einen hat der Interviewer sicher ein Interesse daran, dass ein Gespräch sich innerhalb eines stabilen Rahmens entwickelt. Es kann aber auch Situationen geben, wo der Moderator wünscht, ein Interview aus einer gewissen Lethargie zu mehr Dynamik hin zu entwickeln, indem er solche Regeln unterläuft.

Dazu können Erkenntnisse der Konversationsanalyse nützlich sein, die anschließend behandelt werden. Die Konversationsanalyse beobachtet, wie Gesprächspartner auf Stimuli oder Irritationen wie Unterbrechungen, ins Wort fallen oder Nachhaken reagieren. Daraus ergeben sich weitere Steuerungsmöglichkeiten für den Interviewer. Damit sind die wichtigsten Instrumente zur Analyse von Interviews vorgestellt, die anschließend bei der Analyse zweier Interviews erprobt werden sollen.

3.3.1 Gesetze des Alltagshandelns

Mit den Gesetzen des Alltagshandelns beschäftigt sich vor allem die Wissenschaft der Ethnomethodologie, die der amerikanischen Soziologe Harold Garfinkel ab den 1960er Jahren entwickelt hat. Die Ethnomethodologie hat sich aus der Wissenssoziologie entwickelt. Garfinkel beruft sich mit seinen Überlegungen auf den deutschen Soziologen Alfred Schütz, der über die Beschäftigung mit Husserls Phänomenologie angeregt wurde, in der normalen Lebenswelt⁴⁰⁷ Sinnstrukturen des Alltagslebens zu suchen. Wie Schütz forschte auch Garfinkel nach Gesetzen und Regeln, die den Handelnden im Alltag leiten und dadurch seine Aktionen auch für das Gegenüber verstehbar machen. Es geht also um „the conditions under which a person makes continuous sense of the world around him“.⁴⁰⁸

407 Den Begriff hatte Schütz von Edmund Husserl übernommen.

408 Garfinkel Harold (1952, 1): *The perception of the other. A study in social order*, zitiert nach: Bergmann Jörg R. (2011, 227): Harold Garfinkel, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 40, Heft 4.

Dass soziale Beziehungen bis zu einem bestimmten Grad typisiert sind, haben schon die Akteurmodelle gezeigt. Mit den Modellen lässt sich ein bestimmtes Rollenverhalten zuordnen. Garfinkel war der Überzeugung, dass es auch unterhalb dieser Akteurmodelle Typisierungen gibt, die das Verhalten von Menschen in intersubjektiven Begegnungen leiten. Im Gegensatz zu den Akteurmodellen, bei denen es um Handlungsrollen geht, werden hier immer wiederkehrende Elemente des täglichen Handelns in ihrem Ablauf beobachtet. „Diese Wirklichkeit ist die alltägliche Lebenswelt. Sie ist der Wirklichkeitsbereich, an dem der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt.“⁴⁰⁹

Garfinkel wollte untersuchen, wie soziale Begegnungen verlaufen und in welchen Schritten das geschieht. Gibt es Abläufe oder Segmente von Interaktionen, die Menschen in bestimmten sozialen Situationen immer wieder ähnlich benutzen, wie es auch bei Frage und Antwort geschieht? Die Akteurmodelle schienen ihm dafür nicht ausreichend zu sein, weil sie auf ihre Typisierungen reduziert seien und nicht die subjektive Perspektive und die konkrete Handlung im Blick hätten. „As a topic and methodological ground for sociological inquiries, the definition of the common sense world of everyday life, though it is appropriately a project of sociological inquiry, has been neglected.“⁴¹⁰

Neben der Lebenswelt-Soziologie von Alfred Schütz hat Garfinkel auch Anregungen aus der Ethnologie übernommen. Ähnlich sind nicht nur die Themenfelder, sondern auch die empirischen Methoden, nach denen beide vorgehen. Wie die Ethnologie will die Ethnomethodologie das Verhalten in alltäglichen Verrichtungen Schritt für Schritt analysieren, ohne sich vorschnell auf Theorien oder Erklärungen festzulegen. Deswegen legt sie wie auch die Ethnologie Wert auf ein minutiöses Protokoll über den Ablauf dieser Alltagshandlungen. Die Interaktionen sollen genauestens beschrieben und dokumentiert werden. Nicht nur die Handlungen selbst, sondern auch kleinste Zeichen wie längeres Schweigen, Zögern, Mimik, Gestik, die Distanz zwischen den beiden Sprechern – alles kann eine Bedeutung haben.⁴¹¹

Statt einer Transkription setzen die Ethnomethodologen wie die Völkerkundler vorwiegend Band- oder Videoaufnahmen ein. So kann das Geschehen hinterher noch mehrfach begutachtet und auch von anderen Wissenschaftlern überprüft werden. Dabei kommt es, wie gesagt, auf jedes Detail an.⁴¹²

Im Gegensatz zu den Akteurmodellen, bei denen es um Handlungsrollen geht, betont Garfinkel für die Ethnomethodologie die „nicht auflösbare Indexikalität“.⁴¹³ Das heißt, die Verhaltensweisen sind kontextgebunden und ergeben erst Sinn in der konkreten Situation. Diese Theorie der indexikalischen Ausdrücke übernahm Garfinkel

409 Schütz Alfred/Luckmann Thomas (1975, 23): Strukturen der Lebenswelt.

410 Garfinkel Harold (1967, 36): Studies in Ethnomethodology.

411 Garfinkel (1967, 77-96).

412 Bergmann Jörg R. (1994, 3-16): Ethnomethodologische Konversationsanalyse, in: Fritz Gerd/Hundsniß Franz (Hg.): Handbuch der Dialoganalyse.

413 Bergmann Jörg R. (1988, 3): Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 1.

von Charles Peirce.⁴¹⁴ Die Ethnomethodologie interessiert sich dabei weniger für die Akteure, sondern mehr für die Handlungsabläufe, für Schemata und Typisierungen, die sich daraus ableiten lassen.

Die Ethnomethodologie arbeitet also wie die Ethnologie vorwiegend empirisch. Deswegen sollen die Forscher auch nicht vorschnell Erklärungen suchen und Beobachtungen einordnen, weil man sonst leicht etwas übersehen könnte. Garfinkel möchte damit erreichen, dass die Wissenschaftler sich auf das Beobachten und Beschreiben konzentrieren. Es gehe darum, zu verstehen, was bei solchen Interaktionen ablaufe, und nicht, warum es so ablaufe. Psychologische Erklärungen oder theoretische Analysen lehnt er ab. Das führe sonst womöglich dazu, den Beobachtungen zu wenig und den Theorien zu viel Wichtigkeit beizumessen und damit falsche Schlüsse zu ziehen. Denn die ethnomethodologischen Erkenntnisse „widersetzen sich prinzipiell einer Kanonisierung allgemeiner methodischer Regeln.“⁴¹⁵

In jedem sozialen Gebilde, jedem Ethnos, sei es eine Gruppe, ein soziales Milieu oder die Gesellschaft insgesamt, gebe es typische Methoden, mit denen die Individuen ihren Alltag bewältigten und eine gemeinsame Wirklichkeit konstruieren.⁴¹⁶ Diese Wirklichkeit gelte es herauszufinden. Die Ethnomethodologie versuche, „zu rekonstruieren, wie wir die Wirklichkeit [...] in unserem tagtäglichen Handeln und sozialen Umgang miteinander als eine faktische, geordnete, vertraute, verlässliche Wirklichkeit hervorbringen.“⁴¹⁷ Auch Garfinkels Skepsis gegen zu schnelle Erklärungen geht ebenso wie sein Interesse für die Erforschung des Alltags auf den Einfluss von Alfred Schütz und die Phänomenologie Edmund Husserls zurück. Auch Husserl wie Schütz fordern, sich vorschneller Weltdeutung zu enthalten, weil das Bewusstsein schon immer ein Bewusstsein von etwas und damit vorgeprägt sei. Kultur und Tradition würden uns den Blick auf die Phänomene verstellen.⁴¹⁸

Handlungssequenzen

Die meisten Handlungen laufen in Sequenzen ab: Auf eine Frage erfolgt eine Antwort, auf eine Begrüßung ein Gegengruß. Wenn die Sequenz anders abläuft, also z. B. der Befragte stumm bleibt oder ein anderes Thema anspricht, wenn der Begrüßte nicht reagiert, dann sind wir irritiert und suchen nach einer Erklärung. Wir handeln also innerhalb eines Ordnungsrahmens. Ohne ein solches Ordnungssystem wäre nicht nur unser Alltag voller Missverständnisse. Wir würden auch nicht einmal merken, wenn jemand „aus dem Rahmen fällt“.⁴¹⁹ Offenbar gibt es für unterschiedli-

414 Christians Clifford (2019, 167): Media Ethics and Global Justice in the Digital Age.

415 Bergmann Jörg R. (1980, 16): Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Schröder Peter/Steger Hugo (Hg.): Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für Deutsche Sprache.

416 Abels Heinz (2009, 87): Ethnomethodologie, in: Kneer Georg/Schroer Markus (Hg.): Handbuch Soziologische Theorien.

417 Bergmann (1988, 3).

418 Galinski Agathe (2004, 7): Zweierlei Perspektiven auf Gespräche: Ethnomethodologische Konversationsanalyse und Diskursanalyse im kontrastiven Vergleich.

419 Galinski Agathe (2004, 13).

che Situationen unterschiedliche Regeln, die wir intuitiv gebrauchen. Garfinkel und andere haben auf diese Weise verschiedene scheinbar banale Alltagssituationen untersucht: Wie verhält man sich im Restaurant, wie beim Einkauf, in der Apotheke oder beim Arztbesuch? Welche Regelsequenzen laufen dabei ab? „Im Vollzug [ihrer] Handlungen setzen die Akteure Techniken und Verfahren ein, um eben diese Handlungen als sinnvoll und vernünftig erscheinen zu lassen“ so Bergmann. „Mittels dieser Techniken werden Handlungen noch während ihrer Ausführung identifizierbar, verstehbar, beschreibbar, erklärbar [...] gemacht.“⁴²⁰

Es geht um die Strukturen solcher praktischer Alltagsregeln, aber es geht auch um die Abweichungen. Das Übertreten einer Gesetzmäßigkeit verrät vielleicht mehr als ihre Einhaltung, weil wir für die Normalität oft blind sind. Wie reagiert das Gegenüber, wenn eine Person nicht den üblichen Ritualen folgt? Kommt es dann zu Irritationen, und wie drücken diese sich aus? Kann eine Abweichung auch stimulierend wirken, so dass dann der Fortgang der Handlung ganz anders verläuft? Das sind Fragen, die auch für den Ablauf eines Interviews große Bedeutung haben.

Krisenexperimente

Um solche Alltagsregeln und auch deren Missachtung zu testen, führte Garfinkel mit seinen Studenten immer wieder sogenannte Krisenexperimente (breaching experiments) durch. Alltagshandlungen wurden durch ungewohnte Reaktionen durchbrochen, so dass sie ihren ursprünglichen Sinn verloren. Indem die anderen Akteure verständnislos oder irritiert darauf reagierten, bestätigten sie die Existenz der Regeln, die normalerweise gelten und von denen die Krisenexperimente nur eine Abweichung waren. Damit beweisen sie indirekt deren Gültigkeit: „Procedurally it is my preference to start with familiar scenes and ask what can be done to make trouble.“⁴²¹

In einem Fall behandelte eine Studentin ihre Eltern zu Hause wie Fremde. Sie siezte sie, sie ignorierte sie. Ein anderes Experiment fand in einem Restaurant statt. Ein Gast wurde wie ein Kellner behandelt. Man wollte Bestellungen bei ihm aufgeben oder erbat Serviceleistungen von ihm. Der Gast fand das nicht amüsant.

Eines der Krisenexperimente hatte geradezu dadaistische Qualität: Studenten aus Garfinkels Seminar hatten in einem Supermarkt die Verhaltensregeln sozusagen auf den Kopf gestellt. Sie nahmen die Waren nicht aus den Regalen, sondern aus den Einkaufswagen anderer Kunden und gingen weiter, als sei das nicht der Rede wert. An der Kasse drängelten sie sich an der langen Schlange vorbei, um vor den anderen abkassiert zu werden. Sie taten damit nichts Verbotenes, aber die empörte Reaktion der anderen Kunden bewies, dass ihr Verhalten nicht dem Standard entsprach. Auch Erving Goffman hat einen Test mit einem solchen Krisenexperiment gemacht: Eine

420 Bergmann (1994, 6).

421 Garfinkel (1967, 37).

Person entsorgte absichtlich den Müll, aber nicht wie üblich in den Abfalleimer, sondern auf die Straße. Die deutliche Reaktion bei diesem Experiment zeigte, dass hier eine besonders starke Verhaltensnorm missachtet wurde.⁴²²

In einem seiner bekanntesten Krisenexperimente wollte Garfinkel beweisen, dass die Reaktion bei Verstößen nicht nur ab und zu, sondern regelmäßig auftritt. Die Reaktionen auf das Verhalten hängen also nicht von besonderen Umständen oder Zufällen ab. Sie treten immer ein, was noch einmal die Regelmäßigkeit des eigentlich erwarteten Handlungsablaufs bestätigt. Wie verhalten sich Akteure typischerweise beim Grüßen im Alltag? Die Frage „Wie geht’s?“ ist normalerweise – nicht nur im Englischen – eine Formel, die nicht ernsthaft und ausführlich beantwortet werden muss. Im Experiment taten aber die Studenten genau dies. Sie beantworteten die Floskel im Detail oder fragten nach, ob das Gegenüber das physisch oder psychisch gemeint habe. Die Reaktionen waren immer vom gleichen Unverständnis begleitet. Garfinkel zeigte also mit seinen Krisenexperimenten die Regelmäßigkeit des Alltagshandelns, indem er sie durch Verstöße und die Reaktionen darauf sichtbar machte.

Welches Potential für das journalistische Interview in den Erkenntnissen der Ethnomethodologie steckt, lassen schon die Krisenexperimente erahnen. Zum einen zeigen sie einen Weg, wie man bei schwierigen Gesprächspartnern, komplizierten Themen oder einem knappen Zeitbudget für das Interview den Ablauf so steuern kann, dass das Gespräch im Rahmen bleibt, einen voraussehbaren Ablauf nimmt. Die Regelmäßigkeit garantiert Stabilität. Zum zweiten haben Verstöße gegen die Regeln offenbar eine provozierende, manchmal auch geradezu komische Wirkung. Regelverstöße, das zeigen die Krisenexperimente, können provozierend wirken, unsicher machen, aber auch für etwas Humor in einem Interview sorgen. Natürlich hängen die Folgen solch gezielter Irritationen durch den Interviewer auch vom Selbstbewusstsein des Gastes ab.

3.3.2 Konversationsanalyse

Schon bei seinen ethnomethodologischen Untersuchungen hatte Garfinkel entdeckt, dass die Regeln vom Alltagshandeln sich auch sprachlich ausdrücken. Begrüßungen bestehen aus formelhaften Sequenzen. So wird z. B. die Frage „Wie geht’s?“ üblicherweise mit Formeln wie „Gut, und Dir?“ beantwortet. Bald erweiterte Garfinkel seine Methoden auf Konversationen, was sie auch für das journalistische Interview noch interessanter macht. Er suchte nach situativen Interaktionsabläufen, nach verbalen wie körpersprachlichen Zeichen, die dazu beitragen, die Absichten und Motive der Gesprächspartner zu erklären. Zusammen mit Harvey Sacks und anderen Wissenschaftlern arbeitete er daran, „die generischen Mechanismen [...] zu bestimmen, mittels derer in der sozialen Interaktion die Akteure [...] fortwährend die Ordnung der Interaktion bis in kleine Verästelungen hinein produzieren“.⁴²³

422 Krisenexperimente: <https://www.wikiwand.com/de/Krisenexperiment>, und: Universität Kiel (2017): Krisenexperimente, https://www.medienpaedagogik.uni-kiel.de/de/hinweise_links/minimale-leittexte/krisenexperimente-breaching-experiments

423 Bergmann Jörg (8/2011, 230): Garfinkel (1917–2011), Zeitschrift f. Soziologie, Jg. 40, Heft 4.

Damit sie interagieren können, müssen die Akteure gegenseitig ihre Handlungsmuster verstehen. Ein solches Handlungsmuster besteht z. B. in der sequentiellen Organisation der Interaktion. Jede Gesprächssituation ist in kleinere Einheiten unterteilt, in Sequenzen. Die Sequenz wird von einem der Teilnehmer eingeleitet und stellt damit gleichzeitig eine Aufforderung an den anderen Teilnehmer dar, darauf zu reagieren. Wenn beide gleichzeitig reden würden, läge meist schon eine Störung vor. Dieser Sprecherwechsel – das Turn-taking-System – ist typisch für einen Gesprächsablauf. Das Gespräch besteht aus einer Folge solcher Sequenzen und so wird es auch Zug um Zug fortgesetzt.⁴²⁴

Diese sogenannte Konversationsanalyse ging aus Garfinkels ethnomethodologischen Forschungen hervor. Sie entstand in den 1960er Jahren in den USA. Begründer waren zwei Schüler von Garfinkel, die Soziologen Harvey Sacks und Emanuel Schegloff. Einer ihrer zentralen Fragen lautete: Durch welche Impulse kommt dieser Sprecherwechsel zustande? Welches sind die grundlegenden Mechanismen, welche die Turn-taking-machinery in Gang setzen? Schegloff und Sacks schlugen ein Set von Turn-taking-Regeln vor, in denen man sowohl den Übergang zum Wechsel wie auch die Verteilung des Wechsels abbilden konnte.⁴²⁵ Dabei geht es um Unterbrechungen, Überlappungen der beiden Repliken, aber auch fließendere Übergänge. Bei Analysen von Interviews habe man festgestellt, dass sich die Sprecher weitgehend an die von Schegloff und anderen aufgestellten Regeln gehalten hätten.⁴²⁶

Die einzelnen Sequenzen bestehen also aus zwei Teilen. Sie treten paarweise auf. Für Harvey Sacks ist diese Paarsequenz (adjacency pair) die grundlegende Form der Konversation. Sie setzt sich zusammen aus einer Sequenz von zwei Äußerungen, die einander benachbart sind, von verschiedenen Sprechern produziert werden, und bei denen die beiden Teile aufeinander bezogen sind. So bedingt eine Frage eine Antwort, ein Gruß einen Gegengruß. Außer dieser klaren Definition will die Konversationsanalyse wie schon die Ethnomethodologie keine klaren Regeln festlegen, da diese aus der Interaktion hervorgingen. Damit soll – wie schon bei Garfinkel – die unvoreingenommene Beobachtung nicht eingeschränkt werden.

Die Definition der Paarsequenz ist eine Norm, die aber viele Abweichungen kennt: Die Antwort kann ausbleiben, sie kann ohne klare Beziehung auf den ersten Teil der Sequenz erfolgen, ein längeres Zögern kann den Ablauf der Sequenz unterbrechen. Wenn zwischen dem ersten und zweiten Teil der Paarsequenz keine klare Verbindung herrscht, wird vom Teilnehmer 1 eine Interpretation erwartet: Hat Sprecher 2 die Be-

424 Eberle Thomas Samuel (1997, 245 – 281): Ethnomethodologische Konversationsanalyse, in: Hitzler Ronald/Honer Anne (Hg.) (1997) Sozialwissenschaftliche Hermeneutik.

425 Schegloff Emmanuel A. (2006, 72): Interaction: the infrastructure for social institutions, the natural ecological niche for language, and the arena, in which culture is enacted, in: Nick. J. Enfield/Levinsons Stephen C. (Hg.): Roots of human sociality, culture, cognition and interaction, (70-96).

426 Gardner Rod et al. (2009): The underlying orderliness of turn-taking: Examples from Australian talk, in: Australian Journal of Communication.

merkung von Sprecher 1 nicht zur Kenntnis genommen? Will er nicht antworten, und wenn ja, aus welchen Gründen? Sequenzen können auch mehrfach verschachtelt und damit für Gesprächspartner wie Zuhörer komplizierter zu entschlüsseln sein.⁴²⁷

Der Interviewte (und auch die Zuschauer) müssen solche Regeln erkennen, um auch Regelverletzungen einordnen und beurteilen zu können. Vielleicht wird ein Regelverstoß nicht sofort bemerkt, aber spätestens bei der Wiederholung erzeugt er eine Irritation. Der Gast beantwortet eine Frage nicht. Das entgeht dem Zuschauer möglicherweise. Der Interviewer fragt nach. Vielleicht erkennt der Zuschauer an dieser Stelle noch gar nicht, wer eigentlich die Regeln durchbrochen hat – der Interviewer, der noch einmal die gleiche Frage stellt, oder der Gast, der erneut ausweicht. Wenn aber der Journalist diese Regelverletzung zum Thema macht und ausspricht, dass seine Frage nicht beantwortet ist, dann wird jeder Zuschauer den Regelverstoß erkennen. Falls das Frage-Antwort-Spiel erneut scheitert, wird der Zuschauer erst recht irritiert sein und der Ablauf wird ihn verstören. Wenn aber ein Journalist mehr als ein Dutzend Mal mit den immer gleichen Worten die immer gleiche Frage wiederholt, dann haben wahrscheinlich die meisten Zuschauer das als besonders hartnäckige Interviewführung verstanden, die vom Politiker ausgelöst wurde.

Dieses Interview gab es tatsächlich. Es lief im Mai 1997 bei der BBC. Der renommierte Moderator der Nachrichtensendung *Newsnight*, Jeremy Paxman, versuchte auf diese Weise, vom damaligen englischen Innenminister Michael Howard endlich eine konkrete Antwort auf seine Frage zu bekommen. Hintergrund war ein Skandal um Gefängnisausbrüche von mehreren Kriminellen. Howard war als Innenminister verantwortlich, hatte aber die Schuld von sich abgewälzt. Nachdem Paxman ihn erst gefragt hatte, ob er jemals in einem öffentlichen Statement gelogen hatte, ging es um den Gefängnissskandal. Die Details sind etwas kompliziert: Innenminister Howard hatte bereits einen Sündenbock ausgesucht, stieß aber auf Widerstand. In diesem Zusammenhang soll Howard einem Politiker gedroht haben, ihn zu überstimmen. „Did you threaten to overrule him?“ – Haben Sie gedroht, ihn zu überstimmen?“ fragte Paxman. Howard wich aus, Paxman wiederholte seine Frage noch insgesamt dreizehn Mal, ohne dabei die Stimme anzuheben. Howard antwortete weiter ausweichend. Der Minister musste schließlich zurücktreten, Paxman wurde danach in Großbritannien zum Interviewer des Jahres ernannt.⁴²⁸

Zu den Signalen, die innerhalb eines Gesprächs mit Bedeutung aufgeladen sein können, gehören auch kleinste Äußerungen wie Räuspern oder die stärkere Dehnung eines Wortes. Ebenso werden die Ein- und Ausstiege (Openings und Closures) in der Konversationsanalyse untersucht. Auch die Körpersprache kann wichtige Hinweise auf Bedeutungszusammenhänge liefern: Kopfnicken, Gesten, Zögern vor einer Antwort. Auch nonverbal können also Kommentare als Teilsequenz abgegeben werden.⁴²⁹

427 Eberle (1997, 253).

428 BBC-Interview von Jeremy Paxman mit Michael Howard, dem früheren Parteichef der Tories, <https://www.youtube.com/watch?v=Uwlsd8RAoqI>

429 Galinski (2004, 11, 13 f).

Die Konversationsanalyse ähnelt in ihren Analyseschritten der Ethnomethodologie: Am Anfang steht die Beobachtung, erst später werden die Strukturen – wenn möglich – in Regeln gefasst. Deswegen gilt es auch hier, die Interaktionssequenzen aufzuzeichnen und methodisch zu ordnen. Die Ordnung müsse im Datenmaterial selbst zum Vorschein kommen als eine „order at all points“.⁴³⁰ Schließlich wird noch untersucht, in welcher Form die Gesprächsteilnehmer ihr Gespräch abschließen.⁴³¹ Auch hier gilt wieder der Grundsatz: Kein Detail dürfe als zufällig oder irrelevant abgetan werden. Deswegen spielen auch hier Aufzeichnungsmedien, die mehrfaches Abspielen ermöglichen, eine wichtige Rolle. Bei der anschließenden Transkription sollten möglichst alle Beobachtungen übertragen werden.⁴³² Dabei muss auch die Zeitabfolge des Geschehens genau eingehalten werden. D. h. man darf bei der Analyse nicht aus einem bestimmten theoretischen Interesse im Transkript hin- und herspringen, um eine These zu beweisen.⁴³³

3.3.3 Nachrichteninterviews im US-Fernsehen

Steven Clayman und John Heritage haben mit der Methode der Konversationsanalyse Nachrichteninterviews im Fernsehen analysiert.⁴³⁴ Der Untersuchung lagen circa 250 Interviews amerikanischer und britischer Fernsehjournalisten aus den letzten 20 Jahren zugrunde. Es handelte sich ausschließlich um typische News Interviews aus den nationalen Nachrichtensendungen mit professionellen Journalisten und profilierten Politikern. Die meisten Interviews wurden live ausgestrahlt.

Die Autoren weisen zu Beginn darauf hin, dass die Bedeutung von Fernsehinterviews in den letzten Jahren deutlich zugenommen habe, was vor allem auf neue technische Möglichkeiten wie Satellitenübertragung und elektronische Berichterstattung von überall in der Welt zurückzuführen sei. Gleichzeitig hätten diese Interviews mit der Einführung des Teleprompters an Natürlichkeit gewonnen. Letzteres scheint widersprüchlich. Denn das würde bedeuten, dass die Interviewpartner ihre Fragen und Antworten vom Teleprompter abgelesen haben. Und das wiederum hieße, dass diese Interviews vorher abgesprochen worden sind.

Der Druck auf die Interviewer habe zugenommen. Um erfolgreich zu sein, bräuchten die Fernsehstationen gute Zuschauerquoten, und die seien nun mal mit braven Fragen an Politiker nicht zu erreichen. Aus den Interviewern als Schoßhündchen seien Kampfhunde geworden.⁴³⁵ Gleichzeitig gewannen die Interviewer an Status und zogen mit den investigativen Reportern gleich. Ein Beispiel dafür ist der schon

430 Sacks Harvey (1984, 22-27): Notes on methodology, in: Atkinson, J. Maxwell/Heritage John (Hg.): Structures of social action. Studies in conversation analysis.

431 Eberle (1997, 259).

432 Bergmann (1994).

433 Galinski (2004, 20).

434 Clayman Steve/Heritage John (2002): The News Interview.

435 Clayman/Heritage (2002, 31): „from lapdog journalism to attack dog journalism“.

erwähnte Journalist Jeremy Paxman, der 25 Jahre lang die Newsnight-Sendung der BBC präsentierte und dabei viele bekannte Politiker des Landes interviewte. Paxman war bekannt für seinen direkten und aggressiven Interviewstil.

Nachrichteninterviews – so Clayman und Heritage – seien improvisiert, aber deswegen nicht völlig frei. Die Protagonisten befolgten ein ausgeklügeltes Set von sozialen Konventionen, das mit ihren Rollen verbunden ist. Um diese Konventionen geht es den Autoren bei ihrer Untersuchung.

Der Hauptunterschied zwischen normaler Konversation und Interviews liege in der Tatsache, dass die News Interviews einen sehr formellen Stil benutzten. Man erkenne schnell ein übergreifendes System von Interaktion, das diese Interviews von einer gewöhnlichen Unterhaltung unterscheidet: Der Gast werde begrüßt, obwohl jeder Zuschauer annimmt, dass die beiden sich schon vorher gesehen haben. Das Opening des Interviews richte sich in erster Linie nicht an den Politiker, sondern an den Zuschauer, dem es die Zusammenhänge und Hintergründe des folgenden Gesprächs erläutert. Deswegen schaue der Interviewer dabei auch in die Kamera, zum Publikum hin, und der Politiker wird in der dritten Person vorgestellt.⁴³⁶

Von Beginn an versuche der Interviewer – vor allem aus Zeitgründen – dem Interview eine klare Richtung zu geben. Die Bemerkungen des Eingangsstements dienten auch dazu, den Themenbereich für das Interview einzugrenzen und allzu ausschweifende Antworten des Gesprächspartners abzublocken.⁴³⁷ Die Aktionssequenzen seien teilweise straff organisiert, so dass jede Interviewfrage zu einer bestimmten Antwort führe, bei der es wenig Raum für Varianten gebe. Oft werde der Frage eine Feststellung vorausgestellt, die provoziert und damit schon stark auf die Antwort einwirkt. Dazwischen gebe es aber auch Fragen, die dem Politiker mehr Freiraum ließen.

Aber auch wenn die Rollen im Interview klar verteilt scheinen, könne der Interviewte die Frage-Antwort-Struktur durchbrechen bzw. sich verweigern. Er könne sehr allgemein antworten, ausweichen, ablenken. Er wirke dann trotzdem professionell, ohne allzu viel von sich und seiner Position preiszugeben.

An mehreren Stellen im Interview werde zudem deutlich, dass journalistische Interviews kein normales Gespräch seien und mehr dem Publikum vorgeführt als zwischen den beiden Teilnehmern geführt werden:

In Alltagsgesprächen gebe es weder einen einleitenden Monolog, noch eine definierte Sprecherzuteilung wie bei der turn-taking-machinery, die bei offizielleren Anlässen, in der Schule, auf Konferenzen oder eben bei Fernsehinterviews ablaufe. Die beiden Interviewpartner sprächen offiziell und distanziert miteinander, selbst dann, wenn sie sich persönlich gut kennen. Der Journalist äußere selten eine Meinung zu den Aussagen des Politikers. Meist lässt er sie unkommentiert stehen, um seine Neutralität nicht zu gefährden.⁴³⁸

436 Clayman/Heritage (2002, 59 f).

437 Clayman/Heritage (2002, 203).

438 Clayman/Heritage (2002, 132).

3.3.4 Interviewsteuerung

Kommen wir nun zu den Konsequenzen, die sich aus diesen theoretischen Analysen für die Praxis ergeben. Wie kann man als Journalist das Wissen über die Paarsequenzen und die turn-taking-machinery nutzen, um mit dem ersten Teil der Sequenz, also der Frage, schon einen Rahmen abzustecken, der auf die Antwort einwirkt? Wie kann man das Interview steuern, zu dessen schwierigsten Bedingungen es gehört, dass das Zeitbudget meist knapp ist und dass es zumindest bei live-Interviews keine zweite Chance gibt? Wie kann der Interviewer seine Fragen formulieren, ohne den Politiker zu überfordern, der ja auch kurz, aber präzise antworten soll?

Eine Antwort, die auch Clayman/Heritage immer wieder geben, ist, dass die Fragen die Komplexität des Sachverhalts stark reduzieren und möglichst konkret sein müssen, damit die turn-taking-machinery funktionieren kann. Um den Zuschauer nicht zu verlieren, müssen beide, Politiker wie Journalist, also schnell „zur Sache kommen“, wobei die Sache für den Politiker meist nicht das Gleiche bedeutet wie für den Journalisten.

Deshalb kommt den Fragetechniken, die der Journalist einsetzt, eine besondere Bedeutung zu. Mit dem Fragetypus versucht er den Spielraum für den Antwortenden zu begrenzen, eine Zielrichtung vorzugeben. In den meisten journalistischen Lehrbüchern wird zwischen geschlossenen Fragen (die man notfalls nur mit Ja oder Nein beantworten kann) und offenen Fragen (bei denen ja oder Nein als Antwort keinen Sinn ergibt)⁴³⁹ unterschieden. Dazwischen liegen die halboffenen oder disjunktiven Fragen, die zwei Alternativen als Antwort vorschlagen. Die Entscheidung für die Frageform bleibt nicht folgenlos: Eine geschlossene Frage zielt klar auf einen Punkt und benötigt zur Beantwortung im Allgemeinen nicht viel Zeit. Der Interviewte kann sich dabei aber auch zu sehr eingeeengt fühlen, wenn Thema und Fragen eigentlich zu komplex für einfache Antworten sind. Oder er zieht einem kurzen „Ja“ eine lange Begründung vor (s. „Kreuzfeuer“ in 2. 2. 1).

Politiker haben in solchen Interviews mit geschlossenen Fragen deshalb auch schon ironisch mit Einsilbigkeit reagiert. Ein berühmtes Beispiel für das Scheitern eines Interviews, das fast nur aus geschlossenen Fragen bestand, war die Begegnung zwischen dem damaligen Bundeskanzler Willy Brandt und dem Journalisten Friedrich Nowotny in einem Beitrag zum „Bericht aus Bonn“ im Jahr 1972. Das Interview fand kurz nach den deutsch-französischen Konsultationen mit dem französischen Staatspräsidenten Georges Pompidou statt. Nowotny hatte vorher mitgeteilt, dass er drei Fragen stellen werde und man insgesamt eineinhalb Minuten Zeit hätte.⁴⁴⁰ Die Zeit für ein Interview nach einem so bedeutenden Ereignis war also knapp bemessen. Auch leitete Nowotny seine Fragen jeweils mit ziemlich komplizierten Gedan-

439 Bull Peter (Band 13/1994, 118f): On Identifying Questions, Replies, and Non-Replies, in: Political Interviews, Journal of language and social psychology und: Haller (1991, 224-235).

440 SPIEGEL-Online (30.3.2009): Die Leute verstanden wenig und jubelten, Gespräch mit Friedrich Nowotny, <https://www.spiegel.de/spiegel/spiegelgeschichte/d-64876041.html>

kengängen ein, die auch viel Zeit in Anspruch nahmen. Brandt hielt sich an die Aufforderung, sich kurz zu fassen und antwortete nur mit „Ja“ und „Nein“, und einmal mit „Vielleicht“. Dabei verriet sein Gesicht, dass er sich sehr amüsierte.⁴⁴¹

Bei offenen Fragen kann sich der Gast besser entfalten. Und der Zuschauer erfährt mehr über die Gründe und Argumente seiner Position. Hier finden interviewerfahrene Politiker allerdings auch leichter Wege, das Thema in ihrem Sinne zu erweitern oder sogar zu verändern. Dass es nicht egal ist, für welche Frage man welche Form verwendet, zeigt die Diskussion um den Brexit. Die Frage, die den Briten zum Ausstieg aus der Europäischen Union gestellt wurde, war – wie sich später gezeigt hat – kein Thema, das sich in eine einfache Ja-Nein-Frage kleiden ließ. Je allgemeiner die Fragen, desto weniger hat der Journalist das Gespräch in der Hand. Je unkonkreter das Thema, desto mehr bleibt auch die Antwort im Ungefähren. Gerade für kürzere News-Interviews braucht es ein intelligentes Frage-Design,⁴⁴² das – beginnend mit dem Eingangsstatement – auch dem Interviewten die Orientierung erleichtert.

Nicht immer ergibt sich aus dem Gesprächsverlauf, ob eine Frage beantwortet ist oder nicht. Wenn der Interviewer eine ziemlich abstrakte Frage stellt und der Interviewte sehr allgemein darauf antwortet, oder wenn er auf eine Alternativfrage (halb-offene Frage) zu einer dritten Möglichkeit ausweicht, ist dann die Frage beantwortet oder nicht?⁴⁴³ Andererseits verfügen Politiker – wie schon gezeigt – über ein ganzes Arsenal von Strategien, um Fragen auszuweichen oder sie nicht zu beantworten. Aus Analysen zahlreicher politischer Fernsehinterviews in England stellte der Sozialpsychologe Peter Bull eine Typologie mit fast 40 verschiedenen Arten der Nicht-Beantwortung zusammen. Zum Beispiel wurde die Art oder Formulierung der Frage selbst angezweifelt, sie wurde als hypothetisch oder unkorrekt abgelehnt, sie beruhte angeblich auf falschen Voraussetzungen usw. In vielen Fällen wurde der Interviewer als unglaubwürdig, voreingenommen oder schlecht vorbereitet kritisiert.

Häufig liegt es auch am Journalisten, wenn die Antwort unbefriedigend ausfällt. Oft wird die Frage gar nicht eindeutig als Frage formuliert, sondern eher als Anmerkung, als Kommentar, der zu einer Reaktion einladen will. Zuweilen ist nicht einmal durch die Intonation zu erkennen, dass es sich um eine Frage handeln soll.⁴⁴⁴ Sätze wie „Sie sehen, welche Risiken damit verbunden sind?!“ oder „Und das erklärt sich von selbst?“ sind nur aus dem Zusammenhang als Fragen zu deuten. Wenn der Gast dies nicht erkennt oder zumindest so tut, ist es leicht möglich, dass die turn-taking-machinery ins Stottern kommt.

Wie kann man einen Politiker im Interview dazu bringen, seine üblichen routinierten Argumentationspfade zu verlassen und spontan seinen Gedanken freien Lauf zu lassen? Sicher, indem man ihn überrascht oder irritiert und dadurch vielleicht dazu bringt, spontan zu antworten. Eine erfolgreiche Methode der Irritation

441 Willy Brandts Interview 1972 in der Tagesschau, <https://www.youtube.com/watch?v=c-MgJFG90w7w>

442 Clayman/Heritage (2002, 192-203).

443 Bull (1994).

444 Bull (1994, 117).

ist, das Gegenüber zu unterbrechen. Eine Unterbrechung wird in den meisten Fällen als milde Form der Kritik, als Unzufriedenheit mit dem Verlauf des Dialogs verstanden. Der Journalist zeigt seine Ungeduld, indem er den anderen nicht ausreden lässt. Damit reißt er die Paarsequenz auseinander.

Bull und Mayer haben festgestellt, dass der häufigste Grund für eine Unterbrechung des Interviews durch den Journalisten mit dem Versuch gekoppelt ist, seine Frage neu, konkreter oder pointierter, zu formulieren. Dass dies auch Meinungsverschiedenheiten ausdrücke, ergebe sich von selbst. Unterbrechungen seien nun einmal mit Differenzen verbunden. Solche Meinungsunterschiede sollten aber möglichst gleich angesprochen werden und nicht erst später, wenn das Gespräch schon bei einem anderen Punkt angeht. Also unterbricht man.⁴⁴⁵

Bull und Mayer haben zu diesem Aspekt das Interviewverhalten der britischen Premierministerin Margaret Thatcher mit dem des damaligen Oppositionsführers Neil Kinnock verglichen. Dabei stellten sie fest, dass es im Verhalten der beiden keine großen Unterschiede gab, obwohl frühere Untersuchungen zu einem ganz anderen Schluss gekommen waren. Dort war nämlich behauptet worden, dass Thatcher häufig benachteiligt worden sei, weil sie deutlich öfter unterbrochen werde als Kinnock. Der Eindruck, dass bei Thatcher Journalisten besonders häufig dazwischengingen, war aber bei genauerer Betrachtung harmlos zu erklären. Der entscheidende Unterschied bestand darin, dass Margaret Thatcher besonders häufig und sehr ausführlich protestierte, wenn sie unterbrochen wurde: „There is one striking difference between them – that is, in the extent to which they comment on interruptions.“⁴⁴⁶ Sie tue das manchmal sogar, wenn der Interviewer noch gar keine Anstalten machte, sie nicht ausreden zu lassen. In einem dieser Fälle hatte der Interviewer sogar offen protestiert, dass er sie gar nicht unterbrechen wolle. Der Eindruck, sie werde übermäßig häufig unterbrochen, entstehe einfach dadurch, dass sie jede Unterbrechung sehr ausführlich zum Thema mache. „The simplest explanation of Margaret Thatcher’s tactics in dealing with interruptions is that she simply does not like being interrupted!“⁴⁴⁷

Die Schwierigkeit, Unterbrechungen in Interviews zu analysieren, liegt schon daran, wie präzise die Definition einer Unterbrechung ist. „Simultaneous speech simply refers to two or more people talking at the same time, whereas interruptions [... in the system presented here] are acts which actually disrupt a speaker’s utterance.“⁴⁴⁸

Der Eingriff in den Gesprächsablauf kann in verschiedenen Eskalationsstufen erfolgen. Er kann so diskret angelegt sein, dass das Gegenüber ihn gar nicht bemerkt und weiterspricht. Etwas deutlicher wird die Absicht des Interviewers, wenn dieser trotzdem mit seiner Unterbrechung fortfährt, so dass beide eine Weile gleichzeitig reden. Er kann das Vorhaben der Unterbrechung auch ankündigen und damit für den Zuschauer die Aktion metasprachlich verdeutlichen.⁴⁴⁹ Entsprechend lässt sich

445 Bull/Mayer (1988, 42).

446 Bull/Mayer (1988, 42).

447 Bull/Mayer (1988, 43).

448 Bull/Mayer (1988, 27).

449 Roger et al. (1988, 29-32): System for classifying interruptions.

ein ganzes System von Unterbrechungen bzw. Unterbrechungsversuchen zusammenstellen: einfache, komplexe, Überlappungen beider Repliken, oder Unterbrechungen, die aber noch das Ausreden des anderen Sprechers gestatten usw.

Natürlich gibt es häufig auch eine weniger dramatische Erklärung für das Dazwischengehen eines Journalisten: Er will eine Erklärung abkürzen, weil der Gesprächspartner zu umständlich antwortet oder abschweift. Er will das Tempo erhöhen, setzt damit aber auch den Gesprächspartner unter Druck. Aus dem Interview wird dann eine Art Ping-Pong-Spiel. Solche Irritationen erhöhen die Aufmerksamkeit und die Konzentration. Das gilt nicht nur für den Befragten, sondern auch für die Zuschauer. Wenn gewohnte Abläufe unterbrochen werden, gerät nicht nur der Politiker, sondern auch der Fernsehzuschauer aus dem Takt.

Der britische Journalist Robin Day war es eines Tages leid, dass Premierministerin Thatcher ohne Rücksicht auf Fragen die immer gleichen, wenig aussagekräftigen Antworten gab, die vor allem aus Allgemeinplätzen bestanden. Er wollte dies deshalb in seiner Frage deutlich machen. Das Interview begann er folgendermaßen: „Prime Minister, what is your answer to my first question?“⁴⁵⁰ Anstatt eine inhaltliche Frage zu stellen, schlug er also im Grunde der Premierministerin vor, einfach draufloszureden, da sie sowieso nie auf Fragen einging. Frau Thatcher war – zumindest kurzzeitig – sprachlos. Der britische Journalist hatte also die Paarsequenz Frage/Antwort durchbrochen, indem er, statt eine Frage zu stellen, gleich nach der Antwort fragte. Und auch das Publikum wurde dadurch auf die besondere Angewohnheit der Premierministerin aufmerksam gemacht, und hatte verstanden. John Major, Thatchers Nachfolger als Premierminister, benutzte auch bestimmte Formeln der Nicht-Antwort, wenn er nach seinen Plänen gefragt wurde: „Well you’ll have to wait and see.“⁴⁵¹

Auch die deutsche Bundeskanzlerin Merkel wich immer wieder mit großem Geschick unangenehmen oder komplizierten Fragen aus. Dazu gehört ihre gern verwendete Formulierung, dass man erst einmal auf Sicht fahren müsse, also keine längere Perspektive anbieten könne. Oder die freundliche Verweigerung einer Antwort, weil die Frage doch sehr hypothetisch sei, und sie auf solche Wenn-dann-Fragen grundsätzlich nicht eingehe. Erstaunlicherweise wird das von den Interviewern dann auch noch akzeptiert. Dabei dürfte ein Großteil der Fragen an Politiker hypothetisch sein, weil sie sich eben auf künftiges Handeln beziehen.

Eine weitere Strategie, unangenehmen Fragen auszuweichen, besteht darin, nur einen Teil der Frage aufzugreifen, und den Rest unbeantwortet zu lassen. Wenn die Frage nicht klar genug formuliert ist, oder wenn mehrere Fragen auf einmal gestellt werden, entsteht trotzdem der Eindruck, dass die Paarsequenz regelgerecht abgeschlossen wurde.⁴⁵² Denn auch wenn Politiker gerne im Ungefähren bleiben und Fragen ausweichen, wollen sie nicht, dass es vom Interviewer oder vom Publikum bemerkt wird. Deswegen haben sie sich im Laufe ihrer Karriere Techniken des Verbergens angeeignet. Und deshalb ist es für sie unangenehm, wenn Journalisten dieses

450 Clayman/Heritage (2002, 343).

451 Bull Peter (2009, 215-228): Techniques of political interview analysis, in: Álvarez-Benito, Gloria et al. (Hg.): Discourse and Politics.

452 Clayman/Heritage (2002, 251).

Verhalten bloßstellen, indem sie mit der Bemerkung nachhaken: „Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet“.⁴⁵³ Spätestens jetzt fällt auch dem Zuschauer das Ausweichmanöver auf und er empfindet den Politiker dann vielleicht als wenig souverän.

Wenn Politiker einer Frage ausweichen, wollen sie damit oft einem inneren Dilemma ausweichen. Sie geraten sonst in einen Loyalitäts- oder in einen Kommunikationskonflikt: Ein Loyalitätskonflikt entsteht, wenn sie mit ihrer Antwort, wie immer diese auch ausfallen sollte, einen Teil ihrer Anhänger verprellen. Der Interviewgast vertritt in diesem Fall – aus Überzeugung oder aus Opportunismus – eine andere Meinung als seine Partei. Falls er nicht bewusst einen Konflikt mit seinen Parteifreunden sucht, wird er den Dissens durch eine zweideutige Antwort oder einen Gemeinplatz zu verbergen versuchen. Ein Kommunikationskonflikt⁴⁵⁴ tritt meist bei sehr umstrittenen Problemlösungen auf. Jede mögliche Antwort des Politikers überzeugt nur zum Teil. Entweder man verdirbt es sich auf jeden Fall mit der einen Hälfte der Anhänger, oder man hat nur zwischen zwei gleich schlechten Alternativen auszuwählen. Alle Antworten haben einen negativen Effekt.

Zur Einordnung der Antworten bei Interviews gehört auch die Beobachtung des nonverbalen Verhaltens. Der Gast kann bei bestimmten Fragen schon körpersprachlich eine deutliche Distanz zum Thema einnehmen. Er will die Fragen nicht beantworten, weil er keine Verantwortung für das Problem übernehmen möchte, das dabei zur Sprache kommt. Er meidet Augenkontakt, dreht sich zur Seite. Um sich vom Thema abzusetzen, weicht er in allgemeine Erklärungen aus. Er will damit signalisieren, dass seine Beziehung zum Thema oder seine Beteiligung an den entsprechenden Entscheidungen nur gering sei.⁴⁵⁵

Das Fazit von Clayman und Heritage zu ihrer Untersuchung der News-Interviews in den USA lautete, dass sich der Fernsehmarkt in den USA wegen immer zahlreicherer Anbieter und des damit verbundenen Quotendrucks weiter verändert habe. Der Trend gehe zu immer mehr conversationalization und lasse immer weniger Platz für argumentative Kultur.⁴⁵⁶ Das führe u. a. dazu, dass die soziale Distanz zwischen Journalisten und Politikern, ebenso wie die zwischen Politikern und dem Publikum immer geringer würde. Emotionen seien wichtiger geworden als der gegenseitige Respekt. Conversationalization umschreibt den Trend zum Infotainment, der sich auch immer mehr in Interviews mit Politikern in Deutschland durchgesetzt hat. Aus präzisen, kontroversen Frage- und Antwort-Sequenzen ist vielfach ein Geplauder, ein Talk geworden. Die Sprache ist zwanglos, locker, alltagsgemäß. Die Grenze zwischen Regierenden und denen, die die Politik angeblich im Auftrag des Publikums kontrollieren sollen, verschwimmt. Auf Distanzen wird keine Rücksicht mehr genommen. Auch die Kameraeinstellungen sind nah an den Gesichtern wie bei einem intimen Plausch – und oft sind es auch die Themen: Es geht um Persönliches, Privates. Es scheint, als sei alles nicht so ernst gemeint und damit auch nicht so wichtig.

453 Clayman/Heritage (2002, 13 f).

454 Bull Peter/Mayer Kate (1993, 653 f): How not to Answer Questions in Political Interviews, in Political Psychology.

455 Bull (1994, 118 f).

456 Clayman/Heritage 2002, 339).

Außer dem Wettlauf um die Quoten ist diese Entwicklung auch dem Zeit- und Produktionsdruck geschuldet. Immer schneller auf aktuelle Ereignisse zu reagieren und dabei gleichzeitig mehrere Medien bedienen zu müssen, lässt den Journalisten immer weniger Zeit für die Vorbereitung und führt zu oberflächlicherer Auseinandersetzung mit politischen Entscheidungen. „Die Leute werden nur noch „anpolitisiert“,⁴⁵⁷ nennt das Heinrich Oberreuter. Dabei geht es doch um die Deutungsmacht in der Mediendemokratie. Es geht für die politischen Akteure darum, die eigenen Themen und deren Begründungen öffentlich zu platzieren. Denn: „Wer die Themen beherrscht, über die politisch gesprochen wird, der ist den politischen Konkurrenten einen Schritt voraus; der hat eine größere Chance, seine Bewertung des debattierten Themas zur Meinung der Mehrheit zu machen.“⁴⁵⁸

Fernsehinterviews sind eines der zentralen Felder, auf denen politische Akteure um ihre Position in der Partei und um die Macht im Staate kämpfen. Diese Auseinandersetzung transparent zu machen, muss deshalb ein vorrangiges Ziel journalistischer Arbeit sein.

3.3.5 Kontrovers oder sachlich?

Bevor das Kapitel der Mikroebene abgeschlossen wird, ist noch ein Widerspruch in der Untersuchung von Clayman/Heritage aufzuklären. Die beiden Autoren behaupten, dass es vor allem die Quoten waren, die dazu geführt hätten, dass aus den Interviewern, die vorher eher wie Schoßhündchen agiert hätten, nun Kampfhunde geworden seien.⁴⁵⁹ Etwas später beklagen sie allerdings genau das Gegenteil, nämlich einen Trend zur conversationalization, der immer weniger Platz für argumentative Kultur lasse.⁴⁶⁰ Auch diese Entwicklung begründen sie mit dem Konkurrenzkampf unter den Sendern und dem daraus entstandenen Quotendruck. Abgesehen davon, dass die beiden Beobachtungen sich zu widersprechen scheinen, sind beide Trends mit dem Zwang, mehr Zuschauer zu generieren, zu erklären. Aggressive Interviews sind sicher ebenso zuschauerfördernd wie Interviews, die das Privatleben eines Politikers zum Thema haben und emotional verarbeiten.

Für die meisten politischen Journalisten gelten kontroverse Interviews, bei denen der Interviewer unerbittlich nachhakt, immer noch als die Königsdisziplin. Sie erfordern aufwendige Recherchen, gute Vorbereitung und eine kluge Interviewstrategie, die den Politiker nicht auskommen lässt. Sie zeigen, wie investigativer Journalismus als Interview funktioniert. Bei vielen Zuschauern sind unnachgiebig fragende Journalisten noch weniger geschätzt als Politiker, die Antworten verweigern.

457 Oberreuter Heinrich (1987, 25): Wirklichkeitskonstruktion und Wertwandel, in: Aus Politik und Zeitgeschichte.

458 Bergsdorf Wolfgang (3/1986, 30): Probleme der Regierungskommunikation, in: Communications, 12. Jg..

459 Clayman/Heritage (2002, 31).

460 Clayman/Heritage (2002, 339).

Vielleicht stehen hinter den verschiedenen Auffassungen grundsätzlich unterschiedliche Einstellungen zum politischen Diskurs. Während die Diskursethik von Jürgen Habermas dafür plädiert, Meinungsverschiedenheiten über rationale Argumente auszutragen, bis man zu einem Konsens aller Beteiligten kommen kann, wenn man nur die Regeln und Bedingungen des Diskurses einhält, vertreten Politologen wie Chantal Mouffe eine andere Meinung. Nach ihr gehören Konflikte notwendig zur Gesellschaft. Manche sind unauflösbar, und deshalb müssen sie auch ausgetragen werden. Das Modell der Gegnerschaft sei für die Demokratie sogar konstitutiv.⁴⁶¹ Der Konflikt als unauflösbarer Kampf zwischen den Menschen werde zur Quelle sozialer Kohäsion. Individuen und Gruppen fänden erst durch Konflikte zu ihrer Selbstsetzung innerhalb einer gemeinsamen Welt.⁴⁶²

Statt für die Herstellung eines Konsenses plädiert Mouffe deshalb für die offene Darstellung der Konflikte. Gewalt und Feindseligkeiten seien keine archaischen Phänomene, die man einfach überwinden könne.⁴⁶³ In Wirklichkeit bestehe die Gesellschaft immer wieder aus Konflikten, die ausgetragen werden müssten. Diese Unteilbarkeit der Konfliktdimension, die Unterscheidung zwischen einem Wir und einem Sie, zwischen Uns und den Anderen müssten anerkannt werden. Aufgabe der Politik und des Journalismus sei es, diesen Antagonismus so auszutragen, dass die demokratische Konfrontation daraus Energie beziehe.⁴⁶⁴

Die Gegnerschaft bringe eine Dimension der „Leidenschaften“ hervor, wie Politik immer eine Dimension leidenschaftlicher Parteilichkeit mit sich bringe.⁴⁶⁵ Anders als Habermas betrachtet Mouffe die demokratische Diskussion als reale Konfrontation. Es entstünden affektive Kräfte, die am Ursprung der kollektiven Formen von Identifikation stünden. Die demokratische Diskussion verlaufe nicht „dialogisch, sondern konfrontativ“. Dabei würden politische Antagonismen heutzutage oft moralisch begründet. Das zeige sich z. B. im „Glauben“ an die einzigartige Überlegenheit der liberalen Demokratie.⁴⁶⁶ Dabei siegten oft Gefühle und Stimmungen über die Vernunft. Sachfragen würden zu Prinzipienfragen hochstilisiert. Die Berufung auf höhere Werte werde zum Grundmuster der politischen Argumentation.⁴⁶⁷ Der Antagonismus verschwinde nie, er mache vielmehr eine Differenz sichtbar, die zur Ausbildung einer Identität gehöre. Denn jede Identität sei relational, jede erfordere zwangsläufig die Bestätigung einer Differenz.⁴⁶⁸ Es gelte also in der politischen Auseinandersetzung nicht, einen Konsens zu finden, sondern den Antagonismus in einen positiven Wettstreit, einen Agonismus umzuwandeln.⁴⁶⁹ Kritische Interviews sind

461 Mouffe Chantal (2017, 30): Über das Politische.

462 Marchart Oliver (2016, 135): Die politische Differenz.

463 Mouffe (2017, 7-9).

464 Mouffe (2017, 12).

465 Mouffe (2017, 34-40).

466 Mouffe (2017, 70-114).

467 Sarcinelli Ulrich (1987b, 144): Symbolische Politik.

468 Mouffe (2017, 23).

469 Mouffe (2017, 30).

also nicht etwa ein Ärgernis, sie sind nicht einer Übermotiviertheit von Journalisten geschuldet, sondern sie sind nötig, um Bruchlinien in der Gesellschaft deutlich zu machen und die „Darstellung von Politik“⁴⁷⁰ aufzuzeigen.

Erving Goffman hat noch einen anderen Aspekt für Konfliktsituationen bei Interviews beobachtet. Die Gesprächspartner müssten sich bewusst machen, dass bei einer Begegnung jeder das Gesicht gewahrt wissen wolle; aber nicht nur das eigene, sondern ebenso das der anderen Teilnehmer.⁴⁷¹ Deshalb müsse ein Zustand bestehen, bei dem jeder vorübergehend die Grenze des anderen akzeptiere. Die gegenseitige Akzeptanz dieser Grenzen habe eine verlässliche Wirkung auf die Begegnung. Wenn eine Person erst einmal eine Grenze markiert habe, dann tendiere sie wie auch die anderen dazu, ihre späteren Antworten darauf aufzubauen. Sollte die Person radikal ihre Grenze verändern, dann entstünde ein Konflikt.

Dem Interviewer obliegt dabei die schwierige Rolle, gleichzeitig ein neutraler und ein hartnäckiger Befrager zu sein. Clayman und Heritage haben in ihrer großangelegten Untersuchung von Nachrichteninterviews im US-amerikanischen Fernsehen nicht nur Art und Aufbau von kritischen Fragen untersucht, sondern auch eine Typologie von Haltungen erstellt, die Journalisten in solchen Interviews einnehmen können: Das reicht vom *advocatus diaboli*, der die Argumente der Gegenseite benutzt, über den Provokateur, der den Gegenüber mit entsprechenden Fragen erst einmal in die Defensive drängt und ihn dadurch zwingt, sich gegen eine Unterstellung zu rechtfertigen, bevor er sein eigentliches Argument anführen kann,⁴⁷² bis zum „Tribune of the people“, der sich mit seinen Fragen als Sprecher für die Zuschauer zu legitimieren sucht.⁴⁷³ Der Interviewer sollte nur nicht Partei ergreifen. Und noch weniger darf er zum Mitdiskutanten werden, weil er sonst erst recht droht, seine Schiedsrichterrolle zu verlieren. Denn „wenn Interviewer sich verteidigen und damit von dem Frage-Antwort-Schema abweichen, riskieren sie, die Kontrolle über das Sachthema des Interviews zu verlieren.“⁴⁷⁴

In Deutschland wird das Auftreten des Interviewers in den letzten Jahren oft mit dem Wort „Haltung“ beschrieben. Nicht parteiisch soll er sein, aber auch nicht völlig neutral, er präsentiert das Thema und ordnet es ein. Dadurch fordert er den Zuschauer auf, sich mit seiner Haltung auseinanderzusetzen und sich eine eigene Meinung zu bilden. Sehr viel weiter hilft dieser Begriff allerdings auch nicht. Denn der Übergang von einer vorsichtigen Einordnung einer Thematik zu einer stärkeren Positionierung ist fließend und führt leicht zum Verdacht der Parteilichkeit.

470 Schicha (2007, 80).

471 Goffman Erving (2005, 11 f): *Interaction Ritual. Essays in Face-to-Face-Behavior*.

472 Clayman/Heritage (2002, 133-135).

473 Clayman/Heritage (2002, 171).

474 Clayman/Heritage (2002, 183).

3.4 Fazit

Wie dieses 3. Kapitel in verschiedenen Aspekten verdeutlicht hat, ist jedes Interview, jedes Gespräch vor Kameras immer auch eine Inszenierung. Diese Inszenierung ist an den Zuschauer adressiert. Er soll überzeugt werden, – von der Sendung und von den Protagonisten. Schlagfertigkeit, eine überzeugende Körpersprache und Souveränität im Auftritt werden dabei eingesetzt, damit die Inszenierung überzeugt.

Eine zusätzliche Komplikation entsteht dadurch, dass die verschiedenen Akteure nicht unbedingt die gleichen Ziele verfolgen. Die Redaktion will ein spannendes und unterhaltsames Gespräch, der Interviewer möchte seine journalistische Kompetenz durch originelle oder unerbittliche Fragen beweisen, der Politiker möchte zeigen, dass er eine klare Position hat und diese kompetent vertreten kann, – auch gegen zweifelnde oder kritische Fragen. Dem Politiker ist außerdem wahrscheinlich vor allem an einem möglichst überraschungsbarmen Ablauf des Interviews gelegen. Er möchte weniger improvisieren als seine Botschaft platzieren. Die Interpretationshoheit über die Themen soll möglichst in seinen Händen bleiben. Der Interviewer seinerseits steht vor der Wahl, als eher kritischer oder bloß als sachlicher Befrager aufzutreten. Will er mehr die kontroversen Standpunkte herausarbeiten wie Chantal Mouffe das fordert oder neigt er zu einer Art „conversationalization“, wie Steven Clayman und John Heritage sie immer mehr im amerikanischen Fernsehen ausgemacht haben.

Es handelt sich beim Fernsehinterview also – um das noch einmal zu wiederholen – weniger um ein echtes Gespräch als um die Darstellung eines Gesprächs. Dabei muss betont werden, dass der Begriff Inszenierung zunächst nicht negativ konnotiert, sondern neutral zu verstehen ist. Mit ihrer Inszenierung geben die Akteure bei Begegnungen erste Orientierungshinweise darauf, wie sie gesehen werden wollen. Die Frage ist nur, inwieweit das Gegenüber diese Eigenschaft übernimmt. Ein gutes Gespräch lebt auch davon, dass solche Inszenierungen auch immer wieder durchbrochen werden.



4 Analyse von politischen Fernsehinterviews



4.1 Einleitung

In diesem Kapitel soll an zwei praktischen Beispielen die Wirkung von Inszenierungen bei Interviews analysiert und in ihrer Wirkung gezeigt werden. Gleichzeitig soll dargestellt werden, welchen Zugewinn an sachlicher Beurteilung ein Set von Kriterien mit sich bringen kann. Denn mehr noch als in anderen Bereichen werden bei der Bewertung politischer Diskussionen rationale Urteile, persönliche Meinungen und politische Interessen miteinander vermischt. Für eine objektive Beurteilung der Interviews braucht es deshalb nachvollziehbare Kriterien.

Häufig ergeben sich – wie im Fall von Margaret Thatcher und Neil Kinnock (s. 3. 3. 4) – völlig unterschiedliche Beurteilungen zwischen Politikern verschiedener Parteien oder zwischen dem Interviewten und der verantwortlichen Redaktion. Besonders kritisch sind solche Meinungsverschiedenheiten vor Wahlen, wenn die Nervosität aller Beteiligten besonders hoch ist. Objektivierbare Maßstäbe helfen, den Vorwurf der Parteilichkeit zu entkräften.

Natürlich macht es keinen Sinn, bei jeder kritischen Prüfung eines Interviews sozusagen das gesamte Analyse-Instrumentarium auszupacken. Jedes Interview besitzt andere Schwerpunkte und andere kritische Stellen, so dass man bei einer Auswertung je nach Thema, Umfeld und Erkenntnisziel unterschiedliche Kriterien zu Hilfe nehmen wird. Einige der im vorigen Kapitel angesprochenen Hilfsmittel sind allerdings so basal, dass man kaum auf sie verzichten kann. Dazu gehören zum Beispiel:

- *Die Rahmenbedingungen des Interviews:* War es live oder aufgezeichnet? Befanden sich beide Protagonisten am selben Ort oder waren sie für das Interview zusammengeschaltet? Wurde das Interview aus dem Studio gesendet oder von einem anderen Ort aus? Befanden sich Zuschauer dabei?
- *Die Mittel der Inszenierung:* Wie wurde die Dramaturgie des Gesprächs bildlich umgesetzt? Wie stellten sich die Protagonisten selbst dar?
- *Der Einsatz von Stimuli:* Wie reagierten die Gesprächspartner auf Unterbrechungen, auf Provokationen, auf insistierende Wiederholungen einer Frage oder Behauptung?
- *Verhalten bei Differenzen:* Wie verhielten sich die Protagonisten bei Differenzen? Eskalierend oder deeskalierend?
- *Körpersprache:* Was verriet die Körpersprache? War der Protagonist z. B. nervös oder ausgeglichen, souverän oder unsicher?
- *Wirkung:* Wie wirkten die Protagonisten insgesamt auf die Zuschauer? Wen fanden sie überzeugender?

Zu einer detaillierteren Analyse können auch genauere Statistiken zu einem bestimmten Verhalten hinzugezogen werden, wie sie im Kapitel 3. 3. 2 bis 3. 3. 4 beschrieben sind. Für unsere Zwecke soll die Verwendung einiger wichtiger Kriterien zur Demonstration genügen.

Für die folgenden Analysen wurden zwei Interviews ausgewählt, die schon bei ihrer Ausstrahlung besondere Aufmerksamkeit erregten, und die außerdem politische Ereignisse zum Thema hatten, die auch im zeitlichen Abstand noch verständlich sind. Es handelt sich zum einen um ein Interview zwischen dem damaligen SPD-Vorsitzenden Sigmar Gabriel und der Journalistin Marietta Slomka. Hintergrund war die geplante Abstimmung unter den SPD-Mitgliedern über die Frage einer künftigen Koalition mit der CDU. Das zweite Interview hat Dunja Hayali mit dem österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz geführt. Kurz war gerade als neuer österreichischer Regierungschef zu seinem Antrittsbesuch bei Bundeskanzlerin Merkel nach Berlin gekommen.

Eine Transkription beider Interviews findet sich am Ende dieser Arbeit.

4.2 Interview Marietta Slomka mit Sigmar Gabriel

Das Interview wurde am 28.11.2013 im Heute-Journal des ZDF live ausgestrahlt.⁴⁷⁵ Sigmar Gabriel war aus Hofheim im Taunus zugeschaltet. Er hatte dort an einer Regionalkonferenz seiner Partei teilgenommen, zu der über 900 Mitglieder gekommen waren. Anlass für diese Konferenz war die Entscheidung darüber, ob die SPD mit der CDU in Berlin wieder eine große Koalition eingehen solle oder nicht. Viele Sozialdemokraten waren gegen eine solche neue gemeinsame Regierung, weil die SPD von der letzten schwarz-roten Koalition der Jahre 2005-2009 nicht profitiert und danach bei den Bundestagswahlen ihr schlechtestes Wahlergebnis überhaupt erzielt hatte.

Die Rahmenbedingungen

Das Treffen war eine von vielen Regionalkonferenzen in ganz Deutschland, bei denen vor der Entscheidung mit den Genossen über die Frage gerungen wurde, ob sie für oder gegen eine neue schwarz-rote Koalition seien. Am Ende sollte eine Mitgliederbefragung stehen. Der SPD-Vorstand, an seiner Spitze Sigmar Gabriel, warb für eine solche Koalition und wollte das Ergebnis der Befragung akzeptieren, wenn mindestens 20 % der Parteimitglieder daran teilnehmen würden.

Das Interview ist mit acht Minuten ungewöhnlich lang, mehr als doppelt so lang wie der Durchschnitt der Heute-Journal-Interviews. Offenbar war die Redaktion während der Sendung von der besonderen Qualität dieses Schlagabtausches überzeugt und ließ das Gespräch deswegen länger weiterlaufen.

Die zweite Besonderheit betrifft die räumliche Trennung der Gesprächspartner während des Live-Auftritts. Das Interview wurde als Schaltkonferenz geführt. Slomka stand in Mainz im Heute-Studio des ZDF, Gabriel befand sich im hessischen Hofheim im Taunus. Das heißt, Gabriel und Slomka hatten keinen direkten Augenkontakt, sondern sahen sich nur über den Monitor. Wahrscheinlich gab es deshalb auch vorher kaum Zeit für ein Vorgespräch. Die Möglichkeit, sich während des Interviews über Körpersignale, über Mimik oder Gestik zu verständigen, war dadurch ebenfalls stark reduziert.

Gleichzeitig befand sich Gabriel während des Interviews nicht nur unter dauernder Beobachtung der Fernsehzuschauer. Die Genossen, die vorher den ganzen Tag mit ihm diskutiert hatten, standen jetzt um ihn herum, um seinen Auftritt zu beobachten und sicher auch zu bewerten. Gabriel hatte also einen hohen Erwartungsdruck auszuhalten. Und er musste gleichzeitig zwei unterschiedliche Rollen ausfüllen: Einmal die des SPD-Vorsitzenden, der vor seinen Genossen kämpferisch in der Öffentlichkeit auftritt, und dann die eines Politikers, der möglichst viele Zuschauer mit seinen Argumenten überzeugen will. Erst gegen Ende, als er Slomka persönlich angriff und ihr Parteilichkeit vorwarf, spielte er vielleicht nur noch sich selbst.

⁴⁷⁵ ZDF-Heute Journal: Interview Mariettan Slomka mit Sigmar Gabriel, <https://www.youtube.com/watch?v=qrVs3BKzZIk>

Die Interviewerin andererseits sah zwar, dass ihr Gegenüber von Teilen der hessischen Parteibasis umringt war. Aber wie genau die Stimmung zum Zeitpunkt des Interviews dort war und welcher Druck auf dem SPD-Vorsitzenden lastete, konnte sie kaum ahnen.

Das Thema

Slomkas Kernthema und ihre Taktik waren klar, zumindest im Nachhinein. Sie griff den Zeitungsartikel eines Staatsrechtlers auf, der in der FAZ die Abstimmung der SPD-Basis über die große Koalition problematisiert hatte. Eine solche Abstimmung sei eigentlich im Grundgesetz so nicht vorgesehen, meinte sie. Slomka wollte also weniger wissen, wie die Diskussion der SPD-Basis in Hofheim verlaufen war, sondern Gabriel mit dieser These konfrontieren. Allerdings schien der SPD-Vorsitzende über die wahren Ziele des Interviews eine Weile im Dunkeln zu tappen und kannte offenbar auch den Artikel aus der FAZ nicht. Erst reichlich spät, gegen Ende des Interviews, als Gabriel Slomkas Fragen zum wiederholten Mal als Quatsch bezeichnet und dabei behauptet hatte, er kenne keinen Verfassungsrechtler, der die Abstimmung als bedenklich bezeichnen würde, klärte ihn die Interviewerin auf: Es gäbe wohl einen Staatsrechtler, und der habe in der FAZ dazu auch einen Aufsatz geschrieben. Insofern war Gabriel in eine Falle gelaufen. Für eine Deeskalation oder eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Thema war es dann aber zu spät.

Die Inszenierung

Inszenierungen sind – worauf mehrfach hingewiesen wurde – nicht per se schon ein Täuschungsversuch und deshalb etwa abzulehnen. Sie geben vielmehr den Beteiligten und dem Zuschauer einen Hinweis auf die Rollen, unter denen sie das Gespräch führen. Sigmar Gabriel stellt sich in seiner Rolle als SPD-Vorsitzender dar, als Chef einer großen, traditionsreichen Partei, und zeigt, dass er eine entsprechend respektvolle Behandlung erwartet. Gabriel ist von Genossen umringt, die zwar wie versteinert dastehen, aber eben auch durch ihre Erwartungshaltung präsent sind. Sie stehen stellvertretend für die SPD-Basis, die sich noch nicht endgültig entschieden hat, wie sie abstimmen wird. Gabriel muss darauf reagieren, um seine Position in der SPD kämpfen und ist deshalb in einer Art Wahlkampfmodus.

Dass Gabriel die ganze Zeit unter Druck steht, merkt man ihm an. Er schwankt zwischen Euphorie über die offenbar gut gelaufene Veranstaltung und Irritation über die meist als Vorwurf formulierten Fragen von Slomka. Im Laufe des Interviews wird er zunehmend ungeduldiger, unwirsch und schließlich aggressiv. Er muss auch seinen Anhängern zeigen, dass man so nicht mit der SPD umspringen kann. Und die Art, wie Slomka ihre Fragen stellt, scheint ihn immer mehr zu reizen.

Das unterschiedliche Publikum im Saal und am Fernseher macht die Inszenierung für Gabriel kompliziert. Er will – sozusagen auf der Vorderbühne – den durchschnittlichen Fernsehzuschauer bedienen und zugleich auf der Mittelbühne seine Genossen persönlicher ansprechen. Die einen warten auf sachlich vorgetragene und überzeugende Argumente zur Entscheidungsfindung der SPD, die anderen möchten vielleicht eher einen Auftritt, den sie bejubeln können. Für letztere lobt er z. B. die tolle Stimmung auf der Konferenz und betont, wie wichtig dieser Vorgang für die

Partei sei. Sie werde schon jetzt von den anderen beneidet. Ihre Diskussionskultur werde sicher bald als Vorbild dienen. Der Begriff „Schau-Reden“⁴⁷⁶ trifft seinen Auftritt ziemlich gut.

Die Eskalation

Schon die provozierende Einleitung der Interviewerin, die beobachtet zu haben glaubt, dass diese Regionalkonferenzen keine Selbstläufer würden, dass es Gegenwind gebe, passt nicht in Gabriels Stimmung. Er hatte eine ganz andere Botschaft zur Konferenz vorbereitet, und zwar eine äußerst positive. Die Wertung von Slomka konterkariert seine Schilderung. Er ist irritiert, und das sieht man ihm an. Seine Pupillen bewegen sich hin und her, als müsse er neben der Moderatorin auch gleichzeitig seine Genossen immer im Blick haben. Er zieht die Augenbrauen hoch, um zu signalisieren, dass ihm die Argumentation nicht gefällt, Stirnfalten treten auf, die hinterher von einem Experten für Körpersprache als Zeichen für einen hohen Testosteronspiegel interpretiert werden.⁴⁷⁷ Anfangs bleibt er noch sehr ruhig, sehr stabil, dann bewegt er sich immer mehr, zeigt einmal die Zunge zwischen den Lippen, verhaspelt sich, scheint dann fast den Faden zu verlieren. Gleichzeitig rüstet Gabriel auch verbal auf, redet von Quatsch und Blödsinn.

Slomka reagiert entsprechend. Auch sie denkt nicht an Deeskalation. Beide unterbrechen sich gegenseitig, reden eine Weile gleichzeitig. Auch Marietta Slomka wird im Laufe des Gesprächs immer unruhiger. Kopf und Oberkörper formen sich zu einem Fragezeichen. Später bewaffnet sie sich mit einem Kugelschreiber, ihr Blick wird sehr kühl. Als Gabriel ihr schließlich Parteilichkeit unterstellt („Es ist nicht das erste Mal, dass Sie in Interviews mit Sozialdemokraten nichts anderes versuchen als uns das Wort im Mund umzudrehen“), scheint auch für sie eine rote Linie überschritten zu sein.

Die Akteurstypen

Sigmar Gabriel wirkt zeitweise wie das Modell des Emotional Man, wobei er manchmal zwischen kontrollierten und weniger kontrollierten Gefühlsausbrüchen hin- und herschwankt. Zum Teil wirken seine emotionalen Eruptionen aber auch wie für das Publikum im Saal inszeniert.

Aber vor allem agiert er als Homo Oeconomicus.⁴⁷⁸ Er hat ein klares Ziel, nämlich die Große Koalition durchzusetzen. Und dazu braucht er die Stimmen der Basis. Das wird ihm nur gelingen, wenn er überzeugend agiert und argumentiert. Insofern handelt er rational, auch wenn er sich dazu emotionaler Mittel bedient. Manchmal verlässt er sich allerdings auch – und das ist dem Homo Oeconomicus nicht fremd – auf sein Bauchgefühl und auf seine Rhetorik.

476 Ruchatz (2014, 243).

477 Verra Stefan (12.10.2015): Körpersprache Analyse: Bettina Schausten-Sigmar Gabriel, <https://www.youtube.com/watch?v=yJDt5In0khY>

478 Schimank (2010, 83-120).

Wenn man der weiter vorne vorgeschlagenen Einteilung folgt, dann gehört Slomka dagegen eher zum Typ Homo Sociologicus.⁴⁷⁹ Sie führt ihre Interviews nach den journalistischen Prinzipien, für die sie steht. Dazu gehört, dass sie unnachgiebig fragt, ohne parteiisch zu werden. Sie sieht sich als Vertreterin der vierten Gewalt, aber auch als erfolgreiche Interviewerin, die einen Ruf zu verteidigen hat. Auch der Homo Sociologicus muss also ein ganzes Rollenset miteinander in Einklang bringen. Das Interview wird im weiteren Verlauf zum „game in action“⁴⁸⁰, wie auch Steve Clayman und John Heritage es in ihrer Arbeit über die News Interviews bezeichnen. Halten sich die beiden Kontrahenten z. B. an ihre konventionelle Rolle? Der eine fragt, der andere antwortet? Für Gabriel trifft das zu. Er versucht nicht, Fragen auszuweichen oder mit Gegenfragen zu kontern. Er geht auf die Fragen ein und bietet schlüssige Argumente dazu an. Aber er äußert sich in einer Form, die Slomka provoziert. Im weiteren Verlauf fällt es ihr immer schwerer, sich auf ihre Rolle als Fragerin zu beschränken. Einige Male wird sie von der Interviewerin fast zur MitdiskutantIn. Und sie lässt Gabriel lange im Unklaren darüber, wie sie zu ihrer These kommt, die Befragung der SPD-Basis könne gegen die Verfassung verstoßen. Das ist entweder ungeschickt oder ein Verstoß gegen das Kooperationsprinzip (s. 3. 2. 5).

Der Verlauf des Gesprächs lässt vermuten, dass bei beiden Interviewpartnern das Modell des Homo Sociologicus bzw. Homo Oeconomicus als Erklärung nicht ausreicht und beide auch immer wieder in die Rolle des Typus „Constrained Emotional Man“⁴⁸¹ wechseln, wobei diese Emotionen auch nur inszeniert sein können.

Eskalationsstrategien

Das Interview beginnt eigentlich schon von Anfang an, sich aufzuladen. Slomka begrüßt Gabriel mit der Bemerkung, dass er wohl noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten habe, wenn die SPD seinem Weg folgen solle. Gabriel widerspricht deutlich („war ne tolle Stimmung“) und unterstellt nun seinerseits, dass Slomka das wohl nicht genau mitgekriegt habe. Falls er damit sagen wollte, die Interviewerin habe schlecht recherchiert, so ist das eine Provokation, die kein Journalist einfach so stehen ließe.

Bemerkenswert ist, dass sowohl Slomka wie auch Gabriel nie den Versuch machen, das Gespräch durch eine entsprechende Floskel etwas zu deeskalieren. Im Gegenteil, sie widersprechen einander immer direkt und kompromisslos. Auf die etwas maliziöse Bemerkung von Gabriel, vielleicht habe sie die Stimmung der Konferenz in Mainz nicht mitgekriegt, antwortet sie: „Doch, ich habe zugehört“. Und dann feuert sie ihren Hauptvorwurf ab: Verstößt dieses Vorgehen nicht gegen die Verfassung?

Gabriel antwortet seinerseits darauf nicht nur sehr deutlich, sondern er durchbricht damit auch den üblichen Verlauf einer Paarsequenz, die eine Antwort etwa in der Form „Nein, weil...“ vorsähe. Stattdessen lautet seine Antwort: „Nee, weils ja

479 Schimank (2010, 109).

480 Clayman/Heritage (2009, 25): „Like true games, the news interview [...] is played through a series of moves and countermoves. Its participants are locked in competition, and with varying levels of skill they deploy their moves strategically in pursuit of divergent goals and objectives.“

481 Schimank (2010, 131-141).

auch Blödsinn ist.“ Mit der Wortwahl zeigt er deutlich, dass er den bei einem solchen Interview eigentlich vorgegebenen Rahmen verlässt. Er argumentiert nicht mehr, er qualifiziert ab und verstößt damit auch gegen Goffmans face-to-face-Regeln. (s. 3. 3. 5)

Erst nach einer kleinen Pause schiebt er sein Argument nach, das aber gleichzeitig eine weitere Provokation bedeutet: „Den Verfassungsrechtler, der so was behauptet, würde ich gerne mal kennenlernen.“ Slomka nimmt den Fehdehandschuh sofort auf und reagiert direkt und kompromisslos: „Nee, das behaupten die auch gar nicht, die Verfassungsrechtler.“

Als Gabriels Zorn wieder etwas nachlässt und er eine Art Friedensangebot macht, indem er sagt: „Frau Slomka, es wird ja nicht besser, wenn wir uns gegenseitig so behandeln“, reagiert Slomka abweisend: „Ich behandle Sie gar nicht, ich stelle nur fest.“ Beide unterbrechen sich während des Interviews mehrfach und es lenkt keiner ein. Einige Male reden sie gleichzeitig. Dann fliegen wieder Wörter wie „Quatsch“, „Blödsinn“, „Ist völlig falsch“.

Wirkung auf die Zuschauer

Das Zuschauerinteresse war enorm. Auch in der Mediathek und bei YouTube wurde das Interview mehrere hunderttausend Mal aufgerufen und vielfach kommentiert. Abgesehen davon, dass es das Publikum offenbar als spannend und unterhaltsam empfand, bleibt für die beiden Protagonisten die entscheidendere Frage, welche Wirkung sie jeweils auf die Zuschauer hatten. Fanden diese die kompromisslose Art der Gesprächsführung von Marietta Slomka überzeugend oder zu aggressiv? Wie hat Gabriel beim Publikum, aber auch bei seinen Genossen abgeschnitten? Wen von den beiden Interviewpartnern fanden die Zuschauer sympathischer, wen überzeugender? Das hängt, wie auch dieses Beispiel gezeigt hat, nicht nur vom Inhalt, von den Argumenten ab, sondern von einer Fülle scheinbar nebensächlicher Eindrücke. Etwa 90 % derer, die das Interview auf YouTube oder in der Mediathek aufgerufen hatten, drückten anschließend auf den Gefällt-mir-Button. Aber wem gilt diese positive Wertung? Dem Unterhaltungswert? Den Argumenten von Gabriel? Der mutigen Art von Slomka, Fragen zu stellen? Über den Einfluss auf politische Überzeugungen und vor allem über den damit verbundenen Nutzen für die Protagonisten verraten diese Zahlen leider nichts.

Der Kritiker der folgenden Fernsehkritik zum Gabriel-Interview scheint sich in seinem Urteil auch nicht ganz schlüssig gewesen zu sein. „Die Zuschauer konnten eine lebhafte Debatte verfolgen und sich hinterher über einen unverschämten Obersozi aufregen – oder, je nach Gesinnung, über eine unverschämte, blöd fragende Fernsehfrau.“⁴⁸²

482 SPIEGEL-Online (29.11.2013): Mehr von diesem Quatsch <https://www.spiegel.de/kultur/tv/kommentar-zum-zdf-interview-von-marietta-slomka-mit-sigmar-gabriel-a-936346.html>

4.3 Interview Dunja Hayali mit Sebastian Kurz

Das zweite Interview, das hier analysiert werden soll, fand am 18.1.2018 im gemeinsamen Morgenmagazin von ARD und ZDF zwischen dem österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz und der Interviewerin Dunja Hayali statt. Anlass war der Antrittsbesuch von Kurz bei der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel.⁴⁸³

Die Rahmenbedingungen

Die deutsche Presse hatte vorher auf die kritischen Themen zwischen Deutschland und Österreich hingewiesen: Österreichs Klage gegen die deutschen Mautpläne, der Streit um die Verteilung der Flüchtlinge innerhalb der EU, schließlich der Koalitionspartner von Kurz, die rechtsnationale FPÖ. Ein weiteres Thema, auf das Kurz oft empfindlich reagiert, war sein junges Alter. Sebastian Kurz ist mit 31 Jahren weltweit der jüngste Staatschef. Das steht einerseits für den Blick in die Zukunft, kann für einen Politiker in seiner Position aber auch mit Unerfahrenheit, Leichtsinn und Ähnlichem in Verbindung gebracht werden.

Die Themen

Es gibt also für dieses Gespräch genug brisante Themen. Auch die Interviewerin Dunja Hayali steht für kritische Fragen. Trotzdem strahlt das Interview eine ganz andere Atmosphäre aus als das Duell zwischen Marietta Slomka und Sigmar Gabriel. Das hängt zum einen sicher damit zusammen, dass es sich bei Kurz nicht um einen deutschen Politiker, sondern um einen Staatsgast aus einem anderen Land handelt, was von vorneherein eine gewisse Distanz, eine andere Rahmung nahelegt. Es war aber auch Sebastian Kurz geschuldet, dass der Verlauf weniger von Spannungen geprägt war.

Kurz gibt sich freundlich, höflich, ernsthaft. Er moduliert wenig mit Stimmungen. Humor oder Ironie setzte er kaum ein. Aufrecht, staatsmännisch steht er mit seiner ganzen Körpergröße der Moderatorin gegenüber. Hayali beginnt mit einer freundlichen Begrüßung und einer Art *captatio benevolentiae*, indem sie aufzählt, welche Ämter Kurz schon in sehr jungen Jahren bekleidet hat, bis er nun mit 31 Jahren auch der jüngste Staatschef der Welt geworden ist. Sie bedankt sich, dass er ins Studio gekommen sei, trotz einer Erkältung, die ihm aber nicht anzumerken ist. Kurz bedankt sich seinerseits für die Einladung und nickt dabei höflich mit dem Kopf.

Die Moderatorin spricht alle wichtigen Themen an, lässt auch keine unangenehmen Fragen aus. Kurz bleibt höflich, holt einige Male etwas weiter aus. Es gibt eigentlich nur eine Stelle, an der er vehementer dazwischen geht und auch in Gestik und Mimik zeigt, dass ihn das Thema und die Frage, die Hayali dazu formuliert, direkt

483 ZDF-Morgenmagazin (21.06. 2018): Interview Dunja Hayali mit Sebastian Kurz, https://www.youtube.com/watch?v=IJ8Pa_GVabo

trifft: Als die Moderatorin die Verteilung der Migranten innerhalb Europas kritisiert. Kurz weist darauf hin, dass Österreich mehr Migranten aufgenommen habe als Italien und auch Griechenland.

Die Inszenierung

Im Studio sitzen keine Zuschauer wie sonst oft beim Morgenmagazin. Kurz muss also nicht auf Publikumsreaktionen eingehen oder auf verschiedene Gruppen von Zuschauern Rücksicht nehmen. Er braucht sozusagen nur die Vorderbühne zu bedienen. Die Inszenierung passt sich dieser Stimmung an. Kamera und Bildschnitt sind eher statisch. Die einzige Lässigkeit, die Kurz sich leistet, ist das umgangssprachliche *ham für haben*, das aber in erster Linie dem österreichischen Dialekt geschuldet sein dürfte.

Die Moderatorin spricht alle wichtigen Themen an, lässt auch keine unangenehmen Fragen aus. Als sie auf die Verteilung der Migranten innerhalb Europas zu sprechen kommt, konstatiert Hayali, dass diese Verteilung nicht funktioniere, weil sich die Mitgliedstaaten dagegen wehrten, „unter anderem auch Sie“. Kurz reagiert mit einer unwirschigen Mimik, unterbricht die Moderatorin, hebt den Zeigefinger, unterstreicht seine Sätze mit Gesten der rechten Hand, bevor er sich wieder ganz unter Kontrolle hat.

Deeskalation

Er weicht aber der Frage nicht aus, sondern beantwortet sie sehr ausführlich. Dabei wählt er nicht Formulierungen wie „ich widerspreche entschieden“, was Politiker in einem solchen Fall gerne tun, sondern er drückt sich verhaltener aus: „Da möchte ich ein bisschen widersprechen.“ Kurz weist dann darauf hin, dass Österreich mehr Migranten aufgenommen habe als manche anderen Länder.

Der österreichische Bundeskanzler bleibt die ganze Zeit betont höflich und zurückhaltend. Man merkt kaum, dass er dabei das Gespräch oft selbst zu steuern versucht: „Ich glaub, um das abzukürzen ...“ Auch sein Lösungsvorschlag ist eher zurückhaltend, nämlich als Frage formuliert: „[...] reden wir uns nicht ein, dass wir damit die Migrationsfrage lösen?“ Man müsse vor allem, so Kurz, die Außengrenzen schützen und Hilfe vor Ort leisten.

Auch das Thema Zusammenarbeit mit der stark rechtslastigen FPÖ behandelt er ohne polemische Zwischentöne. Er habe nur das Wahlergebnis umgesetzt. Außerdem habe die SPÖ sowieso von Anfang an erklärt, dass sie in die Opposition gehen werde. Seine Regierung habe ein klar proeuropäisches Regierungsprogramm und zudem eines, das sich eindeutig gegen Antisemitismus positioniere. Am Ende bedankt er sich wieder höflich und verbeugt sich dabei leicht.

In der Detailanalyse findet man im Interview zwischen Hayali und Kurz vieles von dem nicht, was für das Interview Slomka – Gabriel typisch ist. Auch Hayali lässt keine kritischen Fragen aus. Aber sie leitet sie nie mit Provokationen ein. Schon zum Auftakt legt sie die Tonart fest, indem sie die politischen Positionen aufzählt, die Kurz schon in sehr jungem Alter erreicht hat. Kurz reagierte fast immer zurückhaltend, kontrolliert, höflich.

Die erste Frage ist eine sehr offene Frage: „Wie kann denn eine Reform in Ihren Augen aussehen? Nennen Sie uns einen Ihrer Kernpunkte.“ Das heißt, sie lädt den Gast ein, zu einem Thema Stellung zu nehmen, ohne dass er durch zusätzliche Stichpunkte oder eine zeitliche Begrenzung eingeschränkt wird.

Selbst bei dem angesprochenen Dissens über die Flüchtlingsfrage bleibt Kurz beim gleichen Tonfall, er hebt nicht die Stimme an, er redet nicht schneller. Im Gegensatz zum Interview zwischen Slomka und Gabriel laufen die Gesprächssequenzen so reibungslos ab, dass man aufpassen muss, nicht die Zwischentöne zu versäumen.

Analyse der Körpersprache

Stefan Verra, der oft im österreichischen Fernsehen die Körpersprache von Politikern analysiert, meint, Kurz sei offenkundig rhetorisch trainiert und agiere insgesamt vorbildhaft. Mit einem Verhalten wie der angedeuteten Verneigung versuche er, sich trotz seiner Jugend als reifer und erfahrener Politiker darzustellen, um damit Vertrauen zu gewinnen.⁴⁸⁴ Er mache alles richtig, was man in Präsentationsseminaren lernt. Allerdings lerne man dort nur die Grundregeln: Wirklich große Redner brächen diese Regeln auch hin und wieder, was Kurz (noch) nicht wage.

Wenn Kurz provoziert werde, bewahre er – so eine andere Expertin für Körpersprache – die Contenance, so wie es der Würde des Amtes angemessen sei.⁴⁸⁵ Auch sie findet es ungewöhnlich, dass er sich beim Begrüßen stets ein wenig verneige. Das passe eigentlich nicht zu seiner Generation, die solche Konventionen nicht mehr einhalte.

Akteurstypen

Die Konsequenz, mit der Kurz bei seiner Linie bleibt, lässt auch noch an eine andere Art von Akteur denken, den Schimank in seiner Typologie kurz erwähnt: den Identitätsbehaupter. „Der Identitätsbehaupter ist das Modell eines Akteurs, dessen Handlungswahlen von dem Streben nach Bestätigung seines Selbstbildes bestimmt werden.“⁴⁸⁶ Dieses Bild von sich selbst steuere den Handlungsantrieb. Es ist – so Schimank – seine eigene Identität. Dabei drücke diese Identität nicht die Gesamtheit seines Wesens aus. Sie ist eine Selbstsimplifikation, wenn man so will, eine komplexitätsreduzierte, vergrößerte Skizze der eigenen Persönlichkeit, die aber so klarer zum Ausdruck gebracht werden kann. Darüber hinaus arbeite heute jedes Subjekt beständig an seiner Selbstrepräsentation. Das Subjekt sei in der Spätmoderne mehr und mehr identisch mit seiner Performance vor einem Publikum.⁴⁸⁷

484 Der Standard (16.9.2019): Stefan Verra analysiert Sebastian Kurz youtube:<https://www.youtube.com/watch?v=NHalHSMrRyE>

485 Karrner Brigitte (2019): „Bevor das erste Wort gesprochen ist“ und Kotanko Christoph, 10. Mai 2019): Was ihre Körpersprache über Politiker verrät, in: Oberösterreichische Nachrichten, unter <https://www.nachrichten.at/meinung/kolumnen/kotanko/was-ihre-koerpersprache-ueber-politiker-verraet;art109300,3127880>

486 Schimank (2010, 143).

487 Reckwitz (2017, 245 f).

So gesehen, kann man auch die Präsentation von Kurz in mehrerer Hinsicht als Identitätsbehauptung sehen. Einmal für sich selbst, für seine Person als der junge, aber trotzdem nicht unerfahrene Politiker, dann auch als der Regierungschef, der zeigt, wie er sein Land besonnen führt und der auch in Krisen ruhig und rational handelt.

Wirkung auf die Zuschauer

Auch bei Sebastian Kurz spielt wie bei Gabriel die Körpersprache eine möglicherweise viel entscheidendere Rolle als der Inhalt seiner Ausführungen. Die spannende Frage, wie das Interview beim Publikum ankam, wie sich der Auftritt von Kurz auf seine Sympathiewerte auswirkte, ist auch hier nicht leicht zu beantworten. Im Gegensatz zu Gabriel wirkt sein Auftritt kontrolliert, überlegt, fast leise.

Man könnte vermuten, dass diese Unaufgeregtheit ihm Sympathiepunkte einbringt. Aber wenn die Erklärungen dafür, wie man Publikum überzeugt, so einfach wären, dann käme sicher auch Gabriel auf die Idee, seine Emotionen lieber mehr im Zaum zu halten. Dass ein Protagonist aber seinen Charakter nicht beliebig verändern oder verbergen kann, sondern dass auch in einem Fernseauftritt immer ein Teil der eigenen Persönlichkeit durchscheint, zeigt sich schon an einem einfachen Gedankenexperiment: Wäre es denkbar, dass Kurz und Gabriel einfach ihre Art aufzutreten, tauschen könnten? Kurz mutiert also zum Emotional Man, Gabriel wird zum abgeklärten Staatsmann. Wohl kaum! Auch Selbstinszenierung hat ihre Grenzen.

4.4 Fazit

Damit ist der erste Teil dieser Untersuchung abgeschlossen, der sich ausschließlich mit Formen und Darstellungsproblemen des Interviews im Fernsehen befasste. Gezeigt werden sollte, dass sich in diesem Medium Möglichkeiten und Probleme auf-tun, die in Print und Radio keine Rolle spielen. Das bewegte Bild macht von Anfang an Entscheidungen nötig, die auch den Auftritt der Protagonisten beeinflussen. Sie stehen an einem bestimmten Ort, vor einem bestimmten Hintergrund, sie blicken in eine Kamera, aber ohne direkten Kontakt zum Publikum. Sie verraten, ob sie wollen oder nicht, mit ihrer Körperhaltung ihre emotionale Einstellung zum Thema und zum Interviewer. Denn sie können nie ganz aus ihrer Haut, auch wenn sie durch entsprechendes Training gelernt haben, ihre Körpersprache zu kontrollieren. Der In-szenierung sind auch Grenzen gesetzt.

Bei der Aufnahme bzw. bei der Ausstrahlung sind die Protagonisten auch nur teilweise Herr des Verfahrens. Wie sie genau ins Bild gesetzt werden, wissen sie meist nicht, und sie können es auch kaum beeinflussen. Sie müssen aber damit rechnen, dass ihr Körper, ihr Gesicht, unter dauernder Beobachtung einer Kamera steht und jederzeit in die Sendung geschnitten werden kann, vielleicht sogar in Großaufnahme, also näher, als die meisten Menschen ihnen in der Realität je kommen werden. Aber beide Protagonisten müssen sich darüber im Klaren sein, dass die äußerlichen Eindrücke mindestens so wichtig sind, wie das, was sie vorzubringen haben. Am Ende erinnern sich die Zuschauer vielleicht mehr an die Kleidung der Protagonisten oder den Klang ihrer Stimmen als an die politische Botschaft.



5 Theoretische Perspektive auf mediale Inszenierungen



5.1 Einleitung

Das Medium Fernsehen, das hat der erste Teil dieser Untersuchung gezeigt, erzeugt eine suggestive Wirkung durch die scheinbare Natürlichkeit des Dargestellten, auch wenn diese Darstellungen in hohem Maße artifizial sind. Sie funktionieren in Wirklichkeit nach dramaturgischen Gesetzen, die Spannung und Emotionen erzeugen sollen. Die Bilder scheinen die Wirklichkeit wiederzugeben, auch wenn sie diese mit verschiedenen Mitteln – Reduzierung und Fokussierung auf den Bildausschnitt, Kamerabewegungen, Montage – vor allem den Möglichkeiten des Mediums anpassen. Die Paradoxie besteht letztlich darin, dass mit künstlichen Mitteln versucht wird, ein hohes Maß an scheinbarer Natürlichkeit herzustellen, das dazu noch expressiv gesteigert wird.

Im nun folgenden zweiten Hauptteil geht es darum, wie die Protagonisten ihre Botschaften gestalten, um bei ihrem Auftritt vor der Kamera hohe Überzeugungskraft zu erzielen. Wie verpacken und drapieren sie ihre Sätze effektiv, wie formulieren sie Begrifflichkeiten einprägsam, welche Anleihen aus anderen Bereichen wie Tradition und Religion, nationale Identität und Mythen übernehmen sie, um im kulturellen Gedächtnis ihrer Zuhörer und Zuschauer eine starke Resonanz zu erzeugen? Auch dabei sind die besonderen Bedingungen des Mediums zu berücksichtigen. Da die zur Verfügung stehende Zeit knapp ist, müssen die Aussagen in ihrer Komplexität reduziert und gleichzeitig plakativ formuliert werden, damit sie sich einprägen. Sie müssen massentauglich sein und sich zugleich dafür eignen, dass der Politiker dem Zuschauer in Großaufnahme, also in fast intimer Distanz, gegenübersteht.

Angesichts solcher Chancen, aber auch solcher Risiken versuchen die Beteiligten, unter allen Umständen die Interpretationshoheit über ihre Aussagen und ihren Auftritt in eigenen Händen zu behalten. Um ihre eigene Glaubwürdigkeit zu erhöhen, artikulieren Politiker in Interviews immer wieder ihre Skepsis gegenüber dem Interviewer oder den Journalisten im Allgemeinen. Sind diese unparteiisch und zuverlässig genug? Lag es an der Berichterstattung, dass die politische Botschaft nicht überzeugend genug vermittelt werden konnte?

Geben die Medien Ereignisse und Informationen überhaupt richtig und angemessen wieder? Darum geht es in Kapitel 5. 2 und 5. 3. Kapitel 5. 2 geht auf den aktuellen Stand der Nachrichtenwertforschung ein fragt, nach welchen Kriterien Journalisten Nachrichten für berichtenswert einstufen und entsprechend veröffentlichen. Diese Erkenntnisse macht sich auch die Politik zunutze, um ihre Themen erfolgreich in der Öffentlichkeit zu platzieren.

In Kapitel 5. 3 wird gefragt, ob unser Bild von der Wirklichkeit nicht zum großen Teil über die Medien entsteht, eine mediale Realitätskonstruktion ist, die wir zudem größtenteils kaum überprüfen können. Haben wir Menschen überhaupt einen eigenen Zugang zur Wirklichkeit oder ist uns dieser weitgehend verschlossen, weil schon der menschliche Erkenntnisapparat dafür zu defizitär ist? Dann wäre auch der

Journalismus mit seiner Forderung nach Wahrheit und Objektivität überfordert. Das behauptet zumindest der Konstruktivismus, für den damit diese journalistischen Tugenden obsolet sind. In Kapitel 5. 4 wird die Frage nach der Beziehung zwischen Medien und Realität noch verschärft. Haben es die Medien in Zeiten der Digitalisierung vielleicht überhaupt nicht mehr mit der Realität, sondern mit einer Art von Hyperrealität zu tun, wie Baudrillard meint?

Das Kapitel 5. 5 befasst sich mit Persuasionstechniken, mit der Kunst, Botschaften eingängig darzustellen, damit sie sich im Gedächtnis festsetzen. Slogans werden formuliert und Begriffe besetzt, um damit den Markenkern der jeweiligen Partei herauszuarbeiten und ihren Anhängern einzuprägen.

Eine Steigerung solcher Persuasionstechniken besteht darin, die Position der eigenen Partei mit nichtrationalen Überzeugungsstrategien wie religiösen oder ideologischen Aussagen so zu erhöhen, dass die jeweilige politische Richtung als nahezu alternativlos erscheint und die Anhänger sich noch mehr darauf verpflichtet fühlen. Davon handelt Kapitel 5. 6.

In Kapitel 5. 7 schließlich wird der Mensch als animal symbolicum beschrieben, das in einem Netz von Symbolen, Mythen und religiösen Vorstellungen eingesponnen ist, die sein kulturelles Umfeld ausmachen. Deshalb ist er empfänglich für Themen, die stark religiös oder gar ideologisch aufgeladen sind.

Ernst Cassirer hat in seiner Philosophie der symbolischen Formen gezeigt, wie sich der Mensch in diesen symbolischen Welten verirren kann.

5.2 Die Realität der Medien

Die Zweifel daran, ob die Medien die Wahrheit, die ganze Wahrheit sagen oder schreiben, sind wahrscheinlich so alt wie die Medien selbst. In den letzten Jahren sind Begriffe wie „Lügenpresse“ oder „Fake News“ zu Kampfbegriffen geworden. Das Publikum ist unter anderem vielleicht deshalb immer wieder skeptisch, weil schon der Begriff der Wahrheit verschieden ausgelegt wird. Im Diskurs über die Glaubwürdigkeit der Medien werden Begriffe wie Fakten und Einschätzungen, Tatsachen und Augenzeugenberichte, Wahrheit und Wahrhaftigkeit oder Inszenierung und Manipulation oft nicht trennscharf verwendet und teilweise sogar gleichgesetzt. Dass Wahrheit ein komplexer Begriff ist, zeigt sich auch daran, dass es in der Philosophie einige recht unterschiedliche Definitionen von Wahrheit gibt. Viele große Denker bezweifeln prinzipiell, dass wir die Wahrheit und die Wirklichkeit überhaupt erkennen können.

Doch über welche Realität verhandeln Politiker und Journalisten eigentlich mit den Zuschauern? Lebt wirklich jeder der Beteiligten in der gleichen Wirklichkeit? Sind die Medien in der Lage, diese Wirklichkeit adäquat abzubilden? Nur, wenn sich alle auf die gleiche Wirklichkeit beziehen, macht das Reden darüber auch einen Sinn.

Journalisten ordnen aktuelle Ereignisse nach bestimmten Kriterien ein. Was ist wert, berichtet zu werden, was interessiert den Leser oder Zuschauer? Politiker oder deren Berater kennen diese Kriterien auch und machen sich dieses Wissen zunutze. Sie versuchen, wie weiter oben schon angedeutet, Einfluss auf das Programm zu nehmen, indem sie von sich aus nicht nur Themen vorschlagen, sondern oft gleich auch Ideen für eine visuelle Umsetzung mitliefern, und vielleicht sogar den Fall einer Person präsentieren, die von dem Problem persönlich betroffen ist. Den Politiker, der dazu kompetent Stellung nehmen kann, bekommen sie gleich noch mitgeliefert. Eine weitere Frage ist deshalb, ob Journalisten ausreichend Abstand von der politischen Ebene halten? Besteht nicht die Gefahr, dass sie – und damit wir alle – manipuliert werden? Wie glaubwürdig ist die Realität, die uns über die Medien vermittelt wird?

Nach Ernst Cassirer ist die Wirklichkeit uns nur in den Bild-Welten zugänglich, die wir entwerfen. „Durch sie allein erblicken wir und *in ihnen* besitzen wir das, was wir ‚Wirklichkeit‘ nennen, – ist ‚wirklich sein‘ eine Eigenschaft dessen, was seinerseits Teil einer solchen Bildwelt ist oder wird.“⁴⁸⁸ Wenn Cassirer von Bildwelten spricht, interpretiert ihn Andreas Graeser, so scheint er von Welt-Versionen zu sprechen. Das hieße also, dass uns Wirklichkeit eben nur in Gestalt von Versionen entgegentritt. Entsprechend gilt dann, dass wir keinen Zugang zu einer fertigen und uninterpretierten Wirklichkeit haben. Es besteht auch keine Möglichkeit, die Version bzw. die Bild-Welt mit der Wirklichkeit selber zu vergleichen.⁴⁸⁹

488 Cassirer Ernst (1923a, 47): Philosophie der symbolischen Formen I.

489 Graeser Andreas (1994, 172): Ernst Cassirer.

Markus Gabriel spricht in diesem Zusammenhang von einem erkenntnistheoretischen Pluralismus: Es gebe keinen universalen Begriff des Wissens, der in ein und derselben Bedeutung auf alle Fälle von Wissen zutrefte. Der Begriff „Wissen“ beziehe sich auf prinzipiell voneinander verschiedene Phänomene.⁴⁹⁰ Für Neuberger tritt deswegen an die Stelle eines realistischen ein konsensueller und pluralistischer Objektivitätsbegriff. Dabei blieben Erkenntnisse immer hypothetisch. Der Erkenntnisprozess sei nie abgeschlossen.⁴⁹¹ Ähnlich formuliert es Sybille Krämer: Wahrheit sei kein Gegenstand, sondern ein Prozess, der nie zu Ende geht.⁴⁹²

Clifford Christians unterscheidet zwei Formen des Wahrheitsbegriffs: truth and aletheia. „Truth as an objectivity and accuracy has priority in every code.“⁴⁹³ – “The mainstream press has defined itself in terms of the objectivist worldview. The facts in news are said to mirror reality.”⁴⁹⁴ Die elementare Sicht von Wahrheit als präzise Information werde heute aber als zu eng für die sozialen und politischen Komplexitäten gesehen.⁴⁹⁵ Das heißt, Fakten und Ereignisse aufzuzählen, reicht nicht mehr aus, um die Realität abzubilden.

5.2.1 Kriterien für Nachrichtenwerte

Der neue Skeptizismus gegenüber den Medien beginnt in den 1920er Jahren mit der News-Value-Forschung. Inwieweit geben die Medien, fragte sich damals der Journalist Walter Lippmann, die komplette Realität wieder? Denn vieles, was beispielsweise von Agenturen als Nachricht gemeldet wird, steht am nächsten Tag nicht in der Zeitung, sondern landet im Papierkorb. Warum ist das so und nach welchen Gesetzen geschieht es?

Heute bestreitet wohl kaum noch jemand, dass die Medien mit ihren Informationen nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit präsentieren. Eigentlich ist diese Erkenntnis, dass Journalisten nicht die Realität Eins zu Eins abbilden können, auch banal. Der Journalismus muss, um seine Leser, Zuhörer oder Zuschauer nicht zu überfordern, Informationen selektieren, Komplexität reduzieren und nach Relevanz hierarchisieren. Doch nach welchen Kriterien wählen die Journalisten ihre Nachrichteninhalte genau aus? Das ist nicht nur für den Leser bzw. Zuschauer von Interesse, sondern auch für Personen, deren Handeln selbst zur Nachricht wird. Je besser ein Politiker die Auswahlkriterien von Journalisten kennt, desto mehr kann er versuchen, sie zugunsten bestimmter Themen zu beeinflussen.

490 Gabriel Markus (23.4.2013): Wissen und Erkenntnis, Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/apuz/158651/wissen-und-erkenntnis?p=all>

491 Neuberger Christoph (1996, 186): Journalismus als Problembearbeitung.

492 Krämer Sybille (19.2.2020): Zeugenschaft in digitalen Zeiten, Jahrestagung Netzwerk Medienethik, Bayerische Akademie der Wissenschaften.

493 Christians Clifford (2019,134): Media Ethics and Global Justice in the Digital Age.

494 Christians (2019, 138).

495 Christians (2019,141).

Lippmann suchte in seiner Abhandlung „The public opinion“⁴⁹⁶ als erster nach den Kriterien, die den Redakteur bei seiner Nachrichtenauswahl beeinflussen. Denn der Redakteur fungiert als eine Art Gatekeeper (der Begriff stammt von Lippmann), an dem die News sozusagen erst einmal vorbeikommen müssen, bevor sie publiziert werden. Lippmann erstellte einen Katalog von Faktoren, die seiner Meinung nach entscheidend für die Auswahl von Nachrichteninhalten sind. Für das Publikum gehören u. a. Sensationen, Überraschungen, Relevanz und Nutzen zu solchen Faktoren. Dieser Kriterienkatalog wurde mehrfach erweitert und neu gegliedert, z. B. in kulturabhängige und kulturunabhängige Faktoren. Die norwegischen Wissenschaftler Einar Østgaard, Johan Galtung und Mari Holmboe Ruge untersuchten später vor allem internationale Nachrichten, da dabei der Leser größtenteils auf die Presse angewiesen und damit noch stärker von den Entscheidungen der Redakteure abhängig ist.⁴⁹⁷

Einen anderen Ansatz in der News-Value-Forschung brachte Winfried Schulz in die Diskussion ein. Vielleicht, so überlegte Schulz, lag der Grund, warum ein Ereignis als Nachricht veröffentlicht oder ignoriert wurde, gar nicht an dem Sachverhalt selbst und den entsprechenden Nachrichtenfaktoren, sondern eher daran, wie der zuständige Redakteur dieses Ereignis bewertete. Er sei es schließlich, der ein Ereignis aus seiner persönlichen Einschätzung heraus als sensationell, neu oder relevant beurteile und dem Publikum auch als solches vermittele. Es gehe also weniger darum, möglichst objektive Kriterien für die Auswahl von Nachrichten zu finden, sondern eher darum, den Blick auf den Redakteur zu richten, der mit seinen persönlichen Kriterien die mediale Realität für den Zuschauer generiere. Winfried Schulz behauptete:

„Die in den Medien dargebotene Wirklichkeit repräsentiert in erster Linie die Stereotype und Vorurteile der Journalisten, ihre professionellen Regeln und die politischen Einstellungen, die Zwänge der Nachrichtenproduktion und die Erfordernisse medialer Darstellung.“⁴⁹⁸

Er lenkte also die Aufmerksamkeit weg von den ereignisbezogenen Merkmalen hin zu den Automatismen des journalistischen Handelns. Zweifellos gehören beide zusammen, und beide, die Ereignismerkmale wie die journalistischen Auswahlkriterien, beeinflussen den Selektionsprozess. Schulz erweiterte den Kriterienkatalog zur Selektion von Nachrichten und gab ihm durch unterschiedliche Wertigkeiten eine klarere Struktur.

Welche Realität also entwerfen Journalisten durch ihre Art der Nachrichtenauswahl für die Gesellschaft? Niklas Luhmann, der ebenfalls einen Kriterienkatalog entwickelt hat, stellte fest, dass die Medien Selektoren bevorzugen, die auf Diskontinuität und Konflikt abstellen. Damit bewerteten sie gleichzeitig den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand als unbefriedigend und setzten ihn in Gegensatz zu einer

496 Lippmann Walter (1922): The public opinion, deutsch: Die öffentliche Meinung.

497 Dernbach Beatrice: Nachrichtenfaktoren. Eine Einführung, in Journalistikon. Das Wörterbuch zur Journalistik, <http://journalistikon.de/category/nachrichtenfaktoren/>

498 Schulz Winfried (1989, 139): Massenmedien und Realität, Die „ptolemäische“ und die „kopernikanische“ Auffassung.

wünschenswerteren Situation. Dahinter stehe die Botschaft, dass die politische Klasse vor den großen Aufgaben versage.⁴⁹⁹ „Massenmedien steigern die Irritierbarkeit der Gesellschaft und dadurch ihre Fähigkeit, Informationen zu verarbeiten. Oder genauer: Sie steigern die Komplexität der Sinnzusammenhänge, in denen die Gesellschaft sich der Irritation durch selbstproduzierte Differenzen aussetzt.“⁵⁰⁰

Die Selektionskriterien von Journalisten haben neuerdings im Zusammenhang mit der Forderung nach mehr gesellschaftlicher Vielfalt zusätzliche Aufmerksamkeit erfahren. Die Redakteure, die über die Nachrichteninhalte entscheiden, seien immer noch vorwiegend männlich und kämen weitgehend aus dem gleichen politisch-gesellschaftlichen Milieu. Frauen und Migranten befänden sich selten in Positionen, in denen über Nachrichten entschieden werde.⁵⁰¹ Auch dieser Mangel an diversity beeinflusse die Auswahl der Meldungen. Mittlerweile werden in der Forschung auch die Interessen der Rezipienten stärker erforscht und berücksichtigt. Regelmäßig werden z. B. Zuschauer befragt, welche Themen sie derzeit am meisten bewegen und welche sie für weniger dringlich halten. Dadurch beeinflussen sich Redaktionen durch die Selektionen von Nachrichten und Nutzer durch die von ihnen favorisierten Themen gegenseitig.

Die Bildsprache des Mediums Fernsehen hat die Diskussion über die Gesichtspunkte, die bei der Nachrichtenauswahl eine Rolle spielen, noch einmal erweitert. Zwar gelten die wichtigsten der zuvor genannten Kriterien weiter. Bildstarke Ereignisse haben aber zusätzlich bessere Chancen, gesendet zu werden, während Themen, die für den Zuschauer optisch weniger attraktiv sind, vielleicht nur als Meldung auftauchen.

Georg Ruhrmann hat mit einer Gruppe von Wissenschaftlern Anfang des Jahrhunderts erneut die Nachrichtenwerte bei deutschen Fernsehsendern untersucht.⁵⁰² Dabei stellte er nicht nur einen Rückgang politischer Berichterstattung zugunsten sogenannter Human-Touch-Themen, also emotionalerer und teilweise auch sensationellerer Geschichten fest, weil das Fernsehen immer stärker als Unterhaltungsmedium wahrgenommen und genutzt werde. Er beobachtete auch eine stärkere Visualisierung von Ereignissen, was sich z. B. dadurch ausdrücke, dass Sachthemen, die schwer zu bebildern sind, beispielhaft über vom Thema besonders Betroffene erzählt werden. Dies könnte also ein weiteres Kriterium dafür sein, dass es Ereignisse vor allem dann ins Fernsehen schaffen, wenn die Redaktion dazu zeitnah ein eingängiges Beispiel findet. Aus den Ergebnissen dieser Untersuchungen lassen sich also weitere, auf den Rezipienten bezogene Faktoren ableiten, die sich auf die Nachrichtenberichterstattung auswirken, nämlich „persönliche Relevanz“, aber auch „Dissonanz/Konsonanz“, „Beachtung“ sowie „Visualität“.

499 Luhmann (1996, 144).

500 Luhmann (1996, 149 f).

501 Lungmus Monika: Die Mischung macht´s, in: Deutscher Journalistenverband (Hg.): Journalist 03/2018, 20-2.

502 Ruhrmann, Georg et al. (2003): Der Wert von Nachrichten im deutschen Fernsehen. Ein Modell zur Validierung von Nachrichtenfaktoren.

Dass die Medien Nachrichteninhalte nach bestimmten Kriterien auswählen, und dass diese Auswahl nicht neutral ist, nicht neutral sein kann, weil Journalisten nicht umhin können, diese Kriterien immer nach ihren eigenen Maßstäben zu interpretieren, ist heute unumstritten. Viel schwieriger ist es offenbar, diese Kriterien genau und abschließend zu bestimmen. Und mit den unterschiedlichen Formen von Medien scheinen sich auch die Nachrichtenfaktoren immer mehr zu differenzieren, was im nächsten Kapitel über die Folgen der Digitalisierung noch deutlicher werden wird.

5.2.2 Objektivität und Relevanz

Es stellt sich also erneut die Frage, inwieweit wir der in den Medien dargestellten Realität noch trauen können. Wie verläuft der Schritt von der Wirklichkeit zur Komprimierung dieser Wirklichkeit in den medial dargestellten Ereignissen? Und ist diese Komprimierung, so wie sie durchgeführt wird, gerechtfertigt? Was also bedeuten Wahrheit und Objektivität für den Journalismus? Für Objektivitätskriterien müsse es Methodenstandards wie Nachprüfbarkeits-Regeln oder Transparenz-Regeln geben, fordert Christoph Neuberger. Trotzdem sei alles Wissen über Ereignisse oder Themen nie abgeschlossen, sondern immer nur vorläufig.⁵⁰³

Mindestens so entscheidend wie die Frage nach der Objektivität ist außerdem nach Neuberger die nach der Relevanz für den Nutzer. Was ist für den Rezipienten wichtig oder interessant? Die Relevanz spielt im Übrigen auch jetzt schon bei den News-Value-Kriterien eine wichtige Rolle.

Da die Realität weder in den Medien vollständig wiedergegeben werden kann, noch eine vollständige objektive Auswahl erreichbar ist, müssen die journalistischen Werte Wahrheit und Objektivität erneut einer Prüfung unterzogen werden. Vieles von dem, so Neuberger, was beispielsweise als Problem in Bezug auf Objektivität beschrieben würde, sei in Wirklichkeit eine Frage der Relevanz. Deshalb „kann das Relevanzproblem nicht dem Objektivitätsproblem untergeordnet werden“.⁵⁰⁴

Das gelte für die Maßstabgerechtigkeit ebenso wie für die Ausgewogenheit, die Genauigkeit oder die Wichtigkeit einer Nachricht.⁵⁰⁵ Die Maßstabgerechtigkeit entscheide z. B. darüber, welche Politiker und welche Äußerungen zu einem Thema den Erwartungen des Publikums am besten entsprechen. Die Werturteilsfreiheit als Relevanzkriterium erfordere, dass der Leser oder Zuschauer so ausgewogen informiert werde, dass er sich über die Nachricht seine eigene Meinung bilden könne. Ausgewogenheit sei ein Meta-Relevanzkriterium.⁵⁰⁶ Die Werturteilsfreiheit sei für den Rezipienten relevant, damit er sich als mündiger Bürger unvoreingenommen informieren könne.⁵⁰⁷

503 Neuberger (1996,143-145).

504 Neuberger (1996, 196 f).

505 Neuberger (1996, 101-122).

506 Neuberger (1996, 107).

507 Neuberger (1996, 120).

Auch nach Bentele bedeutet mediale Information „aus einer bestimmten Perspektive und einer großen Vielzahl auszuwählen, um dadurch auch neue Informationen zu generieren“.⁵⁰⁸ Bentele nennt seinen Ansatz realistischen Konstruktivismus, mit dem er den vom Konstruktivismus behaupteten Riss zwischen Wirklichkeit und medialer Realität reparieren will.⁵⁰⁹

Eine etwas andere Position zwischen Realismus und Konstruktivismus nimmt der kritische Rationalismus ein. Er „bestreitet die Möglichkeit einer absoluten Gewißheit, also einer zureichenden Begründung von Erkenntnissen und begnügt sich mit ihrer vorläufigen Anerkennung.“⁵¹⁰ Er verlangt klare Methodenstandards, mit denen die journalistische Information nachgeprüft werden könne. Außerdem werden Erkenntnisse auch beim kritischen Rationalismus immer als vorläufig verstanden.⁵¹¹ Saxer spricht, so Neuberger, von einer „additiven Objektivität“, die Vielfalt zulasse.⁵¹² Die scheinbar objektive Realität verwandle sich dann von einem Universum zu einem Multiversum.⁵¹³

Es kann also davon ausgegangen werden, dass die mediale Realität die Wirklichkeit nicht vollständig wiedergibt, nicht wiedergeben kann. Außerdem werden die verschiedenen Aspekte einer Nachricht noch einer weiteren Selektion unterworfen, und zwar vom Rezipienten selbst. Er entscheidet, was ihm persönlich, je nach seinen Interessen und seiner persönlichen Lebenssituation, als relevant erscheint. Andere Informationen wird er möglicherweise ausblenden.

Auch die Forderung nach der Wahrheit der Berichterstattung erscheint, wenn man der bisherigen Argumentation folgen will, problematisch. Denn wenn der Erkenntnisprozess bei der Wahrheitssuche nie abgeschlossen ist, dann bleibt auch die Wahrheit immer nur eine vorläufige.

Alle diese Einschränkungen korrespondieren mit einer der wirkmächtigsten Theorien der letzten Jahrzehnte, den schon mehrfach erwähnten Konstruktivismus, der vor allem in der Kommunikationswissenschaft großen Einfluss hatte und noch immer hat. Der Konstruktivismus bezweifelt grundsätzlich, dass wir angesichts dieser Unzulänglichkeit der Medien, die Realität abzubilden, die Wirklichkeit überhaupt erkennen können, da diese ja weitgehend eine über die Medien konstruierte ist. Deswegen erscheint hier eine ausführlichere Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus geboten, weil er wie keine andere Theorie in der Kommunikationswissenschaft die Begriffe Wahrheit und Objektivität ablehnt und damit eigentlich dem Journalismus den Boden entzieht.

508 Bentele Günter (1988, 403f): Objektivität und Glaubwürdigkeit von Medien. Eine theoretische und empirische Studie zum Verhältnis von Realität und Medienrealität.

509 Neuberger (1996, 125).

510 Neuberger (1996, 138).

511 Neuberger (1996, 145).

512 Neuberger (1996, 188).

513 Pörksen Bernhard (2015, 111): Die Beobachtung des Beobachters.

5.3 Der Konstruktivismus

5.3.1 Grenzen menschlicher Erkenntnis

Der Konstruktivismus ist – wie der von Bentele so bezeichnete rekonstruktive Realismus und Neuberger's kritischer Rationalismus ein Ansatz, der ein altes Problem der Philosophie aufgreift, indem er Möglichkeiten und Grenzen der menschlichen Erkenntnis zum Thema macht.

In seiner radikalen Form behauptet er, dass wir die Wirklichkeit überhaupt nicht erkennen können. Vielmehr konstruieren wir uns wegen unserer unzulänglichen menschlichen Erkenntnismöglichkeiten nur ein Bild von ihr, das aber nicht die Realität widerspiegelt. Soweit dieses Bild von Journalisten über die Medien weitergegeben wird, handelt es sich um eine mediale Realitätskonstruktion. Das hat Folgen für den journalistischen Anspruch auf Wahrheit und Objektivität.

Warum ist dieses sehr alte philosophische Erkenntnisproblem plötzlich wieder so virulent geworden? Die Vertreter des Konstruktivismus begründen dies vor allem damit, dass die neueren Naturwissenschaften noch deutlicher die Grenzen unserer Erkenntnis aufgezeigt hätten. Die Wahrnehmung der Realität habe blinde Flecken, die den Blick trübten oder beschränkten. Wir rücken zwar als Menschen in der Welt immer enger zusammen und bleiben uns aber zugleich fremd. Wir wollen immer mehr die Zusammenhänge der Welt verstehen, und bleiben doch Gefangene unserer defizitären Wahrnehmungsmöglichkeiten.

Begrenzt seien wir durch eine Vielzahl von Einflüssen, wie Erziehung, Tradition und Bildung, die unsere Sicht der Wirklichkeit beeinflussen. Der Physiker Heinz von Förster macht auch das traditionelle Kausalitätsdenken, das sich „wie ein Krebschaden überall eingeschlichen“⁵¹⁴ habe, dafür verantwortlich, dass wir für bestimmte Erkenntnisse blind seien. Diese Kritik hatte auch schon David Hume im 18. Jahrhundert formuliert und damit die Logik von Ursache und Wirkung angezweifelt.⁵¹⁵ Eine kausale Erklärung so Förster, „besitzt eine triadische Struktur. Sie umfaßt eine Ursache, eine Wirkung und eine Regel der Transformation [...]. Ich behaupte, daß sich unsere westliche Kultur geradezu in diesen Typ von Maschine verliebt hat. Sie ist der Inbegriff unserer Sehnsucht nach Gewißheit und Sicherheit.“ Aber die Welt sei nicht so. Sie sei eine nicht-triviale Maschine und ändere ihre innere Struktur immer wieder.⁵¹⁶ Humberto R. Maturana, der mit „Biology of Cognition“ im Jahre 1970 eine Art Gründungsdokument des Konstruktivismus geschrieben hatte,⁵¹⁷ schlug sogar vor, wegen der neuen Erkenntnisse in der Neurobiologie den Prozess des Erkennens

514 Von Förster Heinz (1/1998, 54): Die Naturgesetze können von uns geschrieben werden, in: *Communicatio Socialis*.

515 Coreth Emerich/Schöndorf Harald (2008, 129 f): *Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts*.

516 Von Förster (1998, 55 f).

517 Pörksen Bernhard (2011, 13): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*.

den Philosophen abzunehmen und den Neurobiologen zu überlassen.⁵¹⁸ Denn die neueren Naturwissenschaften, vor allem die Neurowissenschaften hätten überzeugend bewiesen, dass unsere Sinne nur einen Teil der Welt erfassen können. Manche Phänomene könnten wir überhaupt nicht direkt wahrnehmen wie den Magnetismus und die Radioaktivität. Wir würden weder UV-Strahlen noch infrarote Wellen erkennen.

Jean Piaget schließlich beobachtete, dass schon Kinder sich im Bereich des Verstehens nicht an der Realität orientierten, sondern am Erfolg. Wissen lasse sich also nicht von der Realität leiten, sondern vom Erfolg der jeweiligen Handlung.⁵¹⁹ Berger und Luckmann zeigen, wie schon die Alltagswelt Handlungsoptionen prägt und in ihrer Geschlossenheit auch der Komplexitätsreduktion dient.⁵²⁰ Der Psychologe Daniel Kahneman hat beschrieben, dass wir sogar unseren eigenen Verstand nicht immer so zu beherrschen scheinen, wie wir glauben: So hat er z. B. festgestellt, dass die Menschen dazu neigten, „die relative Bedeutung von Problemen danach zu beurteilen, wie leicht sie sich aus dem Gedächtnis abrufen lassen“,⁵²¹ und dies wiederum würde weitgehend von der Medienberichterstattung bestimmt.

Prinzipiell arbeite unser Denken mit zwei Systemen, die wir nur bedingt beeinflussen könnten. Zum einen verfügten wir über ein fast automatisches, schnelles System, mit dem wir mühelos die meisten Probleme des Alltags bewältigen können. Seine Unkompliziertheit sei lebenswichtig, aber dieses System arbeite auch fehlerhaft. Das zweite System, das langsame Denken sei für die anstrengenderen mentalen Aktivitäten zuständig. Es arbeite kontrolliert und rational. Aus der Konstellation dieser beiden Systeme ergäben sich aber viele Verhaltensweisen, die wir nur zum Teil kontrollieren und oft noch weniger erklären könnten.⁵²² Dabei erführen wir das meiste gar nicht aus erster Hand und können es deshalb auch nicht überprüfen. Unser Bild von der Welt, so sieht es auch der Konstruktivismus, entstehe größtenteils über die Medien. Was sie uns mitteilen oder was sie uns verschweigen, ja, welche Medien wir überhaupt benutzen, bestimme unsere Vorstellung von Wirklichkeit. Das bedeute dann auch, dass wir – je nach Informationsquellen – nicht alle die gleichen Bilder im Kopf haben, wenn wir über die Welt reden.

Wenn aber unsere Erkenntnis über die Welt so unsicher und so unterschiedlich ist, dann stellt sich die Frage, ob wir überhaupt das Gleiche meinen, wenn wir über eine Sache reden, ob wir uns überhaupt verstehen, wenn wir uns austauschen. Die andere Frage ist, was das für unsere wichtigste Informationsquelle, die Medien bedeutet und was für die Journalisten? Damit stellt sich uns also noch eine weitere Hürde in den Weg, die unser Verständnis und Verstehen politischer Inhalte beschränkt: Das Verständnis zwischen Journalisten, Politikern und Publikum. Jeder versteht bei politischen Äußerungen offenbar etwas Anderes. Und das nicht nur ein bisschen.

518 Pörksen (2011, 13).

519 Von Glasersfeld Ernst (2011, 94 f): Theorie der kognitiven Entwicklung, in: Pörksen (2011).

520 Berger/Luckmann (1972, 24 f).

521 Kahneman Daniel (2012, 21): Schnelles Denken, langsames Denken.

522 Kahneman (2012, 85-102).

5.3.2 Die Sprache als Gefängnis?

Auf welch unsicherem Fundament manche Thesen des Konstruktivismus stehen, zeigt der Umgang mit der Metalinguistik von Sapir und Whorf.⁵²³ Zusammen mit dem Ethnologen Edward Sapir hatte Whorf eine Art linguistischer Relativitätstheorie entworfen: Die Struktur einer Sprache, die Grammatik, der Wortschatz, die Semantik, – all das beeinflusse und begrenze entscheidend das Denken. Whorf versuchte, diese These vor allem anhand der Sprache der Hopi-Indianer und der Inuit nachzuweisen. Die Hopi-Indianer würden keine Zeitformen kennen, keine Vergangenheit, keine Gegenwart und keine Zukunft. Diese Besonderheit wirke sich auf ihren Lebensrhythmus aus. „Die Annahme, ein Hopi, der nur die Hopi-Sprache und die kulturellen Vorstellungen seiner eigenen Gesellschaft kennt, habe die gleichen, angeblich intuitiven und universellen, Begriffe von der Zeit und dem Raum wie wir, scheint mir höchst willkürlich.“⁵²⁴ Bei den Eskimos sei auffallend, dass sie viel mehr Wörter für Schnee verwendeten als andere Völker. Da unsere Denkstrukturen in den Bahnen der Sprache verlaufen und unsere Wortwahl durch den Wortschatz der jeweiligen Sprache bestimmt werde, sei auch dieser Einfluss nicht von der Hand zu weisen.⁵²⁵

Daraus zog Whorf den Schluss, dass verschiedene Sprachgemeinschaften bis zu einem gewissen Grad in verschiedenen Welten leben. Die einzelnen Sprachen und ihre Struktur wirkten sich nicht nur auf die Formulierung oder die Ausdrucksweise, sondern auch auf die Art des Denkens, ja vielleicht sogar die Argumentation aus: Er war überzeugt, dass die Grammatik jeder Sprache „nicht nur ein reproduktives Instrument zum Ausdruck von Gedanken ist, sondern vielmehr selbst die Gedanken formt, Schema und Anleitung für die geistige Aktivität des Individuums ist“.⁵²⁶ Diese Theorie wurde in Europa begeistert aufgenommen und Whorf damit zu einem wichtigen Kronzeugen des Konstruktivismus. Eine Sammlung verschiedener Aufsätze des Autors erschien ab 1963 in mehreren Auflagen auf Deutsch.

Siegfried J. Schmidt, einer der profiliertesten Vertreter des Konstruktivismus, übernahm diese Thesen von Whorf in seiner Theorie: „Alles, was gesagt wird, setzt bereits das unbewusst erworbene Beherrschen einer Sprache voraus; worüber, in welcher Weise und mit welchen Effekten gesprochen wird, all das setzt gesellschaftlich geregelte und kulturell programmierte Diskurse in sozialen Systemen voraus.“⁵²⁷

Whorf suggeriert mit seinen Thesen auch, dass es nicht möglich sei, adäquat von einer Sprache in eine andere zu übersetzen. Das ist insofern richtig, als es bei vielen Werken der Literatur eher einer Nachdichtung als einer Übersetzung bedürfte, um

523 Whorf Benjamin L. (1963, 79-101): Sprache – Denken – Wirklichkeit.

524 Whorf (1963, 102-109).

525 Whorf (1963, 15).

526 Whorf (1963, 12).

527 Schmidt Siegfried J. (2000, 47f): Kalte Faszination: Medien-Kultur-Wissenschaft in der Mediengesellschaft.

den genauen Ton eines Autors zu treffen. Aber das Problem ist auch nicht so groß, dass man nicht trotzdem die richtigen Inhalte vermitteln könnte, auch wenn der ursprüngliche Stil des Autors dabei zum Teil verlorengehen mag.

Nun ist einerseits die Behauptung, dass die Sprache auch das Denken beeinflusst, wenig sensationell. Zugleich darf man aber annehmen, dass diese Beeinflussung ihre Grenzen hat, sonst könnten sich Angehörige verschiedener Nationen kaum richtig verständigen. Das Problematischere an Whorfs These ist allerdings, dass sie zu einem logischen Problem, einem Zirkelschluss führt. Wie soll man als Sprecher einer Sprache beurteilen, dass deren Strukturen das eigene Denken beeinflusst, wenn man selbst in diesen Strukturen gefangen ist?

Noch skeptischer muss allerdings stimmen, dass Sprachwissenschaftler später ernsthafte Zweifel an den Forschungsergebnissen von Whorf anmeldeten. Zum einen habe dieser persönlich nie das Indianergebiet der Hopis betreten, zum anderen sei seine zentrale Behauptung, wonach die Hopis keine grammatischen Formen für die Darstellung von Zeit hätten, schlicht falsch. Das behauptet jedenfalls der Bonner Sprachwissenschaftler Helmut Gipper. Die Hopi-Indianer verfügten sehr wohl über sprachliche Möglichkeiten, die Zeit auszudrücken – z. B. über Zeitadverbien wie gestern, heute, morgen – sie gebrauchten auch Datierungsmethoden wie Sonnenuhren oder eingekerbte Kalenderstöcke. Gipper und andere haben auch an vielen Beispielen gezeigt, dass die linguistische Relativitätstheorie in dieser Rigorosität nicht zu halten sei: „Eine solche ‚panlinguistische‘ These, die den Vermittlungscharakter der Sprache grob verkennt, muß als eindeutig falsch bezeichnet werden, und man sollte sie aus der weiteren wissenschaftlichen Diskussion ein für allemal ausschließen.“⁵²⁸ Irritierend ist nur, dass Benjamin Lee Whorfs Thesen bis heute immer noch als Beweis für die Richtigkeit der konstruktivistischen Theorien herangezogen werden.⁵²⁹

Natürlich behauptet auch Gipper nicht, dass die Sprache auf das Denken überhaupt keinen Einfluss habe. Auch andere Wissenschaftler räumen ein, dass es einen solchen Zusammenhang gebe. Die Sprache sei kein neutrales Gefäß, sondern besitze in den verschiedenen Sprachgemeinschaften jeweils eine unverwechselbare, eigene Struktur, stellt auch der US-amerikanische Medienethiker Christians fest. Diese Sprachstrukturen seien zwischen die Menschen und die Wirklichkeit gelegt, brächten unterschiedliche Realitäten ans Licht und verwandelten sie. So konstruierten die unterschiedlichen Sprachstrukturen unterschiedliche Konzeptionen der Welt.⁵³⁰

528 ZEIT-Online (14.07.1972): Frag nach bei den Hopi-Indianern. Neues zur Sapir-Whorf-Hypothese, <https://www.zeit.de/1972/28/frag-nach-bei-den-hopi-indianern>, und: Gipper Helmut (1972): "Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?" – Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese.

529 Pörksen (2011, 109–120).

530 Christians (2019, 34).

5.3.3 Philosophie des Skeptizismus

Die KonstruktivistInnen berufen sich bei ihren grundsätzlichen Zweifeln an der Erkenntnis vor allem auf die Philosophie der Skeptiker im alten Griechenland. Schon diese, – so Ernst von Glasersfeld – hätten immer wieder betont, dass wir nie ein Bild von der Wirklichkeit mit der Wirklichkeit selbst vergleichen können, sondern nur Bilder mit Bildern von der Wirklichkeit.⁵³¹ Deshalb soll hier ein kurzer Blick auf die philosophischen Wurzeln dieses Erkenntniszweifels gerichtet werden.

Die Gründe dafür, lieber an allem zu zweifeln als unsicherem Wissen zu trauen, hängen sicher auch damit zusammen, dass um 400 vor Christus noch viele Naturphänomene unerklärlich schienen und auch manche wissenschaftliche Erkenntnisse dazu sich im Nachhinein immer wieder als falsch herausstellten. So schien es vernünftiger, an jeder Art von Erkenntnis zu zweifeln als scheinbare Gewissheiten später wieder in Frage stellen zu müssen. Den Menschen blieb der direkte Zugang zur Realität weitgehend verschlossen. Was Sinne und Verstand zu erkennen glaubten, war nur ein Zerrbild der Welt da draußen, eine Realität in Unschärfe.

Aber die Frage, inwieweit die menschliche Erkenntnis mit der Realität korrespondiert, hat auch die Skeptiker damals schon nicht in Ruhe gelassen. Was und wie erkennen wir, über welche Sensorien verfügen wir und wie zuverlässig sind diese? Entspricht unsere Einteilung der Dinge in der Welt der Wirklichkeit oder handelt es sich um Strukturen, die nur in unserem Kopf existieren und die wir dann über die Welt gestülpt haben? Gibt es die Wirklichkeit überhaupt, oder ist sie nur eine Konstruktion unserer Sinne und unseres Verstandes?

Die antiken Skeptiker haben ihre Erkenntniszweifel besonders konsequent zum Ausdruck gebracht. Weil wir nicht wissen können, haben wir keine Sicherheit. Und weil wir keine Sicherheit haben, ist die beste Haltung der absolute Zweifel gegenüber allen Argumenten und Urteilen. Das griechische Wort *Skepsis* bedeutet Betrachtung, aber auch Bedenken. Das Verb *sképtesthai* wird schon bei Homer im Sinne von „einen aufmerksamen Blick auf beide oder mehrere Seiten richten“, gebraucht.⁵³² „Skeptiker sind Zweifler, weder glauben sie, noch glauben sie nicht, weder behaupten, noch leugnen sie“,⁵³³ weil sie sich ihrer Erkenntnis nie sicher sein können.

Der Begründer des radikalen Skeptizismus war Pyrrhon aus Elis in Griechenland. Er lebte von 360–270 vor Christus. Pyrrhon war überzeugt, dass es unmöglich sei, die Wahrheit zu erkennen, weil man sich immer täuschen kann-, mit den Sinnen wie mit der Vernunft.⁵³⁴ Wenn der Skeptiker auf zwei widerstreitende Meinungen trifft, dann findet er ebenso viele plausible Gründe für die eine wie für die andere Positi-

531 Pörksen Bernhad (4/1998,391): Was im Kopf eines anderen vorgeht, können wir nie wissen. Im Gespräch mit Ernst von Glasersfeld, *Communication Socialis*.

532 Voelke André-Jean (1988, 17): *Le Scepticisme antique. Perspectives historiques et systematiques*.

533 „Sceptics are doubters: they neither believe nor disbelieve, neither affirm nor deny.“ in: Annas Julia/ Barnes Jonathan (1985, 1): *The Modes of Scepticism*.

534 Zur pyrrhonischen *Skepsis* s. Ricken Friedo (2007, 234-238): *Philosophie der Antike*, und Annas/Barnes (1985, 10 – 15): *Modes of Scepticism*.

on. Auch wenn eine Erfahrung oder Beobachtung sich öfter wiederholt, beweist das nicht, dass es morgen nicht schon ganz anders sein kann. Begriffe wie „Wahrscheinlichkeit“ oder „Kausalität“ haben keine Bedeutung. Deshalb ist der beste Weg, sich jedes Urteils zu enthalten. Denn „man kann nichts wissen, nicht einmal die Tatsache, dass man nichts wissen kann“.⁵³⁵ Wer nicht, wie die Skeptiker, fundamental zweifelt, wird von ihnen als Dogmatiker bezeichnet. Ähnlich urteilen auch die heutigen radikalen Konstruktivisten, wenn sie andere Positionen naiv realistisch oder fundamentalistisch nennen oder ihren Gegnern vorwerfen, dem Wahrheitsterror zu huldigen.

Der Skeptiker und Arzt Sextus Empiricus⁵³⁶ hat in seiner Schrift „Grundriss der pyrrhonischen Skepsis“⁵³⁷ sogar eine Art Argumentationsleitfaden verfasst, den man verwenden könne, um andere davon zu überzeugen, dass die menschliche Urteilskraft sich leicht täuschen ließe. So solle man bedenken, dass die Erkenntnis bei jedem Menschen zu anderen Ergebnissen führt, weil sie von der unterschiedlichen Verfasstheit der Sinnesorgane abhängt, oder dass eine Beobachtung je nach Umständen, Ort oder Entfernung zu anderen Schlüssen führen kann, dass das urteilenden Subjekt vom beurteilten Objekt beeinflusst werde und umgekehrt, dass eine Begründung nie zu einem Ende komme, weil sie zu einem infiniten Regress führe, da jeder Satz einer Begründung bedarf, welche wiederum einer Begründung bedarf usw.⁵³⁸ Diese sogenannten Tropen, die in unterschiedlichen Versionen kursierten, sollten demonstrieren, wie leicht unser Urteil oder unsere Beobachtungen in die Irre geführt werden können, weil wir immer nur sehen, wie die Dinge erscheinen, nie, wie sie wirklich sind.

Die zweite Schule des Skeptizismus ging aus der Akademie hervor, die einst Platon gegründet hatte. Sie war weniger radikal als die erste und räumte sogar ein, dass der Skeptizismus im Alltag nicht immer durchzuhalten sei, weil man nicht alle praktischen Erfahrungen anzweifeln könne. Gleichzeitig versuchte sie, ihre Theorie stärker zu begründen: „Der Eindruck, den wir von einem Gegenstand haben, zeigt uns nicht die Wirklichkeit. Denn die ist unzugänglich. Wir können den Eindruck nicht auf das Ding an sich hin überschreiten.“⁵³⁹

Karneades, der spätere Leiter der Akademie, bezweifelte prinzipiell die Beweisbarkeit philosophischer Aussagen und lehnte jeden Dogmatismus ab. Eines Tages wurde der damals berühmte Philosoph nach Rom eingeladen, wo er erleben musste, dass seine Art, diese Überzeugungen zu lehren, in der Praxis viele Mitmenschen überforderte. Er hielt dort zwei öffentliche Vorlesungen in Jurisprudenz. In der ersten verteidigte er detailliert und unaufgeregt den konventionellen Standpunkt zum Thema. Am nächsten Tag tat er

535 Alan Musgrave (1993, 20): Alltagswissen, Wissenschaft und Skeptizismus: eine historische Einführung in die Erkenntnistheorie.

536 Viele Skeptiker waren Mediziner oder standen zumindest in Kontakt mit Ärzten. Auch bei ihnen gab es zwei Denkrichtungen: Dogmatiker, die von den Erfahrungen und dem Wissen der Zeit ausgingen, und Empiriker, die aller wissenschaftlichen Tradition skeptisch gegenüberstanden und sich lieber auf ihre eigenen Erfahrungen und Beobachtungen verließen. Vgl. Hankinson R.J. (1995, 7 f): *The Sceptics*.

537 Ricken Friedo (2017, 235): *Philosophie der Antike*.

538 Annas Julia/Barnes Jonathan (1985, 17 f): *The Modes of Scepticism*.

539 Vgl. Ricken: *Antike* (2017, S. 241).

dann genau das Gegenteil. Er widerlegte Punkt für Punkt die Ausführungen, die er am Vortag gemacht hatte. Den Römern aber war diese philosophische Methode offenbar noch nicht so geläufig. Cato, der Zensor, beschuldigte Karneades, systematisch die römische Rechtstugend zu zerstören und warf ihn aus der Stadt.⁵⁴⁰

Diese zweite Phase der Skepsis versuchte stärker, zwischen dem Leben im Alltag und der grundsätzlichen Lebenseinstellung zu unterscheiden: Der Skeptiker kann nicht alles anzweifeln, was er im täglichen Leben braucht oder tut. Unter bestimmten Kriterien lässt er Ausnahmen zu, wo doch Erkenntnis gewonnen oder wenigstens eine Annäherung erzielt werden kann. Bei deutlichen und glaubhaften Eindrücken ist es sinnvoll, die eigene Wahrnehmung als richtig anzuerkennen, weil sie in den meisten Fällen wahr ist. Wenn zudem das gesamte Umfeld der Eindrücke schlüssig ist, handelt es sich um einen „glaubhaften und zugleich unbehinderten Eindruck“.⁵⁴¹

Etwa 2000 Jahre später – die abendländische Welt befand sich inzwischen in Jahrhunderten großer Umbrüche, die durch Persönlichkeiten wie Kopernikus, Galilei, Newton und Gutenberg geprägt waren – beschäftigte die Frage, wie und was wir über die Welt wissen können, die Philosophen erneut. Auch der Zweifel war geblieben.

Im Jahr 1751 erschien das Werk „An Enquiry concerning human understanding. Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand“ von David Hume. Die einzigen sicheren Erkenntnisquellen, so sagt er darin, seien die Erfahrung und die Beobachtung (experience and observation). Humes Skepsis gegenüber unseren Möglichkeiten der Erkenntnis wird auch dadurch deutlich, dass er an der Kausalität zweifelt. Wenn sich eine Abfolge von Ereignissen wiederholt, gehe man automatisch davon aus, dass das immer so sei. Jedes Mal wenn jemand beispielsweise einen Stein loslässt und dieser zu Boden fällt, glaube er, aus der Ursache eine Wirkung zu erschließen. Dafür aber gibt es keine Sicherheit. Es kann beim nächsten Mal auch anders sein.⁵⁴²

5.3.4 Medien und Konstruktivismus

Der Konstruktivismus teilt mit dem Skeptizismus die Zweifel darüber, ob und in welchem Maße wir die Wirklichkeit erkennen können. Aber er hat diese Skepsis größtenteils auf die Medien übertragen. Denn diese sind weitgehend unser Tor zur Welt. Einen großen Teil der Wirklichkeit kennen wir nicht aus erster Hand, sondern über Beiträge von Journalisten. Aber, so Luhmann, auch da ist Misstrauen angebracht. Denn „andererseits wissen wir so viel über die Massenmedien, daß wir diesen Quellen nicht trauen können, da das den Massenmedien entnommene Wissen sich wie von selbst zu einem selbstverstärkenden Gefüge zusammenschließt“.⁵⁴³ Deswegen wollen wir mehr darüber erfahren, wie Journalisten arbeiten und wie sie zu ihren Informationen kom-

540 Hankinson (1995, 95).

541 Ricken (2017, 241).

542 Pörksen Bernhard(4/2002, 445): „In einer Welt der Simulation wird das Reale zur Obsession. Im Gespräch mit Norbert Bolz“, *Communicatio Socialis*.

543 Luhmann (1996, 9).

men, zumal wir wissen, dass auch Journalisten nur einen beschränkten Blick auf die Wirklichkeit haben und sich in vielen Fällen auch nicht aus erster Hand, sondern über Agenturen, Korrespondenten oder andere Medien informieren.

Es geht um unser aller Bild von der Welt. Wenn wir alle die Wirklichkeit nur aus unserem eigenen Blickwinkel betrachten, und wenn dieser Blickwinkel besonders durch die Medien schon vorgeprägt ist, wir diesen aber nur begrenzt trauen können, – was ist das dann für ein Bild, das sich in unseren Köpfen zusammensetzt? Und gleichen sich unsere Bilder von der Realität wenigstens ungefähr, oder hat jeder seine eigene Vorstellung davon, hat jeder eine eigene Wirklichkeit im Kopf, je nachdem, welche persönlichen und welche medialen Quellen ihm zur Verfügung stehen?

Dass jeder Leser, Zuhörer oder Zuschauer die Welt mit anderen Augen sieht und deswegen auch die Informationen der Medien etwas anders interpretiert, ist eine Selbstverständlichkeit und macht unsere Individualität aus. Der Konstruktivismus jedoch geht deutlich darüber hinaus. Wenn jeder ein anderes Bild von der Realität im Kopf hat, sind unsere Sichtweisen dann so unterschiedlich, dass wir uns nur begrenzt verständigen können? Der Konstruktivismus formuliert den Einfluss der Medien auf unsere Sicht der Wirklichkeit noch radikaler: Die Medien geben nicht die Realität wieder. Begriffe wie „Wahrheit“ und „Objektivität“ sind kein sinnvoller Maßstab, weil die eigentliche Realität uns aus den oben genannten Gründen unzugänglich ist.

Der Konstruktivismus ist ein moderner Skeptizismus. Der radikale Konstruktivismus ähnelt dabei der ersten eher fundamentalistischen Periode der Sceptiker unter Pyrrhon. Alles ist zweifelhaft, wir können nichts wissen. Die philosophische Begründung des Konstruktivismus ist, auch das erinnert an die griechischen Sceptiker, dass man als Wahrnehmender nicht aus sich heraustreten kann, um seinen Eindruck von der Realität mit dieser selbst zu vergleichen.

Mit dieser Position des Konstruktivismus sind also nicht Auswüchse des Journalismus gemeint wie Nachlässigkeiten, Übertreibungen, Skandalisierung von Ereignissen, überpointierte Schlagzeilen, oder gar bewusste Fälschungen. Leider werden diese sehr unterschiedlichen Ursachen dafür, dass die Medien die Realität nicht richtig wiedergeben, von Konstruktivisten oft unzulänglich vermischt, wie dies auch Norbert Bolz tut. Er hält die Medien schon deshalb für unglaublich, weil sie immer in einer Manipulationsfalle verstrickt seien.

„Jedes beliebige Bild, das in den Medien auftaucht, stellt immer nur einen Ausschnitt und damit stets das Resultat einer Manipulation dar. Der Unterschied zwischen Betrug und unvermeidlicher Manipulation im Sinne einer notwendigen Reduktion von Komplexität erscheint mir rein konventionell.“⁵⁴⁴

544 Bolz Norbert (4/2002, 445): „In einer Welt der Simulation wird das Reale zur Obsession“, in: *Communicatio Socialis*.

Betrug wie Manipulation im Informationsbereich sind bewusste Verfälschungen oder Vertuschungen einer Nachricht. Die begrenzte Wahrnehmung eines Ereignisses, das defizitären Erkenntnisstrukturen geschuldet ist, bedeutet etwas völlig anderes. Damit ist eine menschliche Begrenztheit gemeint, der man nicht entkommen kann. Siegfried Schmidt bringt diese Blickweise auf den Punkt: „Die Wirklichkeit, die die Medien konstruieren, ist die Wirklichkeit, die die Medien konstruieren – und das ist alles!“⁵⁴⁵ Kommunikation sei dann kein Transfer von Informationen mehr, sondern ein Prozess individueller Sinnkonstruktion. Das Kommunikat werde zum Angebot für Nutzungsoperationen.⁵⁴⁶

Fraglich ist allerdings, wie man bei diesen theoretischen Vorgaben journalistische Verzerrungen überhaupt noch erkennen kann. Gleichzeitig scheinen die journalistischen Tugenden wie Objektivität und die Suche nach Wahrheit keine Bedeutung mehr zu haben, wenn Informationen nur Nutzungsangebote sind, Bausteine für die individuelle Realitätskonstruktion. Eine unterschiedliche Sicht auf die Welt kann auch nicht bedeuten, dass jeder eine völlig andere Sichtweise einnimmt, die mit der der anderen überhaupt nicht kompatibel ist. Sonst könnten wir uns einander überhaupt nicht verständlich machen.

Ein zentraler Gedanke für den Konstruktivismus ist die operationale Geschlossenheit. Der chilenische Biologe Humberto Maturana nannte dieses Phänomen „Autopoiesis“ und wollte damit die Interaktion lebender Systeme erklären. Solche Systeme produzieren und erhalten sich selbst. Dass Niklas Luhmann diesen Begriff später auf soziologische Erklärungen anwendete, hat Maturana heftig kritisiert: Man könne nicht einfach Modelle der Biologie auf andere Systeme übertragen. Kommunikation produziere nicht einfach Kommunikation wie Moleküle andere Moleküle produzierten. Dabei würden Menschen als Kommunizierende ausgeklammert. Dies mache aber aus einem sozialen System Tyrannei.⁵⁴⁷

Konstruktivisten erklären mit der operationalen Geschlossenheit, dass menschliche Beobachter keinen direkten Zugang zur Umwelt haben, weil sie sich in einem geschlossenen kognitiven System befänden. „Die Realitätsgewißheit, die wir haben, verdanken wir der Arbeitsweise unseres kognitiven Systems. Realitätsvorstellungen sind beobachterspezifisch.“⁵⁴⁸ Im Alltag seien wir Beobachter erster Ordnung, und da seien wir – wie es auch die antiken Skeptiker der zweiten Schule gehalten hatten – Realisten und vertrauten unserer Wahrnehmung. Als Beobachter zweiter Ordnung aber würden wir erkennen, dass die Beobachter erster Ordnung nur einen Teil der Wirklichkeit wahrnehmen. „Alle Sicherheiten verschwinden.“⁵⁴⁹

545 Pörksen Bernhard (1/1997, 25): „Die unaufhebbare Endgültigkeit der Vorläufigkeit“. Im Gespräch mit Siegfried J. Schmidt, *Communicatio Socialis*.

546 Schmidt (1997, 25).

547 Pörksen Bernhard (1/2001, 45 f): Sind soziale Systeme autopoietisch? Im Gespräch mit Humberto R. Maturana, in: *Communicatio Socialis*.

548 Schmidt (1997, 18).

549 Schmidt (1997, 19).

Was bedeutet das für unsere Wahrnehmung, was für die Arbeit von Journalisten und ihre Verpflichtung zur objektiven Berichterstattung, wenn die Inhalte keine Informationen mehr, sondern nur noch Informationsangebote sind, die ihre finale Bedeutung erst durch den Konsumenten erhalten? Dann gibt es die Unterscheidung zwischen wahr und falsch nur noch im Referenzbereich, als relative Größe, wie die Konstruktivisten behaupten. Entscheidend für guten Journalismus ist dann nicht mehr Objektivität, sondern „Glaubwürdigkeit und Nützlichkeit“.⁵⁵⁰ Maßstab sei nicht die Umwelt, also die Realität, sondern miteinander vergleichbar seien lediglich Konstruktionen.⁵⁵¹ Ernst von Glasersfeld plädiert dafür, die Idee der Wahrheitsuche systematisch durch das Konzept der Brauchbarkeit – er spricht von Viabilität – zu ersetzen.⁵⁵² Heißt das, dass die Probleme der Objektivität in Wirklichkeit solche der Relevanz sind?

Von Glasersfeld lehnt die Korrespondenztheorie der Wahrheit, wie sie klassisch Thomas von Aquin definierte, – also Wahrheit sei die *adaequatio intellectus et rei*, eine Übereinstimmung zwischen dem erkennenden Geist und der Sache – ab. Eine solche Erkenntnis der Wahrheit sei unmöglich. Schon die Vorsokratiker, die Sophisten und die Skeptiker hätten völlig darin übereingestimmt, dass die Vorstellungen, die sich ein menschliches Wesen aufgrund seiner Erfahrungen macht, nie mit der menschenunabhängigen Realität übereinstimmen könnten.

Der Begriff der Viabilität kommt aus der Evolutionstheorie. Ein Organismus ist dann viabel, wenn es ihm gelingt, unter den gegebenen Beschränkungen und den gegenwärtigen Umständen zu überleben. Brauchbar oder viabel sind, von Glasersfeld zufolge, Handlungs- und Denkweisen, die an allen Hindernissen vorbei zum gewünschten Ziel führen.⁵⁵³

5.3.5 Konstruktivismus und Wahrheit

Kann man so einfach Wahrheit durch Viabilität ersetzen? Was wird dann im Konstruktivismus aus dem journalistischen Wahrheitsstreben? Welchen Sinn machen dann noch Recherche, investigativer Journalismus, Augenzeugenberichte oder Begriffe wie Authentizität? Ist dann jede Art von Inszenierung erlaubt? Hat vielleicht die postmoderne Kritik an den angeblichen Fake-News in den Medien durch die Relativierung des Begriffs Wahrheit im Konstruktivismus erst Fahrt aufgenommen? Wurden Verhaltensweisen wie die Aussage der damaligen Beraterin des US-Präsidenten Trump, Kellyanne Conway, die bei einer Pressekonferenz im Januar 2017 aus falschen Angaben des Präsidenten einfach alternative Fakten machte, durch konstruktive Positionen ermutigt?

550 Weischenberg Siegfried (2/1992, 171): Der blinde Fleck des Kritikers, *Communicatio socialis*, 168-177.

551 Weischenberg (1992, 173).

552 Von Glasersfeld (1998, 391).

553 Von Glasersfeld (1998, 390).

Der Begriff der Wahrheit ist durch die Jahrhunderte einer der zentralen Begriffe der Philosophie. Zum einen ging es seit jeher um die richtige Definition dessen, was Wahrheit ist, um Kriterien oder um die richtige Methode, die Wahrheit zu erfassen. Zum anderen scheint es dem Menschen undenkbar, die Suche nach der Wahrheit aufzugeben. Die Sehnsucht danach ist die Sehnsucht nach endgültigen Antworten, nach Klarheit, nach Eindeutigkeit und nach Vollkommenheit.

Der Konstruktivismus kritisiert die unendliche Suche nach der Wahrheit nicht nur mit epistemologischen oder ontologischen, sondern auch mit ethischen Argumenten: Die Rede von der Wahrheit habe in der Geschichte immer wieder zu katastrophalen Folgen geführt. Im Namen der Wahrheit sei man zu Kreuzzügen aufgebrochen, Menschen wurden durch die Inquisition hingerichtet. „Man muß daran erinnern, wie viele Millionen von Menschen verstümmelt, gefoltert und verbrannt worden sind, um die Wahrheitsidee gewalttätig durchzusetzen.“⁵⁵⁴ Heinz von Foerster warnte: „Wenn dieser Mensch aber sagt, daß er die Wahrheit gefunden hat, wird er zu einem gefährlichen Tier.“⁵⁵⁵ Weischenberg nennt den Begriff der Wahrheit fundamentalistisch und spricht von Realitätsterror.⁵⁵⁶

Aber ist diese Argumentation überzeugend? Was kann die Wahrheit dafür, so könnte man fragen, dass sie so missbraucht wird? Auch im Namen der Gerechtigkeit oder der Loyalität sind schlimme Verfehlungen begangen worden, ohne dass man diese Tugenden gleich in Frage stellt. Vielleicht würde es genügen, statt auf der absoluten Wahrheit zu bestehen, etwas bescheidener von einem Streben nach Wahrheit zu sprechen.

Wie soll Journalismus künftig beurteilt werden und was kann man von ihm erwarten, wenn der Maßstab nicht mehr die Objektivität, sondern die Viabilität, die Brauchbarkeit ist? Weischenberg selbst hat eingeräumt, dass eine konstruktivistische Journalismustheorie bisher nicht in Sicht ist, und dass er nicht wisse, ob sie überhaupt möglich sei.⁵⁵⁷

Was macht die Trennung von Kommentar und Bericht für einen Sinn, wenn es bei der Beurteilung von journalistischer Arbeit nur noch um die Frage geht, ob der Inhalt brauchbar oder weniger brauchbar ist? Dass Konstruktivisten widersprüchliche oder unzuverlässige Aussagen von Zeugen als Beweis für die Unzugänglichkeit der Realität anführen, ist wenig überzeugend. Denn natürlich kann sich ein Zeuge auch irren oder Ereignisse im Nachhinein bewusst übertreiben oder beschönigen. Aber das ist kein Konstrukt im Sinne der Konstruktivisten. Auch die oft kritisierte Berichterstattung des Fernsehens über den Golfkrieg, auf den später noch eingegangen wird, kann nicht als Argument für den Konstruktivismus angeführt werden.⁵⁵⁸ Es handelte sich

554 Schmidt Siegfried J. (1/1997, 21): Die unaufhebbare Endgültigkeit der Vorläufigkeit, in: *Communicatio Socialis*.

555 ZEIT-Online (16.01.1998): Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners, https://www.zeit.de/1998/04/Wahrheit_ist_die_Erfindung_eines_Luegners/seite-4

556 Pörksen Bernhard (2/2000, 140): „Journalismus macht aus allem Journalismus“. Im Gespräch mit Siegfried Weischenberg, *Communicatio Socialis*.

557 Weischenberg (1992, 174).

558 Weischenberg (1992, 170).

dabei eher um bewusste Desinformation und Manipulation von Seiten des Militärs. Der Golf-Krieg ist ein drastisches Beispiel für den Satz, dass die Wahrheit immer das erste Opfer des Krieges ist. Er steht aber nicht für mediale Realitätskonstruktionen.

Der radikale Konstruktivismus macht auch investigativen Journalismus sinnlos. Und er stellt die Beweiskraft von Bildern grundsätzlich in Frage, weil die Kameraleute damit immer nur einen Ausschnitt aus der Realität, nämlich eine von ihnen gewählte Nahaufnahme oder Halbtotale, festhielten. Aber tun wir das nicht alle auch mit dem bloßen Auge? Wir fokussieren uns auf den einen Ausschnitt und übersehen dabei vielleicht einen anderen Aspekt.

Der Konstruktivismus schlägt vor, „den Blick auf die Prozesse und Effekte von Selbstorganisation und Selbstreferenz zu richten, also ‚Wie-Fragen‘ anstelle von ‚Was-Fragen‘ zu stellen [...] und somit den Umgang mit dem Journalismus zu entideologisieren.“⁵⁵⁹ Die Aufmerksamkeit soll also mehr auf die Gestaltung eines Beitrags gerichtet werden, also auf die Frage, wie die Informationen verarbeitet werden. Es würde mehr die Machart, die Art, wie selektioniert und inszeniert wird, und aus welchen Gründen das geschieht, untersucht.

Damit lenkt der Konstruktivismus den Blick auf die handwerkliche Seite des Journalismus, was sicherlich kein Schaden sein muss. Auch eine größere Sensibilisierung dafür, dass Objektivität nicht ohne Anstrengung zu erreichen ist und man sich auch dann der Wahrheit allenfalls annähert, ist ein sinnvoller Ansatz. Aber wenn die Fragen nach der Objektivität und dem Realitätsgehalt völlig ausgeblendet werden, weil sie angeblich nicht zu beurteilen sind, dann braucht es keinen Journalismus mehr. Denn wenn die Medien trotz aller Unschärfen kein ausreichend adäquates Bild über das Geschehen im lokalen, regionalen und internationalen Rahmen bieten würden, dann „könnten wir uns überhaupt nicht über das politische, wirtschaftliche, sportliche oder kulturelle Weltgeschehen informieren.“⁵⁶⁰

In den Zeiten von Fake-News scheint sich der Konstruktivismus in der Defensiv- zu befinden. Bernhard Pörksen hat sich in einem Aufsatz für DIE ZEIT („Sind wir an alldem schuld?“), den er ein Jahr später noch einmal in erweiterter Fassung in der Zeitschrift für Medienwissenschaft unter dem Titel „Die neuen Wahrheitskriege“⁵⁶¹ veröffentlichte, mit dem Vorwurf auseinandergesetzt, die Postmoderne und der Konstruktivismus seien für „alternative Fakten“ und neuen Autoritarismus mitverantwortlich. Bei Heinz von Foerster und anderen sei es um eine Philosophie gegangen, „die neben dem Abschied von der Wahrheit die Vielfalt der Lebensmöglichkeiten und die Akzeptanz kultureller Differenz als emanzipatorischen Aufbruch“ gefeiert habe. Von Foerster habe im Übrigen „die NS-Zeit als sogenannter Viertelju-

559 Weischenberg (1992, 173 f).

560 Bentele Günter (1993, 169): Wie wirklich ist die Wirklichkeit, in Bentele et al.: Theorien öffentlicher Kommunikation, München.

561 ZEIT-ONLINE Nr.6, 5.2.2017, 36: Pörksen, Bernhard: Sind wir an alldem schuld? <https://www.zeit.de/2017/06/donald-trump-wladimir-putin-autoritaere-weltordnung-post-moderne>, und ders.: Die neuen Wahrheitskriege, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft, 2/2018.

de überlebt und schuf auf eine im Inneren erschütterte Weise eine Philosophie des fröhlichen Aufbruchs, eine heitere, elegante Anleitung zum Andersdenken, die ein ideologisches, gerade noch lebensgefährliches Wahrheitskonzept pulverisieren sollte.

Außerdem, so Pörksen im gleichen Artikel weiter, verwechselten diese Kritiker der Postmoderne „die Seminarsituation und den beherrschenden Denkstil sehr spezieller, vergleichsweise machtloser geisteswissenschaftlicher Milieus mit der allgemeinen politischen Großwetterlage“. Im Übrigen zeige sich in den aktuellen Theorieentwürfen der Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt eine neue Sehnsucht nach Verbindlichkeit, Orientierung und Gewissheit. Donald Trump und Wladimir Putin dagegen verkörperten eine Art postmodernen Fundamentalismus, eine Pseudoskepsis, die alle „Wahrheiten“ als relativ betrachte außer der eigenen.

Wie eine selbstbewusste Verteidigung des Konstruktivismus liest sich dieser Artikel sicher nicht.

5.3.6 Stärkung des Rezipienten

Während die Rolle des Journalismus als Gatekeeper, als zuverlässiger Informant, als Aufklärer und Erklärer, als die Instanz, die den Mächtigen auf die Finger schaut, im Konstruktivismus eher relativiert wird, wurde die Rolle der Rezipienten gestärkt. Weischenberg nennt als Schlüsselbegriffe des Konstruktivismus Glaubwürdigkeit, Nützlichkeit und Verantwortung. Die ersten beiden Begriffe bezögen sich auf den Rezipienten.

Glaubwürdigkeit werde aufgrund von Erfahrungen zugewiesen, die der Rezipient mit bestimmten Medien oder bestimmten Kommunikatoren gemacht hat. Er könne eher die Wie-Botschaften, also die Gestaltung eines journalistischen Beitrags beurteilen, als die Was-Botschaften, also die Stimmigkeit des Inhalts. Diesen zu überprüfen sei er in vielen Fällen gar nicht in der Lage. Die Glaubwürdigkeit des Journalisten würde also beim Zuschauer verstärkt, wenn dieser z. B. durch die Gestaltung seines Beitrags seine Professionalität unter Beweis stelle. Er vertraue dann auf die Seriosität des Mediums oder die Qualität des Autors.

Auch das Kriterium der Nützlichkeit bezieht Weischenberg auf den Rezipienten. Der Nutzer kann erwarten, dass ein Bericht für ihn relevant, also brauchbar oder handlungsanleitend ist.⁵⁶² Dies scheint ein sinnvolles Qualitätskriterium zu sein, das auch andere journalistische Theorien über das Relevanzgebot einfordern. Schließlich ist der Rezipient auch an der Sinnkonstruktion beteiligt. Journalismus sei „nicht als Transportunternehmen zu verstehen“, so Weischenberg, „das einfach nur Bilder und Texte an den Hörer oder Zuschauer weiterleitet, sondern als Prozess individueller Sinnkonstruktion, die erst produktiv beim Rezipienten einsetzt. Der Journalist mache bloß Informationsangebote. Der Rezipient konstruiere dann aus den Wirklichkeitsentwürfen des Journalisten wiederum seine eigene Wirklichkeit“.⁵⁶³

562 Pörksen (2000, 143 f).

563 Weischenberg Siegfried (1995/2002, 111): *Journalistik, Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation*, Bd. 2: Medientechnik, Medienfunktion, Medienakteure.

Das bedeutet auch, dass der Journalist aufgefordert ist, sich intensiv mit der Frage auseinanderzusetzen, wie seine Information beim Empfänger ankommt. Hat sie für ihn wirklich einen Mehrwert? Kann der Rezipient das Thema mit in seinen Alltag hineinnehmen? Ist es so, wie es aufbereitet war, anschlussfähig? Auch dieses Kriterium kommt dem Rezipienten zweifellos zugute.

5.3.7 Kritik am Konstruktivismus

Die Hauptkritik am Konstruktivismus betrifft den performativen Widerspruch. Auch der Konstruktivismus begeht – wie schon der antike Skeptizismus – einen logischen Fehlschluss: Wie kann ich Aussagen über die Wirklichkeit machen, wenn ich gleichzeitig behaupte, diese gar nicht richtig erkennen zu können? Genau so wenig kann ich beurteilen, wie groß der Unterschied zwischen der Realität und der medialen Konstruktion ist. Denn: „Man kann eine Erkenntnistheorie sinnvollerweise immer nur von einem realistischen Standpunkt aus vertreten.“⁵⁶⁴

Aber auch die Folgen, die sich aus den konstruktivistischen Thesen – zumindest in ihrer radikalen Form – für den Journalismus ergäben, sind kritisch zu beurteilen. Einerseits ist es evident, dass Nachrichten und auch die Medien insgesamt Realität erst konstruieren, auch indem sie einen Sachverhalt über ein bestimmtes Einzelschicksal erzählen und diese Geschichte dann auch noch dramaturgisch aufbereiten. Andererseits ist eine solche Erzählung empirisch meist falsifizierbar. Das wurde beispielsweise bei den gefälschten Interviews von Tom Kummer im SZ-Magazin um das Jahr 1995 und die erfundenen Geschichten von Claas Relotius 2018 im SPIEGEL deutlich.

Saxer kritisiert zu Recht, dass der Konstruktivismus als Erkenntnisinstrument für die journalistische Berufskultur wenig geeignet sei, weil er die organisatorische und gesamtgesellschaftliche Ebene gar nicht ins Visier bekäme. Soweit er „das Postulat journalistischer Objektivität verwirft, beeinträchtigt er ein unentbehrliches Element demokratischer Kommunikationskultur und [...] öffnet damit journalistischem Schlendrian im Umgang mit Fakten und journalistischer Rechthaberei Tür und Tore.“⁵⁶⁵

Positiv ist zu vermerken, dass konstruktivistische Ansätze, die sich weniger apodiktisch geben, auch dazu beitragen können, die Realität journalistischen Arbeit angemessener zu bewerten. Dass Journalisten an eine Information oder ein Interview nicht neutral, sondern mit erlernten Struktur- und Bewertungsmethoden herangehen, ist unstrittig. Weischenberg hat diese Tatsache mit dem Satz „Journalismus macht aus allem Journalismus“, einmal treffend beschrieben. Er führt als Beispiel das Interview eines Lokalredakteurs an, der aus dem Gespräch „in der Logik seines Systems etwas Eigenes macht“.⁵⁶⁶ Er verwertet z. B. vor allem Aussagen, die sich auf lokale Themen oder auf Aktualität beziehen, und lässt dafür anderes weg. In diesem Sinne konstruiert er im Nachhinein eine Wirklichkeit des Interviews, die möglicherweise nicht mit der Erinnerung des Interviewpartners übereinstimmt.

564 Schöndorf (2014, 67).

565 Saxer Ulrich (2/1992, 180-182): Thesen zur Kritik des Konstruktivismus, in: *Communicatio Socialis*.

566 Pörksen (2000, 138f).

5.4 Von der Digitalisierung zur Hyperrealität

5.4.1 In der Filterblase

Der Konstruktivismus behauptet, dass wir aus vielerlei Gründen die Realität mehr konstruieren als dass wir sie erfassen können. Das liege an der Begrenztheit der menschlichen Wahrnehmungssensoren. Und weil jeder sich ein etwas anderes Bild von der Wirklichkeit mache, seien diese Realitätskonstruktionen auch sehr unterschiedlich, sehr beobachterspezifisch. Jeder sehe die Realität eben etwas anders.

Mit dem Eintritt der Digitalisierung erhält diese Behauptung, wir lebten in unterschiedlichen Realitäten, eine neue Dimension. Nur sind es nicht mehr die Journalisten, die unsere Wirklichkeit konstruieren, sondern es sind die Algorithmen. Sie kanalisieren die nicht mehr zu bewältigenden Informationsströme des Internet, indem sie uns eine personalisierte und relativ überschaubare Realität herausfiltern. Das schier grenzenlose Angebot an Daten, Online-Bibliotheken, Suchmaschinen und sonstigen Plattformen wäre sonst für den Einzelnen nicht mehr zu überblicken.

Das gilt schon allein für das klassische Informationsangebot aus den Bereichen Politik und Gesellschaft. In Zeitungen, im Radio oder Fernsehen war der Umfang für Nachrichten und Meinungen je nach Format zeitlich oder räumlich begrenzt. Die Digitalisierung hat inzwischen zu einer ungeheuren Vermehrung von Inhalten in Form von Texten, Audio- und Videodateien geführt. Facebook nutzten im Jahr 2020 in Deutschland täglich 14%, bei WhatsApp waren es 68 %. Bei Instagram waren im selben Jahr deutschlandweit täglich 68 % der 14 – 29jährigen unterwegs, bei Snapchat 43 % und bei TikTok 13 %.⁵⁶⁷ Sie können dort Musikclips oder Videos mit Filtern oder anderen Effekten bearbeiten, die ihnen das Portal zur Verfügung stellt.

Um diese Datenfülle zu bewältigen, bedarf es einer Strukturierung und einer Filterung. Im Internet erfolgt dies durch die Algorithmen. Nach welchen Auswahlkriterien diese Algorithmen arbeiten, wissen wir aber nicht. Klassische Nachrichtenwerte spielen dabei jedoch wahrscheinlich keine Rolle mehr. Auch eine Vorsortierung, bei der Artikel nach bestimmter Wertigkeit für die Gesellschaft oder nach politischer Ausgewogenheit zusammengestellt werden, ist mehr als unwahrscheinlich. Es entscheidet die Klickzahl, kombiniert mit den Interessen des jeweiligen Anwenders. Die Relevanz definiert sich also über die Quantität, zugeschnitten auf die persönlichen Bedürfnisse und Interessen des jeweiligen Users. „Von Algorithmen erstellte Ordnungen werden immer stärker darauf ausgerichtet, dem individuellen Nutzer seine eigene, singuläre Welt zu schaffen.“⁵⁶⁸ Was ihn nicht interessiert, fällt weg. Die Gesellschaft wird individualisiert und atomisiert.⁵⁶⁹ Man sitzt in seiner Filterblase fest.

567 ARD-ZDF-Online-Studie: https://www.ard-zdf-onlinestudie.de/files/2020/2020-10-12_Onlinestudie2020_Publikationscharts.pdf

568 Stalder (2017, 189).

569 Stalder (2017, 130).

Die ironische Pointe besteht darin, dass im Vergleich zum Journalismus, von dem man Ausgewogenheit, Verständlichkeit, ein umfassendes Angebot und zuverlässige Recherchen verlangen und notfalls auch einfordern kann, die Arbeit der Algorithmen klaglos zur Kenntnis genommen wird, obwohl man, wie gesagt, nicht einmal die Auswahlkriterien kennt. Die Folge ist, dass man die Bedeutung der eigenen Meinung und deren Verbreitung meist überschätzt, weil sie in der Filterblase immer wieder bestätigt wird. Das affirmative Feedback kommt als tausendfaches Echo zurück, weil ja dort alle ähnlich denken. Es bricht sich an den Innenwänden der Echokammer. Auf gegenteilige Positionen trifft man kaum. Es gibt keinen Grund, die eigene Meinung zu hinterfragen oder an ihr zu zweifeln. Der Fundamentalismus, der Wahrheitsterror, den der Konstruktivismus stoppen wollte, ist zurück – wenn auch aus anderen Gründen.

Wer sich nur in seiner Filterblase bewegt, besitzt keine Übung darin, sich an anderen Positionen zu reiben, Argumente mit Andersdenkenden auszutauschen oder einen Kompromiss zu suchen. Seine Wahrnehmung der Realität ist verzerrt. Er vermutet möglicherweise, dass seine Einstellung von einer Mehrheit der Bevölkerung geteilt wird, obwohl er nur mit einer kleinen Minderheit kommuniziert. Statt den Nutzer mit anderen Lebensentwürfen, anderen politischen Vorstellungen, anderen sozialen Bereichen zu konfrontieren, wie es Chantal Mouffe⁵⁷⁰ fordert, werden in der digitalen Filterblase antagonistische Positionen ausgeblendet. Die Gesellschaft wird auf einen Ausschnitt reduziert. Konflikte, Gegnerschaften gibt es dort kaum. Sie brechen erst auf, wenn Angehörige verschiedener Blasen aufeinandertreffen.

Damit scheint einzutreffen, was der Konstruktivismus, wenn auch aus anderen Gründen, behauptet. Nämlich, dass jeder Mensch weitgehend in einer eigenen Welt lebt und dass diese sowohl seine Wahrnehmung als auch die weitere Verarbeitung von Information zur Erkenntnis beeinträchtigt. Das führe schließlich dazu, dass Begriffe wie Wahrheit oder Objektivität für uns obsolet seien.

Die Hauptursachen dafür liegen aber weder an den Medien, die die Realität nur annäherungsweise wiedergäben noch an den defizitären Erkenntnissensoren des Menschen. Vielmehr sind die Nutzer von den neuen Gatekeepern, den Algorithmen, abhängig, ohne deren Spielregeln zu kennen. Und noch weniger gibt es ein Kontrollorgan, bei dem man eventuelle Verstöße reklamieren könnte.

5.4.2 Korrelation statt Kausalität

Es gibt noch einen zweiten Aspekt, bei dem die Einführung der Digitalität dem Konstruktivismus bzw. seinen philosophischen Vorläufern, den Skeptikern, Recht zu geben scheint: Die Behandlung des Kausalitätsprinzips. Wie weiter vorne schon ausgeführt, bezog sich der grundsätzliche Zweifel der Skeptiker auch darauf, inwieweit man aus der Beobachtung von wiederholten Abläufen auf Regeln, gar auf Kausalität schließen könne. Denn dazu müssten die Abläufe immer nach dem gleichen Muster ablaufen und gleiche Ursachen zu gleichen Wirkungen führen. Das aber sei nicht zu beweisen.

570 Mouffe (2017, 23-25).

In der Digitalität wird die Logik von Ursache und Wirkung nicht etwa in Frage gestellt. Man braucht sie einfach nicht mehr. Eine alte philosophische Streitfrage bleibt unentschieden, weil sie keine Bedeutung mehr hat. Kausalität wird nicht verworfen, so Meyer-Schönberger, aber sie wird als erste Quelle von Bedeutung von ihrem Sockel gestürzt.⁵⁷¹ Wir fragen nicht mehr nach dem „Warum“, sondern nach dem „Was“.⁵⁷² Meyer-Schönberger schildert als Beispiel für diese Entwicklung die Anfänge von Amazon. Der Konzern hatte als Startup mit dem Verkauf von Büchern begonnen. Ein Dutzend Kritiker und Redakteure schrieben dazu Kritiken und Empfehlungen. Die Kritiker und auch Amazon arbeiteten sozusagen nach dem Kausalsystem: Die Leute kaufen bestimmte Bücher, weil diese eine gute Kritik erhielten.

Dann änderte der Amazonchef die Strategie. Es ging nicht mehr um die Inhalte der Bücher oder um das Genre. Der Computer musste nicht verstehen, was es bedeutete, dass ein Leser sich für einen bestimmten Autor interessierte. Gab es vielleicht andere Autoren, die einen ähnlichen Stil pflegten oder ähnliche Geschichten erzählten? Das waren ziemlich komplizierte Fragen, die viel literarisches Wissen voraussetzten, bevor man den Kunden eine erfolgversprechende Empfehlung für ein weiteres Buch mitteilen konnte. Noch komplizierter wurde es, weil Amazon ständig seine Produktpalette erweiterte. Jetzt ging es nicht mehr um Inhalte, sondern um Datenverknüpfungen der Kunden. Was verrieten diese Daten? Wer A kauft, kauft wahrscheinlich auch B. Wer ein bestimmtes Buch kauft, kauft demnächst vielleicht auch ein bestimmtes anderes Produkt und umgekehrt. Die Gründe dafür brauchte man nicht zu wissen.

Aber warum suchen die Menschen normalerweise für alles eine Erklärung, eine Ursache? Es ist die Art, wie Erkenntnis beim Menschen funktioniert, zumindest der Teil, den Daniel Kahneman das System 1 nennt, das für schnelles Denken verantwortlich ist. Es funktioniert weitgehend automatisch und ohne bewusste Steuerung. Es ist das System, mit dem wir größtenteils unseren Alltag bewältigen. „Wir sind offensichtlich von Geburt an darauf eingestellt, Eindrücke von Kausalität zu haben, die nicht davon abhängen, ob wir über Muster der Verursachung nachdenken. Sie sind Produkte von System 1.“⁵⁷³ Wir suchen nach Verbindungen, nach kausalen Erklärungen, wenn sich zwei Ereignisse kurz hintereinander ereignen. Notfalls behelfen wir uns damit, dass wir ein solches Zusammentreffen das Gesetz der Wiederholung oder die Duplizität der Ereignisse nennen. Wenn wir über unser Leben nachdenken, dann reihen wir nicht nur einfach Momente aneinander, sondern wir erzählen es als Geschichte, die eine Stringenz aufzeigt und einen Sinn ergibt. Wir erfinden ein entsprechendes Narrativ, um verschiedene Elemente zu verbinden.

Die Digitalisierung funktioniert anders. Wir suchen nicht mehr nach Kausalitäten, sondern nach Korrelationen. Wenn wir dadurch entdecken, dass zwei Dinge möglicherweise eine Verbindung haben, können wir immer noch danach suchen, ob

571 Mayer-Schönberger (2013, 68): Big Data: „Causality won't be discarded, but it is being knocked off its pedestal as the primary fountain of meaning.“

572 Mayer-Schönberger (2013, 63): „Asking primarily what rather than why.“

573 Kahneman (2012, 102).

eine kausale Beziehung besteht, – und wenn ja, warum.⁵⁷⁴ Das Kausalitätsprinzip ist zwar nicht abgeschafft, aber es hat seine zentrale Bedeutung verloren. Denn „Assoziationen in Daten zu finden und auf Grund ihrer zu agieren, mag oft genug sein“.⁵⁷⁵ Eine Korrelation quantifiziert die statistische Beziehung zwischen zwei Datenwerten. Aber es kann genauso gut möglich sein, dass man für zwei Dinge die sich ähnlich verhielten, nur die Erklärung finde, dass es Zufall war.⁵⁷⁶ Das liege daran, dass es für Korrelationen keine Sicherheit gebe, sondern nur Wahrscheinlichkeit.⁵⁷⁷

Handelt es sich hier um die Ablösung des Logoentrismus, wie er von Ludwig Klages bis zu den Poststrukturalisten immer wieder gefordert wurde? Wir machen Zusammenhänge also nicht mehr an der Kausalität, sondern an der Wechselbeziehung verschiedener Daten fest. Vielleicht öffnen uns die Datenverbindungen auch die Augen für neue Zusammenhänge, die uns bisher verborgen geblieben sind. Möglicherweise hat uns unser bisheriges Beharren darauf, dass es für alles eine Erklärung, eine Ursache geben müsse, für manche Phänomene sogar blind gemacht. In der Zukunft, so Meyer-Schönberger, werde unser Verständnis mehr durch den Überfluss an Daten gestärkt werden als durch Hypothesen.⁵⁷⁸ Wir müssen also künftig größere Unsicherheiten akzeptieren, weil wir Korrelationen entdecken, für die wir keine Erklärung haben. Weil wir dann nicht mehr in jedem Fall die Gründe für bestimmte Abläufe verstehen.

Das hat möglicherweise auch Folgen für den Wahrheitsbegriff: „Die Idee einer einzigen Version von Wahrheit macht eine Kehrtwende. Uns wird allmählich klar, dass es unmöglich nur eine einzige Version der Wahrheit gibt, sondern auch, dass ihre Verfolgung eine Ablenkung ist.“⁵⁷⁹ Und weil wir über riesige Datenmengen verfügen, können wir uns sogar gewisse Ungenauigkeiten bei den einzelnen Werten leisten, ohne dass das Gesamtergebnis dadurch verfälscht würde.

Aber reichen Korrelationen als Erklärungen immer aus? Zwar haben wir dank Algorithmen viele uns unbekannt und erstaunliche Korrelationen feststellen können. Die Datenmengen, auf deren Grundlage Algorithmen diese Zusammenhänge feststellten, stammten jedoch aus Statistiken. Statistiken beziehen sich jedoch immer auf Vergangenes. Wenn wir aber nicht nur in die Vergangenheit zurückblicken, sondern unsere Zukunft gestalten wollen, ist es notwendig, uns auch mit den Ursachen und Gründen der Phänomene auseinanderzusetzen, um daraus Schlüsse für künftiges Handeln zu

574 Mayer-Schönberger (2013, 66): By telling us which two things are potentially connected, they allow us to investigate further whether a causal relationship is present, and if so, why.

575 Mayer-Schönberger (2013, 49): „Finding associations in data and acting on them may often be enough.“

576 Mayer-Schönberger (2013, 52): „A correlation quantifies the statistical relationship between two data values. – It is quite possible that two things may behave similarly just by coincidence.“

577 Mayer-Schönberger (2013, 53): „With correlations, there is no certainty, only probability.“

578 Mayer-Schönberger (2013, 70): „In the future our understanding is driven more by the abundance of data rather than by hypotheses.“

579 Mayer-Schönberger (2013, 44): „But the idea of a single version of the truth is doing an about-face. We are beginning to realize not only that it may be impossible for a single version of the truth to exist, but also that its pursuit is a distraction.“

ziehen. Die Frage nach den Ursachen ist ein zentraler Gegenstand der Wissenschaft. Eine vollständige Abkehr von der Ursachenforschung würde das Ende der Wissenschaft, das Ende des Erfindungsgeistes, das Ende neuer Entwicklungen bedeuten.

5.4.3 Von der Virtualität zur Hyperrealität

Eine dritte Besonderheit der Digitalität besteht darin, dass sich unsere Existenz und unsere begriffliche wie dingliche Realität teilweise im Virtuellen zu verlieren scheinen.

Das Phänomen, das schon weiter vorne beschrieben wurde, nämlich, dass die Inflation der Kopien mit einem Bedeutungsverlust des Originals einhergeht, drückt sich auch noch auf andere Weise aus: Der Einzelne steht einem globalen Kommunikationsangebot gegenüber, in dem er sich kaum noch als Subjekt behaupten kann. Die eine Welt ist dann doch eigentlich zu groß für ihn.

In Videoportalen oder Online-Diensten muss man sich durch entsprechende Aktivitäten immer wieder in Erinnerung bringen. Das wichtigste Gut, das es dort zu erringen gilt, ist Aufmerksamkeit. Millionen von Clips konkurrieren miteinander. Sie sind laut, pointiert, oft witzig, manchmal auch kreativ und vor allem kurz. Die wichtigste Botschaft heißt Spaß. Der Drang zur Selbstdarstellung ist sehr ausgeprägt. Aber man muss immer wieder aktiv sein, um nicht im Netz verloren zu gehen.

Der französische Medientheoretiker und Soziologe Jean Baudrillard hat diese virtuelle Realität kritisch gesehen: Der Flut an Daten und an Bildern sei die Realität abhanden gekommen. Sie seien nur noch Kopien von Kopien, hinter denen kein Original mehr stehe. Daten und Bilder bezögen sich nicht mehr auf die Wirklichkeit, weil sie sich längst von ihr gelöst hätten. Inzwischen befänden wir uns in einer Hyperrealität. Der Mensch habe vergessen, wovon die Bilder Kopien sind. In „Simulacres et Simulation“ drückte Baudrillard das in einer Metapher aus:

„Heute ist die Abstraktion nicht mehr jene der Landkarte, der Verdopplung, des Spiegels oder des Entwurfs. Die Simulation ist nicht mehr die eines Gebietes, eines Wesens mit einem Bezug, einer Substanz. Es handelt sich um eine Generation aus Modellen, eines Realen ohne Ursprung oder Realität: hyper-real. [...] Es ist jetzt die Karte, die dem Gebiet vorausgeht.“⁵⁸⁰

Was ist mit Simulation und Simulacrum gemeint? Das Wort Simulacrum stammt von lateinisch *similis* = gleichartig, ähnlich. Kraemer definiert „Simulacrum“ als „abstraktes System von Zeichen, das in einer spezifischen Beziehung zur materiellen Wirklichkeit steht und ein Konstruktionsmodell von Wirklichkeit bildet“.⁵⁸¹

580 Baudrillard Jean (1981, 10): *Simulacres et simulation*: „Aujourd’hui l’abstraction n’est plus celle de la carte, du double, du miroir ou du concept. La simulation n’est plus celle d’un territoire, d’un être référentiel, d’une substance. Elle est la génération par les modèles d’un réel sans origine ni réalité: hyperréel. [...] C’est désormais la carte qui précède le territoire.“

581 Kraemer, Klaus (1994, 49): *Schwerelosigkeit der Zeichen*, in: Bohn Ralf/Fuder Dieter (Hg.)(1994): *Baudrillard. Simulation und Verführung*.

Das Simulacrum ist ein Bildnis, eine Nachbildung. Negativ konnotiert bedeutet es Trugbild. Baudrillard verwendet dafür das Wort „contrefaçon“, auf Deutsch: Nachdruck, aber auch Fälschung.⁵⁸² Eine Simulation beinhaltet, genauso wie das Simulacrum, eine neutrale und eine negative Konnotation, wie die Beispiele Flugsimulator (Nachbildung des Cockpits eines Flugzeuges zu Übungszwecken) und Simulant (jemand, der sich krank stellt, ohne es zu sein) deutlich machen. Baudrillard selbst hat das Wort „simuler“ einmal im Zusammenhang mit dem verwandten Verb „dissimuler“ (kaschieren) definiert: „Dissimuler bedeutet, vorzutäuschen, das nicht zu haben, was man hat. Simuler bedeutet, vorzutäuschen, das zu haben, was man nicht hat.“⁵⁸³

Etwas weiter im Text intensiviert Baudrillard diese Phase der Simulation noch: „Tatsächlich ist es ist nicht mehr das Reale, weil nichts Vorgestelltes uns mehr einhüllt. Es ist das Hyperreale, produziert aus der strahlenden Synthese von Modellverknüpfungen in einem Hyper-Raum ohne Atmosphäre.“⁵⁸⁴

Was ist mit dieser eher literarisch anmutenden Definition gemeint? Es gibt, so will Baudrillard wohl sagen, keinerlei Verbindung mehr zwischen dem System der Zeichen und der Realität. Die Kombinationen, die die Zeichen eingehen, verweisen nicht mehr auf die Alltagswelt. Deswegen bezieht sich das Hyper-Reale auch nicht auf unsere Wirklichkeit. Es ist offenbar in einem Raum angesiedelt, der außerhalb unserer Lebenswelt liegt und „hyper“, also gigantisch, riesig, außergewöhnlich, maßlos ist. Espace bedeutet Raum, aber auch Weltraum. Das Hyperreale befindet sich also in einem riesigen Universum außerhalb der Atmosphäre, in einer Region, die uns möglicherweise die Luft zum Atmen nimmt.

Die Simulation ist die Hyperrealisierung des Realen, die sich jeder sinnhaften Interpretation entzieht, meint Blask mit etwas nüchternerem Vokabular. Reales könne man nicht mehr von Imaginärem unterscheiden, weil die Simulation das Wahrheitsprinzip beseitige. Wahrheit oder Lüge, Echtheit oder Täuschung haben also keine Bedeutung mehr bzw. sind nicht mehr auseinanderzuhalten.⁵⁸⁵ Baudrillard greift bei der Erklärung dessen, was er mit Hyperrealität meint, noch einmal auf seine Metapher von der Karte und dem Gebiet zurück:

„Die Simulation ist nicht mehr die eines Gebiets, mit Bezug auf ein Wesen, auf eine Substanz. Sie ist die Generation aus Modellen eines Realen ohne Ursprung oder Realität: hyperreal.“⁵⁸⁶

582 Strehle Samuel (2012, 101): Zur Aktualität von Jean Baudrillard.

583 Baudrillard (1981,12): „Dissimuler est feindre de ne pas avoir ce qu'on a. Simuler est feindre d'avoir ce qu'on n'a pas.“

584 Baudrillard (1981, 11): „En fait, ce n'est plus du réel, puisqu'aucun imaginaire ne l'enveloppe plus. C'est un hyperréel, produit de synthèse irradiant de modèles combinatoires dans un hyperespace sans atmosphère.“

585 Blask Falko (2013, 35): Jean Baudrillard zur Einführung.

586 Baudrillard (1981, 10): „La simulation n'est plus celle d'un territoire, d'un être référentiel, d'une substance. Elle est la génération par les modèles d'un réel sans origine ni réalité: hyperréel.“

Wie kann man sich das vorstellen? Es ist oft nicht leicht, Baudrillards metaphorreichen Stil ins Konkrete zu übersetzen. Ist es nicht eher so, dass zwar unsere Wahrnehmung wie beispielsweise unsere Sehgewohnheiten immer wieder durch neue technische Möglichkeiten aufgebrochen werden, aber unsere visuellen Phantasien, z. B. in computeranimierten Science-Fiction-Filmen, sich doch weitgehend noch immer auf unsere Welt beziehen? Dann wären die Zeichen der Hyperrealität aber nicht leer, sondern weiterhin stark auf unsere Wirklichkeit bezogen.

Der Philosoph Fritz Mauthner hatte 100 Jahre früher den Begriff „Hyperrealität“ ebenfalls schon verwendet. Bei ihm drückt die Hyperrealität aus, dass der Mensch sich für seine Sprache Bilder über die Welt gemacht hat, dass die Wörter also Bilder von Bildern sind und damit eine kulturelle Hyperrealität erzeugen.⁵⁸⁷ Frank Hartmann konstatiert, dass wir uns an einem Wendepunkt, einem Medial Turn befinden. Wir leben ihm zufolge zunehmend in einer realen Virtualität, bei der das Visuelle an Bedeutung zunimmt. Bei den neuen Medien werde Bedeutung nicht ausschließlich über klar dechiffrierbare Inhalte generiert, sondern auch über den diffusen Kontext.⁵⁸⁸

Baudrillard, hatte, um seinen Terminus „Hyperrealität“ zu erläutern, Disneyland als Metapher benutzt.⁵⁸⁹ Vielleicht erklärt der Spielfilm „Die Truman Show“ aus dem Jahr 1998 diesen Begriff noch besser. Die Hauptfigur des Films ist, ohne es zu wissen, Hauptdarsteller einer Fernsehserie, die das Leben eines Menschen dokumentieren und per Live-Übertragung präsentieren will. Truman lebt deswegen seit frühester Kindheit in einer künstlich errichteten Welt. Alle seine Angehörigen und Freunde, sogar seine Frau, sind Schauspieler, ohne dass er davon weiß. Er lebt in einer simulierten Realität.

5.4.4 Baudrillards Vorbilder: McLuhan und Benjamin

Wie erklärt Baudrillard die Hyperrealität? Indem er versucht, die von McLuhan in der „Gutenberg-Galaxis“ entworfene Entwicklung der Medien fortzuschreiben. McLuhan, den Baudrillard sehr verehrte, hatte diese Entwicklung in verschiedene Epochen gegliedert, – die mündliche Kultur, die Schriftkultur, den Buchdruck und das elektronische Zeitalter.⁵⁹⁰

Die erste Epoche war geprägt durch die mündliche Überlieferung, die sich in Geschichten, Sagen und Mythen ausdrückte. Zu dieser Epoche der Oralität trat dann, lange vor Christus, das Zeitalter der Literalität, die Erfindung der Schriftzeichen. Inschriften entstanden, die Weitergabe von kulturellen Inhalten wurde handschriftlich

587 Hartmann Frank (2000, 99): Medienphilosophie.

588 Hartmann (2000, 17-19).

589 Baudrillard (1981, 25 f): Dort führt B. aus, dass Disneyland nur dazu diene, glauben zu machen, dass das übrige Amerika real sei. Dabei befänden sich Los Angeles und die gesamte USA schon in der Ordnung des Hyperrealen und der Simulation.

590 McLuhan Marshall (1968): Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters.

festgehalten. Im Mittelalter gab es Schreibstuben, in denen Wissen und Traditionen aufgeschrieben wurden. Die Schreibstuben waren vor allem in Klöstern und Bibliotheken angesiedelt.⁵⁹¹

Die Schriftsprache mit ihren „Prinzipien der Linearität, Rationalität und Logik“ breitete sich aus, Massengesellschaften verständigten sich über eine „hohe Zirkulation von Zeichen“.⁵⁹² Schließlich entstanden die elektronischen, oder wie McLuhan sie nannte, die elektrischen Medien.⁵⁹³ Mc Luhan meinte damit u. a. den Telegraph, den Kinofilm und vor allem den Hörfunk und das Fernsehen. Er sah beide als eine Erweiterung der Sinne des Menschen an. Sie hätten ihm neue „Sinnesprothesen“ zugeführt.⁵⁹⁴

Wichtigen Einfluss auf Baudrillards Thesen hatte auch Walter Benjamin: Er, wie auch Mc Luhan, hätten die Technik als Medium begriffen, als Form und Prinzip jeder neuen Sinnproduktion. „Benjamin und McLuhan haben klarer als Marx gesehen, daß die wirkliche Botschaft, *das eigentlich letzte Wort in der Reproduktion selbst* liegt.“⁵⁹⁵ Auch Benjamin hat, wie McLuhan, die kulturelle Entwicklung in verschiedene Zeitalter eingeteilt, die sich bei ihm auf Mittel und Techniken der Gestaltungskunst beziehen: in ein prä-reproduktives Zeitalter, ein Zeitalter der technischen Reproduktion und ein Zeitalter, in dem die Reproduktion selbst zur Kunst wird.

Die prä-reproduktive Epoche setzt Benjamin zwischen der Antike und dem Mittelalter an. In dieser Zeit gab es nur die originalen Kunstwerke, die in einen Traditionszusammenhang eingebettet waren und „ihren Ausdruck im Kult“ fanden.⁵⁹⁶ Die zweite Ära, die durch technische Reproduktionen gekennzeichnet ist, setzt er mit dem Beginn der Renaissance an. Als Beispiel nennt Benjamin den Holzschnitt, mit dem zum ersten Mal Grafik reproduzierbar geworden sei.⁵⁹⁷ Später seien dann Kupferstich und Radierung dazugekommen, Anfang des 19. Jahrhunderts noch die Lithographie. Da aber der Bereich der Echtheit sich der technischen Reproduzierbarkeit entziehe, so Benjamin, hätten diese Fertigkeiten zugleich „das Reproduzierte aus dem Bereich der Tradition“ abgelöst.⁵⁹⁸

Das dritte Zeitalter, das mit dem 19. Jahrhundert beginnt, habe sich dadurch ausgezeichnet, dass die Reproduktion selbst zur Kunst wurde.

591 McLuhan (1968, 180-186).

592 Raetzsch Christoph/Dittmar Jakob F. (2009, 21 f): Wider die Simulation: Medien und symbolischer Tausch. Revisionen zum Frühwerk Jean Baudrillards.

593 McLuhan (1964, 160): Understanding Media. The Extension of Man.

594 McLuhan (1964, 69).

595 Baudrillard Jean (1982, 88): Der symbolische Tausch und der Tod.

596 Benjamin Walter (2007, 18): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit.

597 Benjamin (2007, 11).

598 Benjamin (2007, 14 f).

„Die technische Reproduzierbarkeit ist unmittelbar in der Technik der Produktion begründet. Dies ermöglicht nicht nur auf die unmittelbarste Art die massenweise Verbreitung der Filmwerke, sie erzwingt sie geradezu.“⁵⁹⁹

Das Gleiche gelte auch für Radio und Fernsehen. „Rundfunk und Film verändern nicht nur die Funktion des professionellen Darstellers sondern genauso die Funktion dessen, der sich selber vor ihnen darstellt.“⁶⁰⁰

Der entscheidende Unterschied ist also die Reproduzierbarkeit des Kunstwerkes. Im Laufe der Entwicklung der Menschheit wird es immer weniger aufwendig, solche Reproduktionen zu erstellen, – und das in immer größerer Zahl. Aber so echt diese Reproduktionen auch wirken mögen, eines fehlt ihnen doch: ihre ursprüngliche Ausstrahlung. Was verkümmert, ist nach Benjamin die Aura des Kunstwerkes. Durch die Möglichkeit, Kunstwerke zu reproduzieren, löst sich das Opus von seiner Verbindung mit dem Ritual. „Das reproduzierte Kunstwerk wird in immer steigendem Maße die Reproduktion eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerks.“⁶⁰¹

5.4.5 Simulacrum und Simulation

Baudrillard nimmt diesen Gedanken wieder auf und schreibt ihn zugleich für das Zeitalter der Digitalisierung fort. Auch er macht drei Stufen in der Entwicklung von handwerklichen oder künstlerischen Gütern aus, auch bei ihm entfernen sich die Produkte von Mal zu Mal mehr von ihrer ursprünglichen Bedeutung. Die drei Entwicklungsschritte einer zunehmenden Entfremdung der Produkte von ihrem ursprünglichen Sinngehalt und damit auch von ihrem Platz in der Gesellschaft nennt er die Ordnungen der Simulacra.⁶⁰² Was Benjamin mit dem Verschwinden der Aura beim Kunstwerk beschreibt, bedeutet bei Baudrillard der immer größer werdende Verlust der ursprünglichen Bedeutung der Dinge bis zu ihrer völligen Entleerung.

In den von Baudrillard beschriebenen drei Ordnungen verlieren die Zeichensysteme zunehmend ihren Bezug zur Wirklichkeit. Sie haben schließlich keinerlei Bedeutung mehr und gehören am Ende nur noch zu einer leeren Zeichenwelt. Die Ordnung der Simulation schließlich wird von einem Code gesteuert, der nur noch Relationen, aber keine Bedeutungen mehr zuweist. Die Symbolik als „Medium sozialer Beziehungen, die ihrerseits [...] mit Bedeutung aufgeladen ist“⁶⁰³ geht dabei verloren. Den Beginn dieser Ordnungen verlegt er in die Zeit der Renaissance, des Barock und der Moderne. Vorher habe eine Ständegesellschaft geherrscht, mit klaren Regeln im Verhalten, in der Mode, in den Beziehungen. Alles sei eindeutig durch Konventionen geschützt gewesen und habe dadurch seine Bedeutung erlangt. Im

599 Benjamin (2007, 19), Fußnote, kursiv im Original.

600 Benjmain (2007, 31), Fußnote.

601 Benjamin (2007, 19).

602 Baudrillard (1982, 77-112).

603 Strehle (2012, 57).

Zeremoniell, so Baudrillard, habe es keine Möglichkeit zur Imitation gegeben, und entsprechend sei auch die Vermischung von Zeichen bestraft worden: als schwerer Verstoß gegen die Ordnung der Dinge selbst.⁶⁰⁴

Mit der Ordnung der Imitation wird die Bedeutungsebene der Renaissance aufgeweicht. Stuck ersetzt und imitiert andere Formen und Materialien. Stuckengel, Samtvorhänge, Holzverzierungen, werden daraus als *trompe-l'oeuil* hergestellt. Diese Artefakte verweisen noch auf die ursprüngliche symbolische Bedeutung der Dinge, aber sie sind eben nur Imitationen, *Simulacra*. Das gleiche gilt für den Prunk der barocken Theatermaschinerie. Auch der Automat ist – im Gegensatz zum Roboter, der der zweiten Ordnung angehört – für Baudrillard ein *Simulacrum* der ersten Ordnung. Vorher symbolbesetzte Bereiche wie Mode oder Architektur werden nun spielerisch eingesetzt. Masken oder Stuckverzierungen geben den Dingen einen veränderten, rein ästhetischen Wert. Aber sie haben sich noch nicht vollständig vom Realen gelöst.⁶⁰⁵

Um an das Bild Baudrillards von der Karte und dem *Territoire* anzuknüpfen, kann man sich in der ersten Ordnung die Imitation des *Territoire* durch eine modellhaft gestaltete Spielzeuglandschaft in richtigem Maßstab, und geformt wie das originale Gebiet, vorstellen. Diese Imitation ist also noch sehr an die Realität angebunden, noch in direkter Korrespondenz mit ihr. Man sieht also im Modell z. B. einen Fluss, die Brücke, einzelne Häuser und Hügel.

In der zweiten Ordnung, der Ordnung der Produktion, die Baudrillard auf das 19. Jahrhundert und den Anfang des 20. Jahrhunderts datiert hat, stehen Maschinen in der industriellen Fertigung. Die Dinge werden nicht mehr mit handwerklichem Können als einzelne Artefakte hergestellt, sondern als Massenprodukte. Man erwirbt keine Nachfertigungen von Originalen, deren Anspielung auf die einstige Bedeutung noch gut zu erkennen wäre, sondern Serienware. Diese Massenprodukte, so Baudrillard beziehen sich nur noch sehr allgemein auf den ursprünglichen Gegenstand und seine Bedeutung, ja sie sind ihm gegenüber indifferent.⁶⁰⁶

Um den Vergleich mit der Karte und dem *Territoire* weiterzuführen, wäre das Produkt für die Ordnung der Produktion jetzt eine Landkarte, die statt mit nachgebauten Modellen mit entsprechenden geographischen Symbolen arbeitet und technisch leicht reproduziert werden kann.

Die dritte Ordnung ist die der Simulation. Die Zeichen haben komplett ihre Bedeutung und ihre Referenz verloren, sie verweisen auf nichts mehr. Sie entstehen aus binären Codes, sie besitzen keine Aura mehr. Sie sind *Simulacren*. Es gibt weder Imitate eines Originals wie in der ersten Ordnung, noch Serien, die zumindest an Imitate erinnern, die wiederum das Original zum Vorbild hatten. Es gibt nur noch abstrakte Modelle, die sich in leichten Abwandlungen selbst reproduzieren. So „postulieren sie keine Verbindung mehr zu einem Außerhalb der Zeichen- und Bilderwelt, sondern tauschen sich untereinander aus, verweisen nur noch auf andere

604 Baudrillard Jean (1976, 78-85): *L'échange symbolique et la mort*.

605 Baudrillard (1976, 83).

606 Baudrillard (1976, 87 f).

Zeichen und Bilder.⁶⁰⁷ Das Simulacrum der Simulation beschreibt – so Blask – die modernen Gesellschaften, wo nur noch Modelle und Codes zufällige Kombinationen ohne Verweis auf irgendetwas steuern. Die Simulation werde zur Hyperrealisierung des Realen, das nicht mehr sinnvoll dechiffriert werden könne.⁶⁰⁸

Um das Bild mit der Landkarte und dem Territoire mit der Ordnung der Simulation zu komplettieren, könnte man bei der dritten Ordnung an einen fiktiven Stadt- oder U-Bahn-Plan denken, der mit bekannten Symbolen arbeitet, ohne eine bestimmte Stadt abzubilden. Die Symbole haben keinen Bezug mehr zu einer Realität.

Schließlich steigert Baudrillard diese Phase der Simulation noch zur Hyperrealität, und geht damit über seine Vorbilder Benjamin und McLuhan hinaus. In einer späteren Schrift fügt er sogar noch einen weiteren Schritt, das fraktale Stadium, hinzu. „Im vierten Stadium, dem fraktalen oder viralen oder noch besser bestrahlten Stadium des Wertes gibt es überhaupt keinen Bezugspunkt mehr“, es gibt „nurmehr eine allgemeine Metastase des Werts, Wucherung und zufällige Ausbreitung.“⁶⁰⁹ Diese weitere Radikalisierung seiner Simulationstheorie wird von ihm aber nur angedeutet, nicht mehr ausgeführt.

Aber was meint Baudrillard genau damit, dass die Hyperrealität sich auf keine Realität mehr bezieht? Ist es nicht so, dass alle Wirklichkeit symbolisch vermittelt und somit virtuell wahrgenommen wird. „In diesem Sinn „wirken alle Medien bedeutungsgenerierend.“⁶¹⁰

5.4.6 Wie real war der Golfkrieg?

Was Baudrillard damit sagen will, kann man vielleicht aus seinen Äußerungen zum Golfkrieg ersehen. In mehreren Aufsätzen – der erste erscheint in der französischen Tageszeitung *Libération*⁶¹¹ – behauptet er, der Golfkrieg finde nicht statt, später verkündet er: „Der Krieg am Golf fand nicht statt“.⁶¹²

In einem Interview mit dem *SPIEGEL*⁶¹³ wiederholte er diese Aussagen. Der Journalist wollte wissen, ob Baudrillard den Krieg für real halte oder nicht. Baudrillard wies darauf hin, wie die Berichterstattung darüber beim Zuschauer gewirkt habe: Wie ein Videospiele, unwirklich, harmlos, ohne jeden Bezug zur Realität.

Von diesem sogenannten Zweiten Golfkrieg, der im Januar 1991 begann, gab es kaum Fotos oder Filmberichte, die sich, wie beim Vietnamkrieg, ins Gedächtnis ein-gebrannt hätten, keine Momentaufnahmen, die als Symbol eines grausamen Krieges

607 Strehle (2012, 105).

608 Blask (2013, 34 f).

609 Baudrillard (1992, 11): Transparenz des Bösen.

610 Hartmann (2000, 19).

611 zitiert nach: Woolley Benjamin (1994, 201): Die Wirklichkeit der virtuellen Welten.

612 Baudrillard Jean (1991): La Guerre du Golfe n'a pas eu lieu.

613 *SPIEGEL*-Online (03.2.1991): „Der Feind ist verschwunden“ Interview mit Jean Baudrillard, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13487866.html>

um die Welt hätten gehen können. Wegen der strengen Zensur der USA wurden von den Kampfhandlungen im Fernsehen vorwiegend Bilder gezeigt, die von elektronischen Zielkameras Sekunden vor dem Einschlag der Bomben aufgenommen worden waren. Das wurde zumindest behauptet. Beweiskraft hatten die Aufnahmen für den Zuschauer nicht. Dies galt auch für die Arbeit des CNN-Reporters Peter Arnett, der damals jede Nacht vom Dach eines Hotels aus live von den Angriffen aus Bagdad berichtete. Da sah man nur Lichtblitze, Feuer oder Lichtschein am Stadtrand und man hörte den Kommentar eines Reporters, der aber selber im Dunklen tappte.

Insofern wirkte die Berichterstattung wirklich wie die mediale Inszenierung eines Ereignisses, der aber jede Verbindung zur Realität fehlte. Man sah keine zerstörten Häuser, keine Verwundeten, keine Toten, kein Blut, kein Elend. Die Bilder sahen aus wie vom Schmutz des Krieges gereinigt. Entsprechend löste die im Fernsehen gezeigte Darstellung wenig Betroffenheit aus. Niemand – so Baudrillard – könne beurteilen, ob die Bilder, die über die Fernsehschirme flimmerten, überhaupt vom Golfkrieg stammten oder ob sie nur manipuliert seien. Ähnliches hatte einst der deutsche Dadaist Johannes Bader vom ersten Weltkrieg behauptet: „Der Weltkrieg war ein Zeitungskrieg. In Wirklichkeit existierte er nie.“⁶¹⁴

„Das Medium macht die Wirklichkeit virtuell“, sagt Baudrillard, „das heißt, es übersetzt sie in flüchtige, austauschbare elektronische Bilder, die sich der Erfahrbarkeit entziehen.“⁶¹⁵

Aber es habe doch auch Momentaufnahmen gegeben, etwa Bilder von zertrümmerten Häusern und verletzten Zivilisten, in denen man die Wirklichkeit des Krieges erkennen konnte, entgegnet der Journalist. Baudrillard antwortet darauf, dass die Überzahl von Bildern alle Imagination vernichte.

Handelte es sich beim Golfkrieg also um zu wenige oder um zu viele realistische Bilder? Nach William Merrin von der Swansea University in Wales⁶¹⁶ bestand für Baudrillard der Golfkrieg aus zwei völlig verschiedenen Sichtweisen. Es habe eine traditionelle und eine virtuelle Sicht gegeben: „Hence the two wars in the Gulf – Iraq’s ‚traditional war‘, lost in advance, and America’s ‚virtual war‘, won in advance, never met.“⁶¹⁷

„This is war“, fährt Merrin fort, „conducted according to the media model: war as a technological relationship – unilateral, indifferent and founded on the abolition of symbolic exchange and the simulation of real communication.“⁶¹⁸

614 Merrin William (2005, 85): Baudrillard and the Media. A critical introduction.

615 Spiegel (6/1991): Der Feind ist verschwunden. Interview mit Jean Baudrillard, 3.2.1991.

616 Die Universität Swansea in Wales forscht seit 2006 intensiv über das Werk von Baudrillard und veranstaltet dazu internationale Konferenzen.

617 Merrin (2005, 85).

618 Merrin (2005, 109 f.).

Die westlichen Medien hätten über diesen Krieg nur aus Sicht der Alliierten berichtet. Vom Irak sei ein Feindbild übermittelt worden, das der Sichtweise der Amerikaner gefolgt sei. Die Dramaturgie des Krieges habe schon von vorneherein festgestanden. Die Medien hätten diese Erzählung übernommen. Dabei sei vor allem mit Stereotypen gearbeitet worden wie mit dem dämonisierten irakischen Herrscher Saddam Hussein. In diesem Sinne sei der Krieg für Baudrillard nur eine Simulation gewesen, weil sein Verlauf bereits feststand, bevor er überhaupt begonnen hatte. Irak hatte gegen einen Angreifer, der mit modernsten High-Tech-Waffen aus der Luft den Gegner bekämpfte, von Anfang an keine Chance. Die absolute Überlegenheit der Militärkoalition, die jeden Kontakt nach draußen unterband, sowie die Darstellung in den Medien machten aus dem Krieg ein Videospiel. Opfer sah man lange nicht.⁶¹⁹

„We all watched television but we didn't see a war in the Gulf. We saw nothing of the battles or massacres that occurred, being offered instead war as a build-up, as a mobilization and as an edited aftermath. [...] The real disaster in the Gulf, we were told, was ecological. We saw more dead birds than dead bodies.“⁶²⁰

Auch der irakische Informationsminister Mohammed Saeed-al-Sahaf habe dazu beigetragen, dass Realität und Virtualität kaum noch auseinanderzuhalten waren. Dieser interpretierte den Kriegsverlauf so asynchron zu den Live-Bildern, die gleichzeitig eingeblendet wurden, dass die Pressekonferenzen geradezu bizarre Züge annahmen. Während er noch von einem bevorstehenden Siegeszug des irakischen Militärs sprach, sah man hinter ihm schon die ersten US-Panzer in Bagdad einrollen. Seine letzten Worte gegenüber westlichen Journalisten sollen gewesen sein: „Ich möchte Sie nun informieren, dass Sie sich sehr weit von der Realität weg befinden.“⁶²¹ Es klingt, als hätte Baudrillard ihm diesen Satz diktiert.

Auch das Ende des Golf-Kriegs hielt noch eine Szene bereit, die wie eine weitere inszenierte Realität im Sinne Baudrillards wirkte: Die US-Militärs hatten, inspiriert von Hollywoods Reality Shows und Action-Filmen, wie Merrin unterstellt, geplant, dass die Iraker die Statue von Saddam Hussein selbst stürzen sollten, um damit wenigstens bei diesem Ereignis auch als Akteur und als Sieger dazustehen. Als das am 6. April 2013 nur halb gelang, weil die Statue nicht einstürzen wollte, hätten sich die US-Militärs damit nicht zufriedengeben können. Während die Iraker noch dachten, sie stünden im Zentrum der Aktion, erkannten sie nicht, dass sie nur das Lokalkolorit dafür waren. Die Befreiung von Saddam Hussein gelang ihnen nicht einmal symbolisch. Deswegen vollendeten amerikanische Soldaten den Job und brachten die Statue zu Fall.⁶²²

619 Merrin (2005, 83-91).

620 Merrin (2005, 91).

621 Merrin (2005, 108).

622 Merrin (2005, 109).

Dieses Beispiel zeigt allerdings eher eine verunglückte Inszenierung als eine Hyperrealität. Dass manche kriegerischen Einsätze amerikanischer Soldaten den Inszenierungen von Spielfilmen ähneln, ist sicher richtig. Baudrillard selbst spricht von einer televisionären Umsetzung des Anschlags auf das World Trade Center in New York, und er weist darauf hin, dass diese Anschläge schon in einigen Spielfilmen vorweggenommen worden seien.⁶²³ Das ist aber insofern nicht verwunderlich, als – wie oben schon festgestellt – die Fiktion sich von der Realität inspirieren lässt und umgekehrt. Im Fall der Live-Übertragung vom Anschlag auf das World Trade Center hatte das Fernsehen alle Mittel eingesetzt, über die es für die Darstellung von Action verfügte: Echtzeitmontage, Kameras aus verschiedensten Perspektiven, schnelle Schnitte, Slow Motion, Originalton. Dadurch ergab sich der Eindruck einer perfekten Inszenierung, mit dramaturgisch eindrucksvollem Wechsel zwischen Großaufnahmen und Totalen. Man erlebte die Realität wie im Kino, – aufregend, aber auf Abstand. Durch die ständige Wiederholung der dramatischen Szenen wurden die Bilder zudem noch symbolisch aufgeladen.

Merrin und Baudrillard scheinen vor allem auf die Inszenierung des Krieges abzuheben. Aber war es eine Inszenierung der Militärs oder eine der Medien? In jedem Krieg wird die Wahrheit unterdrückt und das Geschehen propagandistisch verfälscht. Das gehört leider zur Taktik des Krieges. Der Feind soll nicht wissen, wie die Sache wirklich steht. Und in den meisten Fällen soll auch die Bevölkerung möglichst wenig von dem erfahren, was vor sich geht. Dazu gehört das Mittel der Zensur, dazu gehören aber auch Bilder vom Krieg, die Symbolcharakter besitzen und auch Jahrzehnte später noch im Gedächtnis bleiben.

Gut zehn Jahre später hatten die Amerikaner dazugelernt. Beim Irakkrieg von 2003 führten sie sogenannte *embedded journalists* ein, also Reporter und Kameramänner, die – kontrolliert von den Militärs – an bestimmten Orten Gefechtsszenen drehen durften. Schießende Soldaten, Pulverdampf-, die Bilder waren eigentlich auch nicht vielsagender als die Videos vom Golfkrieg. Aber zumindest wirkten sie realer.

5.4.7 Realität und Hyperrealität?

„Wir sind in einem Universum, wo es immer mehr Information gibt, und immer weniger Sinn“, schreibt Baudrillard in „*Simulacres et Simulation*“.⁶²⁴ Vielleicht müsste es präziser heißen: Wir sind von zu viel Information überfordert und nehmen deswegen die Dinge oft kaum noch wahr oder durchdringen sie zumindest nicht. Deswegen kommen uns die Zeichen leer vor und wir sehen keinen Sinn mehr darin. Vielleicht leben wir gar nicht in einer Hyperrealität, sondern nur in einer Realität, die uns manchmal überfordert: Mit einem medialen Überangebot zum Beispiel, mit einer nicht enden wollenden Flut an Informationen, die dazu oft noch in Echtzeit auf uns hereinbrechen.

⁶²³ Strehle (2012, 145).

⁶²⁴ Baudrillard (1981, 121): „*Nous sommes dans un univers où il y a plus d'information, et de moins en moins de sens.*“

Und vielleicht überfordert diese Realität nicht nur unseren Intellekt, sondern auch unsere Psyche. Viel zu oft werden wir mit Nachrichten konfrontiert, die uns mehr emotionale Reaktionen abverlangen, als wir zu erbringen noch in der Lage sind.

Ein weiterer Grund für die hyperreale Weltwahrnehmung ist nach Baudrillard das Bestreben des Fernsehens, sich nur noch auf die Darstellung statt auf die Inhalte zu konzentrieren: „Anstatt zu kommunizieren, erschöpft es sich darin, Kommunikation zu inszenieren.“⁶²⁵ Das trifft sicher zu. Das kaum noch zu überblickende Angebot an Medien seit Beginn der Digitalisierung hat das Aufmerksamkeitsproblem auch im Informationsbereich verstärkt. Nachrichtensendungen müssen inzwischen ebenso um ihr Publikum kämpfen wie Unterhaltungsformate. Das beginnt schon bei der Auswahl der Meldungen und Berichte. Interviews finden vorwiegend live mit prominenten Persönlichkeiten statt, der Ablauf wird detailliert abgesprochen, – auch, weil die Sendezeit knapp ist. Spontaneität und Authentizität werden als Element der Inszenierung eingesetzt. Immer häufiger werden auch Grafiken und Animationen verwendet, die Zusammenhänge in einer ungewohnten Bildsprache erklären und mit vielen neuen visuellen Effekten arbeiten.

Leben wir zunehmend in einer realen Virtualität, die sich auch durch einen Medial Turn in der Philosophie ankündigt, wie Frank Hartmann meint? Im Möglichkeitsraum der neuen Medien werde Bedeutung nicht ausschließlich über klar dechiffrierbare Inhalte generiert, sondern auch über den diffusen Kontext. In der Digitalisierung vernetzen und verbinden sich die verschiedenen Medien und Informationsstränge anders, als wir es gewohnt waren. Texte treten zugunsten von Textualitäten zurück.⁶²⁶ Wir nehmen nicht mehr nur linear wahr, sondern vernetzt, wir finden unsere Informationen über fast grenzenlose Angebote von Suchmaschinen, wir verknüpfen sie anders, wir denken synchron und in Echtzeit.

Verlieren dann die Journalisten möglicherweise ihre Rolle als Gatekeeper, weil es inzwischen zu viele Informationsmedien gibt und der Journalismus seine Monopolstellung verliert? Vielleicht probiert man auch im Fernsehen demnächst andere Formen der zwischenmenschlichen Begegnung aus, die neuen Denkmustern entsprechen. Sicher wird es auch in Zukunft noch die klassischen Interviews mit zwei Protagonisten geben, genauso wie Talkshows in persönlicher Atmosphäre, weil für Menschen nichts interessanter ist, als andere Menschen zu beobachten. Vielleicht aber werden daneben häufiger Gespräche mit mehreren Teilnehmern live aus verschiedenen Ländern angeboten, die mehr unserer Lebensrealität als Europäer entsprechen. Vielleicht wird es künftig auch mehr Interaktionen zwischen dem Publikum und den Studiogästen geben, und falsche Behauptungen eines Gesprächsteilnehmers werden zeitnah kenntlich gemacht und in die Diskussion eingebracht.

Soweit die Sendungen aber nicht live sind, bleibt im Fernsehen die ontologische Zweideutigkeit, die Günther Anders schon 1980 beschrieben hat. Sie entsteht, „weil die gesendeten Ereignisse zugleich gegenwärtig *und* abwesend, zugleich wirklich

625 Baudrillard (1981, 123): „Au lieu de faire communiquer, elle s'épuise dans la mise en scène de la communication.“ (Hervorhebung vom Autor).

626 Hartmann (2000, 17-19).

und scheinbar, zugleich da *und* nicht da, kurz: weil sie *Phantome sind*.⁶²⁷ Zugleich muss der Zuschauer seine Sehgewohnheiten einem ganz neuen Tempo anpassen: Ungewohnten Bilder in schnellen Schnitten und überraschenden Kontexten, die sich plötzlich wieder auflösen, verwandeln oder neu ansetzen. Nichts mehr ist mit den klassischen Erzählgewohnheiten des Fernsehens vergleichbar. Günther Anders spricht von einer Individualität, die noch einmal „*dividiert*“ sei, „*das Individuum [sei] in ein „Divisum“ verwandelt*“, in eine Mehrzahl von Funktionen zerlegt.⁶²⁸

Die Digitalisierung, die uns im Augenblick noch vielfach zu überfordern scheint, eröffnet vielleicht – auch im Sinne von McLuhans These, dass das Medium die Botschaft ist – ganz neue Möglichkeiten, die Wirklichkeit zu begreifen, wie Hartmann glaubt: „Es liegt nahe, die neuen Medientechnologien grundsätzlich als eine *Reaktion* auf diese gesteigerte Komplexität anzusehen – und nicht als die *Ursache* für eine verwirrende Medienwirklichkeit“.⁶²⁹

627 Anders Günther (1980, 131): Die Antiquiertheit des Menschen, Band I.

628 Anders (1980, 141), (Hervorhebung vom Autor).

629 Hartmann (2007, 18).

5.5 Rhetorische Mittel der Persuasion

5.5.1 Einleitung

Wie gelingt es einem Politiker, andere von seiner Meinung zu überzeugen? Wer das politische Geschehen beobachtet, weiß, dass es nicht immer nur die besseren Argumente sind, die bei einer Diskussion den Sieg davontragen. Geschickte Redner verstehen auch, Emotionen anzusprechen und ihr Charisma gezielt einzusetzen. Sie wissen sich in der Öffentlichkeit darzustellen.

Im Interview treffen unterschiedliche Inszenierungsinteressen aufeinander: Das des Politikers, der seine Argumente möglichst perfekt darbieten will, dabei aber auch versucht, das Publikum emotional anzusprechen und mit brillanten Formulierungen zu gewinnen, – und das Interesse des Journalisten, der einen bestimmten Sachverhalt zu klären versucht und dabei möglichst auch die Vorgehensweise des Politikers transparent machen will. Beide Protagonisten führen das Interview, wie vorher schon angesprochen, im Grunde genommen für das Publikum. Sie führen es ihm vor. Dabei ist es die Aufgabe des Journalisten, für den Zuschauer auch deutlich zu machen, was sich hinter der Argumentationsstrategie des Interviewten verbirgt. Welches sind die eigentlichen Sachpunkte, welche Wörter sind nur Dekor.

Es geht um Mittel und Methoden, die in der politischen Auseinandersetzung immer wieder eingesetzt werden. Vorwiegend handelt es sich um Slogans, Begriffe und Narrative, die in eingängiger Form das aktuelle Thema aufgreifen, es für die eigene Partei vereinnahmen, und mit bestimmten Wertigkeiten versehen. Die Stärke solcher Begriffe und Narrative liegt darin, dass sie sprachlich einprägsam sind und meist auf Traditionslinien der Partei oder nationale Identitäten rekurrieren.

5.5.2 Rhetorik

Im Folgenden soll auf die diversen Persuasionstechniken eingegangen werden. Eine der ältesten ist die klassische Rhetorik, die – so zeigen die zahlreichen Schulungsangebote im Netz, sich wieder zunehmender Beliebtheit erfreut. Die Rhetorik war weniger eine Überzeugungs-, als eine Überredungskunst. Das wurde schon im alten Griechenland auch kritisch gesehen. Die Redekunst war deswegen schon in der Antike nicht unumstritten. Nicht nur, dass die Rhetoren ihre Fertigkeiten gegen Geld anboten, machte sie in den Augen vieler Philosophen von Anfang an suspekt. Platon polemisierte im Dialog „Gorgias“ gegen die Redekunst als eine Scheinwissenschaft, der es nicht um die Wahrheit, sondern um reinen Opportunismus gehe. Rhetorik verfolge vor allem eigene Interessen, ohne dabei moralische Verantwortung zu übernehmen.⁶³⁰ Sie habe keinen echten eigenen Gegenstand, sondern nur die Überre-

630 Erler Michael (2019, 321): Platon und seine Rhetorik, in: Erler Michael/ Tornau Christian (Hg.): Handbuch Antike Rhetorik.

dungskunst zum Ziel. Platon dagegen forderte, dass eine Rede vorwiegend nicht dazu dienen solle, eigene Interessen durchzusetzen, sondern die Seele anzuleiten. Dazu muss der Redner mehr als nur die formalen Regeln der Rhetorik beherrschen. Er soll dazu auch Kenntnisse in anderen Disziplinen wie der Dialektik und der Lehre von der Seele erwerben.⁶³¹ Aber bei Reden vor Gericht spielte nicht nur die Argumentation, sondern auch die emotionale Darstellung des Rechtsfalles eine entscheidende Rolle. Die Kunst der Rhetorik bestand also von Anfang an primär darin, sein Anliegen überzeugend zu präsentieren.⁶³²

Die Kontroverse zwischen Philosophie und Rhetorik, die sich schon bei Platon ankündigte und später auch bei Kant fortsetzte, drehte sich also vor allem um die Frage, ob die Rhetorik eine Kunst ist, die ihre höchste Perfektion in der Überzeugung des Gegenübers sieht, oder ob sie auch aus einem ethischen, zum Beispiel einem pädagogischem Motiv heraus handelt. Die Rhetoriker ihrerseits waren überzeugt, dass es keine persuasionsfreie Wahrheit geben kann, weil Wahrheit auch überzeugen muss.⁶³³

Bei Cicero, dem wahrscheinlich bedeutendsten römische Rhetor, rückt das Ethos des Redners in den Mittelpunkt. Man verfehle die Kunst der Rede, wenn man sie nur formal auffasse. Wenn es um wirkliche Beredsamkeit gehe, dann sei die Kenntnis der Regeln weniger wichtig als eine umfassende Bildung. Eine vollkommene Rede setze vor allem eine Kompetenz in der Lebensführung und der Sitten voraus.⁶³⁴ Andererseits lässt Cicero in „De Oratore“ einen seiner Schüler behaupten, dass selbst ein gewöhnlicher Redner, der nicht sehr gebildet ist, in einer allgemeinphilosophischen Diskussion den Philosophen an Argumentationstechniken und Eloquenz überlegen sei.

Immanuel Kant lehnte die Rhetorik kategorisch als Betrug ab, um sie von der Dichtkunst abzuheben, die ihrerseits eine Illusion erzeuge. Während die Dichtung die Phantasie des Menschen spielerisch freisetze, wolle die Rhetorik „den Verstand durch sinnliche Darstellung überschleichen und verstricken“.⁶³⁵

Im 18. Jahrhundert wurde diese Regelpoetik wie man sie inzwischen verächtlich nannte, weitgehend aus Schulen und Universitäten verbannt. Erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts war sie plötzlich wieder gefragt. Vor allem im Zeitraum zwischen 1980 und 1990 gab es einen starken Anstieg.⁶³⁶ Zur gleichen Zeit wurden auch wieder zahlreiche Rhetorikseminare für Politiker oder Führungskräfte in der Wirtschaft angeboten.

631 Erler (2019, 321).

632 Leeten Lars (2017, 591): Rhetorik und Ethik, in: Hetzel Andreas/Posselt Gerald (Hg.): Handbuch Rhetorik und Philosophie.

633 Leeten (2017, 587).

634 Leeten (2017, 593).

635 Oesterreich Peter L. (2017, 171): Rhetorik und Philosophie bei Kant, im Deutschen Idealismus und in der Romantik, in: Andreas Hetzel/Gerald Posselt: Handbuch Rhetorik und Philosophie.

636 Leonhardt Jürgen (2019, 767): Transformationen antiker Rhetorik vom Barock bis zur Moderne, in: Erler Michael/ Tornau Christian (Hg.): Handbuch Antike Rhetorik, Berlin.

Die klassische Rhetorik hatte sich im Laufe der Zeit zu einem immer umfangreicheren Regelsystem entwickelt, das in Teilen auch heute noch als Inspirationsquelle genutzt wird. Dazu wurden verschiedene Redegattungen beschrieben, zu denen auch das *genus deliberativum* gehört, das vor allem politische Reden behandelt.

Ein zentrales Thema ist in diesem Zusammenhang das Verhältnis von Logos und Pathos. Zum Logos gehören alle Techniken und Strategien, die die Ratio ansprechen. Es geht im Wesentlichen um die Frage, wie man die richtigen Argumente findet, die das eigene Anliegen unterstützen. Beim Pathos dagegen geht es um das Erwecken von Emotionen und Leidenschaften, also darum, Gefühle ansprechen.⁶³⁷ Schließlich gehören auch ethische Aspekte zu den wichtigen Inhalten der Rhetorik.

5.5.3 Slogans

Eine andere typische Argumentationsstrategie in der Politik, bei der rationale und nichtrationale Elemente zum Zwecke der Persuasion vermischt werden, ist der Gebrauch von Slogans. Slogans werden auch in der Werbung eingesetzt. In der Politik verwendet man sie vor allem als Wahlslogans, bei Wahlveranstaltungen oder Demonstrationen. Der jeweilige Kontext hat auch Einfluss auf die Formulierung eines Slogans. Zum Beispiel erfordert ein Slogan für eine Demonstration einen speziellen Sprechrhythmus. Auf Transparente geschriebene Slogans müssen besonders prägnant sein.

Oft haben Slogans eine appellative Funktion. Sie begründen nicht, sie behaupten und ziehen Schlussfolgerungen, oder sie haben einen euphemistischen Unterton. Vor allem ihre identitätsstiftende Wirkung ist relevant. Auch bei Slogans werden Emotionen mit Argumenten verbunden. Anders als rhetorische Mittel, die genau geplant werden müssen, sind Slogans spontan einsetzbar. Wenn sie nicht an einer falschen Stelle platziert werden, zünden sie sofort und machen das Gegenüber manchmal sprachlos.

Woher nehmen sie diese Kraft? Zum einen aus der ständigen Wiederholung wie es beispielsweise auch in der Werbung geschieht. Je öfter man einen Slogan gehört hat, desto eingängiger erscheint er einem. Außerdem verweist ein guter Slogan immer noch auf einen größeren Zusammenhang. Historische Assoziationen werden damit geweckt oder emotionale Querverweise auf ähnliche Ereignisse hervorgerufen. Der Slogan argumentiert nicht, er schafft ein Gemeinschaftsgefühl und überzeugt spontan.

Dem Interviewer muss es also gelingen, dem Zuschauer den Unterschied zwischen Persuasion und Argumentation deutlich zu machen. Als Beispiele für solche Schlagworte seien der Solidaritätszuschlag, das Nullwachstum und die Ich-AG angeführt.

In jüngster Zeit werden die Namen für neue Gesetzesvorhaben zuweilen mit einem wertenden Adjektiv versehen wie das Gute-Kita-Gesetz oder das Geordnete Rückkehr-Gesetz für nicht anerkannte Flüchtlinge. Wenn sich diese Begriffe durch häufigen Gebrauch erst einmal ins Gedächtnis eingegraben haben, dann – so hoffen ihre Erfinder – werden sie auch ihre propagandistische Wirkung entfalten.

637 Schulz Verena (2019, 561 f): Was ist rhetorische Wirkung? Zum Verhältnis von ‚Logos‘, ‚Pathos‘ und ‚Ethos‘, in: Erler Michael/Tornau Christian (Hg.): Handbuch Antike Rhetorik.

In der DDR waren auch gereimte Parolen beliebt, die leichter im Gedächtnis bleiben sollten: „Vorwärts immer, rückwärts nimmer“ oder „Junkerland in Bauernhand“.

Immer wieder werden bei politischen Veranstaltungen oder in Fernsehauftritten solche Sprachformeln erfolgreich zur Abwehr von Gegenargumenten eingesetzt und damit komplizierte Probleme auf einen einfachen Nenner gebracht. Lösungsvorschläge werden mit Grundsatzpositionen verknüpft, und der Zuschauer glaubt, das alles gehöre zusammen. Politische Überzeugungen – so Yves Bizeul – entstünden nur begrenzt aus der Kraft der besseren Argumente im politischen Diskurs oder aus der Fähigkeit, gesellschaftliche Probleme zu lösen. Dagegen spielten vielmehr vor allem nicht reflektierte vopolitische Überzeugungen eine bedeutende Rolle, – sowohl bei der Stabilisierung eines politischen Systems als auch bei der politischen Mobilisierung.⁶³⁸ Die durch den Slogan evozierte Bedeutungsebene soll nicht nur davon überzeugen, dass der aufgezeigte Weg schlüssig, sondern auch, dass er der einzig richtige ist. Die Zuhörer oder Zuschauer sollen ihn nicht nur verstehen, sondern sie sollen sich mit ihm identifizieren.

Macht arbeite innerhalb und durch die symbolische Ordnung, meint Oliver Marchart. Wenn die Institutionierung von Gesellschaft auf der begrifflichen Ebene vonstatten gehe, dann müsse sie notwendigerweise inszeniert werden.⁶³⁹ So legitimiere sich Herrschaft, und „indem sie eine überkomplexe Welt vereinfache[n], ermögli[n]che[n] [...] sie Anpassung und Aufrechterhaltung politischer Systeme“.⁶⁴⁰

Wenn in Interviews und Diskussionen politische Probleme durch solche Slogans emotional aufgeladen werden, dann werden sie scheinbar auf eine andere, – grundsätzlichere Ebene gehoben. Das vermeintlich Grundsätzliche verdeckt dann möglicherweise die konkreten Details. Darüber ist dann nur schwer zu diskutieren.

Slogans sind große Vereinfacher. Deswegen ist es nicht verwunderlich, dass sie in Kurzinterviews gerne verwendet werden. Aber sie erklären uns selten mehr über das politische Geschehen. Meistens blenden sie uns nur. Deswegen sollten solche Argumentationsstrategien in Interviews offengelegt werden. Was bedeuten sie wirklich? Stützen sie die politische Aussage oder versehen sie diese nur mit einer neuen Überschrift? Dies trägt auch zur Medienkompetenz des Zuschauers bei.

5.5.4 Begriffe besetzen

Zeichen und Wörter sind in der Sprache nicht eindimensional wie Zahlen in der Mathematik. Sie bewegen sich oft auf mehreren Ebenen, verweisen auf Synonyme, setzen Assoziationen in Gang, spielen auf Traditionslinien an, verweisen in die Etymologie. Dadurch entfalten sie ein symbolisches Potential.

638 Bizeul Yves (2009, 11): Glaube und Politik.

639 Marchart Oliver (2016, 131): Die politische Differenz.

640 Bizeul (2009, 248).

Diese Methode macht sich auch die Politik zunutze. Sie prägt neue Begriffe oder besetzt vorhandene, um damit bestimmte politische Aussagen für sich zu reklamieren. Auch dabei zielt sie weniger auf den Verstand als auf Emotionen und auf unbewusste Bedeutungsraster. Je öfter diese Begriffe in Reden, Diskussionen oder Interviews der jeweiligen Partei auftauchen, desto stärker werden sie mit ihnen in Verbindung gebracht. Dabei werden sie mit zusätzlicher Bedeutung aufgeladen. Sie gewinnen einen Bedeutungsüberschuss. Es geht also nicht nur um Begriffe ganz allgemein, sondern vor allem darum, wie die Parteien solche Begriffe für sich vereinnahmen.

Manche dieser Begriffe entwickeln durch diesen Bedeutungsüberschuss ein Eigenleben, als würde allein das Aussprechen eines solchen Wortes komplexe Zusammenhänge auf einen einfachen Nenner bringen. Dabei deuten diese Begriffe oft mehr an als sie deutlich aussprechen. Sie stehen für ein verzweigtes Bedeutungsgeflecht, das diese Begriffe mit den Grundüberzeugungen der jeweiligen Partei verbindet. Sie sind ein Versprechen, das aber gleichzeitig so vage gegeben wird, dass sich die verschiedensten innerparteilichen Gruppierungen darauf berufen können. Sie legen zwar Bedeutungen nahe, aber sie legen sich nicht fest. So ermöglichen sie verschiedene Auslegungen. Das ist die Stärke der Symbolsprache für die Politik. „Sprachliche Verdichtung auf prägnante Begriffe mit Signalcharakter erleichtert die massenwirksame Inszenierung“,⁶⁴¹ stellt Sarcinelli fest. Der Gegenangriff des politischen Gegners findet allerdings meist mit den gleichen Waffen statt: „Das Auftauchen einer alternativen symbolischen Sinnwelt ist eine Gefahr, weil ihr bloßes Vorhandensein demonstriert, daß die eigene Sinnwelt nicht zwingend ist.“⁶⁴²

Die Begriffe müssen verschiedene Bedingungen erfüllen: Sie müssen griffig formuliert sein, aber sie müssen vor allem Assoziationen hervorrufen, die mit der Partei, ihren wichtigsten Themen oder der Geschichte verbunden sind. Noch stärker wirken solche Termini, wenn sie zusätzlich noch Bilder evozieren, die einem weiteren Traditionshorizont entlehnt sind. Sie werden damit in einen historischen Kontext eingebunden, der sie mit den Leitideen der jeweiligen Partei verbindet. Bodo Hombach, ehemaliger SPD-Wahlkampfmanager, führt noch weitere Funktionen an: Sie sollen die eigenen Mitglieder bei der Stange halten. Sie sollen den politischen Gegner deutlich treffen. Und sie müssen dem Zeitgeist entsprechen.⁶⁴³

Den politischen Machtkampf um Begriffe hatte der damalige Generalsekretär der CDU, Kurt Biedenkopf, 1973 auf dem CDU-Parteitag in Hamburg ausgerufen:

„Revolutionen finden heute auf andere Weise statt. Statt der Gebäude der Regierungen werden die Begriffe besetzt, mit denen sie regiert, die Begriffe, mit denen wir unsere staatliche Ordnung, unsere Rechte und Pflichten und unsere Institutionen beschreiben.“⁶⁴⁴

641 Sarcinelli (1987b, 144).

642 Berger/Luckmann (1972, 116).

643 Hombach Bodo (1991, 36): Semantik und Politik, in: Liedtke Franz et al. (Hg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik.

644 Hombach (1991, 36).

Damit – so Hombach – soll beim Wähler „Kompetenzvermutung“ erzielt werden.⁶⁴⁵ Dreizehn Jahre später hat Heiner Geissler – ebenfalls in seiner Rolle als CDU-Generalsekretär – diese Forderung in einem Fernsehgespräch fast wörtlich wiederholt: „Es geht heute nicht mehr darum, Bahnhöfe, sondern Begriffe zu besetzen. [...] Derjenige, der die Ideen hat, und der für sie auch die richtigen Begriffe wählt, hat die Macht über das Denken der Menschen.“⁶⁴⁶

Die nachfolgenden Beispiele sollen deutlich machen, worauf sich Kurt Biedenkopf und Heiner Geissler beziehen.

„Wir sind das Volk“

Im Herbst 1989 gingen bei den Montagsdemonstrationen in der DDR Tausende von Menschen mit der Parole „Wir sind das Volk“ auf die Straße. Die Kurzformel beinhaltete eine Abrechnung mit dem DDR-Regime und gleichzeitig eine Forderung nach mehr Rechten, mehr Mitsprache, nach Öffnung und nach Demokratie. Zum ersten Mal wurde diese Parole auf der Leipziger Montagsdemonstration am 2. Oktober 1989 skandiert. Vorher hatten die Demonstranten „Keine Gewalt“ oder „Freiheit, Freiheit“ gerufen.

Die Parole spielte darauf an, dass die Regierung der DDR nicht einhielt, was ihre Verfassung versprach. Die Deutsche Demokratische Republik war ein Staat, der zwar das Wort „Demokratie“ schon im Namen trug und auch das Wort „Volk“ für seine Institutionen reklamierte, wie zum Beispiel „Volkskammer“, oder „Volkspolizei“. Aber die Wirklichkeit sah anders aus. Deswegen forderten die Demonstranten ein, was bisher nur Lippenbekenntnisse waren: Die DDR ist für das Volk da, und nicht für die Genossen in der Regierung.

Die Montagsdemonstrationen mit dem wochenlang skandierten Ruf „Wir sind das Volk“ gehören inzwischen zum historischen Gedächtnis der Bundesrepublik. Sie symbolisieren die friedliche Revolution, die mit dem Sturz des DDR-Regimes endete. Der berühmte Slogan ist nicht nur in der Geschichte verankert, er steht auch für eine erfolgreiche Freiheitsbewegung. Das machte ihn auch später für andere Gruppen attraktiv.

Deswegen verwundert es nicht, dass es mehrfach Initiativen gab, die auf diese Ereignisse anspielten, auf die Montagsdemonstrationen, auf den Sieg der Demonstranten, der dazu noch friedlich errungen worden war und auf die Parole „Wir sind das Volk“, die allgemein genug war, um auch für viele andere Protestkundgebungen verwendet zu werden, die „im Namen des Volkes“ auf die Straße gingen. Friedensgebete von Pazifisten wurden auf Montage verlegt, Demonstrationen gegen die Hartz IV-Gesetze wurden – ebenfalls an Montagen – mit dem Spruch „Wir sind das Volk und nicht die Sklaven von Hartz IV“ abgehalten.⁶⁴⁷ Sie alle wollten sich damit in die Nähe der Bürgerbewegung rücken, um von der Wirkmächtigkeit der Demonstration

645 Hombach (1991, 37).

646 Hombach (1991, 38).

647 MDR (11.03.2021): Die AfD und die Tradition der Bürgerrechtsbewegung in der DDR, <https://www.mdr.de/zeitreise/afd-pegida-ddr-buergerrechtsbewegung100.html>, und: Bürgerbewegung Leipzig: <https://www.archiv-buergerbewegung.de>

im Herbst 1989 zu profitieren. Ihr Anliegen, so sollte diese Reminiszenz suggerieren, komme ebenso aus der Bevölkerung und habe eine ebensolche Berechtigung wie damals der Aufstand gegen das DDR-Regime. Und wenn man beharrlich genug sei, bleibe auch diesmal der Erfolg nicht aus.

Später wurde diese Parole von rechten Gruppen wie PEGIDA und der AfD wieder verwendet und dabei auch der historische Kern okkupiert und umgedeutet. Seit 2014 fanden in Dresden und Leipzig jeden Montag diese neuen Demonstrationen statt. Jetzt ging es angeblich darum, die Wende zu vollenden. Während aber in der Endphase der DDR für eine Öffnung demonstriert wurde, bekam der Slogan allmählich eine andere Bedeutung, nämlich die einer Abschottung und einer Ausgrenzung. Mit „Wir sind das Volk“ waren plötzlich die Deutschen im Gegensatz zu ausländischen Bürgern gemeint.

„Warum verankern sich bestimmte historische Ereignisse in vereinfachter Form im gemeinsamen Gedächtnis?“, fragte das Archiv Bürgerbewegung Leipzig, das die historischen Ereignisse erforscht und lebendig erhalten will. „Bilden Mythen gar die Grundlage unserer kollektiven Erinnerungskultur?“⁶⁴⁸ Die Symbolkraft dieser Parole liegt zweifellos in der Verbindung mit dem historisch bedeutsamen und gleichzeitig hochemotionalen Ereignis. Sie ergibt sich aber auch aus der sprachlichen Verknappung, die sich für verschiedene Interpretationen eignet: Sie kann Wut, Ungeduld oder Kritik ausdrücken, oder auch die Forderung nach Mitsprache. Eine so große Spannweite an Bedeutung ist nicht untypisch für besonders erfolgreiche politische Begriffe. Sie sprechen viele an und lassen vieles offen. Deshalb können sie aber auch leichter umgedeutet und missbraucht werden.

„Leitkultur“

Interessant ist auch die Karriere des Begriffs Leitkultur. Im Jahr 1996 hatte der aus Syrien stammende deutsche Politikwissenschaftler Bassam Tibi erstmals diesen Begriff verwendet.⁶⁴⁹ In einem Essay für die Zeitschrift „Das Parlament“ hatte er den Multikulturalismus in Deutschland kritisiert und stattdessen einen „Kulturpluralismus“ vorgeschlagen, eine „Kombination von kultureller Vielfalt und einem Konsens über eine wertbezogene Hausordnung“ im demokratischen Gemeinwesen. Diesen Konsens nannte er „Leitkultur“. Sie lasse Vielfalt zu, binde diese jedoch an einen Wertekonsens.

In der Folge wurde der Begriff immer wieder neu interpretiert, umbenannt und je nach politischer Überzeugung von Linken wie Rechten als Kampfbegriff benutzt. Im Jahr 2000 wurde „Leitkultur“ im Ranking für das Wort des Jahres auf den 8. Platz gesetzt, „Deutsche Leitkultur“ dagegen von einer anderen Institution im gleichen Jahr zum Unwort des Jahres erklärt.⁶⁵⁰

648 Archiv Bürgerbewegung Leipzig (2020): Mythos „Montagsdemonstrationen“, <https://www.archiv-buergerbewegung.de/9-verein/aktuelles/484-mythos-montagsdemonstrationen>

649 Tibi Bassam (8.9.2017): Leitkultur als Integrationskonzept – revisited, Bundeszentrale für politische Bildung.

650 DER TAGESSPIEGEL (15.11.2000): „Deutsche Leitkultur“: Unwort des Jahres, <https://www.tagesspiegel.de/politik/deutsche-leitkultur-unwort-des-jahres/179180.html>

Der Begriff der Leitkultur wurde also mehrfach umgedeutet. Für die einen wurde daraus eine deutsche Leitkultur, für die anderen die europäische. Manche forderten eine westliche, andere eine christliche Leitkultur. Es ging um die Frage, was unbedingt zur Leitkultur dazugehören müsse und was nicht. Gegner des Begriffs warnten davor, von Zuwanderern vollständige Assimilation zu verlangen – so Cem Özdemir von Bündnis 90/Die Grünen. Der deutsch-iranische Schriftsteller und Orientalist Navid Kermani meinte, die beste Leitkultur sei das Grundgesetz. Der Philosoph Heiner Bielefeldt gab zu bedenken, man solle ganz auf den Begriff der Leitkultur verzichten, weil immer ein semantischer Überschuss mitschwinge. Es sei immer etwas mehr gemeint, das aber unbestimmt bleibe. Das Wort habe eine antipluralistische Schlagseite.⁶⁵¹ Der Begriff ist inzwischen so aufgeladen, dass er bei Diskussionen über Zuwanderer oft vermieden wird, um keine Aggressionen zu entfachen.

Gut 20 Jahre nach seinem ersten Artikel nahm sich Tibi des Themas erneut an.⁶⁵² Er wies darauf hin, dass wegen der globalen demografischen Veränderungen und des Migrationsdrucks aus Nahost und Afrika europäische Gesellschaften – also nicht nur die deutsche – heute vor der Herausforderung und der Notwendigkeit stünden, sich mit der Problematik der Zuwanderung bzw. Einwanderung erneut auseinanderzusetzen. Gleichzeitig kritisierte er die gänzlich misslungene Diskussion der Jahre zuvor und die polemischen Umdeutungen des Begriffs. Die Leitkultur, für die er stehe, sei kein Multikulturalismus, keine Wertebeliebigkeit, sondern ein Wertekonsens, der aber weder religiös noch ethnisch definiert sein dürfe. Es sei ihm nie darum gegangen, dabei eine Art Unter- bzw. Überordnung vorzuschlagen. Stattdessen bedürfe es eines Einverständnisses über Gemeinsamkeiten. Die Leitkultur sei ein Leitfaden und keine hierarchische Werteordnung. Als zentrale Werte einer europäischen Leitkultur führt Tibi den Vorrang der Vernunft vor religiöser Offenbarung, die Demokratie, zu der die Trennung von Religion und Politik gehöre, sowie Pluralismus und Toleranz an. Insgesamt vermisse er in Deutschland eine Debattenkultur wie in den angelsächsischen Ländern.

Woran liegt es, dass der Begriff „Leitkultur“ eine so lange Lebensdauer als Thema für den gesellschaftlichen Diskurs und als politischer Kampfbegriff hat, und in Parteiprogrammen regelmäßig erwähnt wird? Ein Grund ist der große historische Bogen, der deutsche und europäische Geschichte einschließt und damit die aktuelle Migrationsdebatte aufgreift. Er stellt Narrative für viele Facetten dieser Diskussion bereit. Außerdem ist er in seiner Bedeutung so unscharf, dass er viele Positionen abdeckt.

Heuschrecken

Am 17. April 2005 gab der damalige SPD-Vorsitzende Franz Müntefering ein Interview in der Bild am Sonntag, in dem er Finanzinvestoren heftig kritisierte: Sie vernichteten Arbeitsplätze, blieben dabei anonym, hätten kein Gesicht, „fallen wie Heuschreckenschwärme über Unternehmen her, grasen sie ab und ziehen weiter“.⁶⁵³

651 Bielefeldt Heiner (2015): Menschenrechte in der Einwanderungsgesellschaft. Plädoyer für einen aufgeklärten Multikulturalismus.

652 Bassam (09.09.2017).

653 SPIEGEL-Online (08.05.2005): Und sie fraßen alles was im Lande wuchs, <https://www.spiegel.de/kultur/und-sie-fraessen-alles-was-im-lande-wuchs-a-a9868e39-0002-0001-0000-000040325421>

Von da an war die Gleichung „Finanzinvestoren = Heuschrecken“ in der Welt. Der Ausdruck war offenbar so einprägsam, dass er wie selbstverständlich überall benutzt wurde, – auch in den Medien. Der Stern verwendete noch gut vier Jahre später Münzferings Metapher und nannte rücksichtslose Finanzinvestoren die Mutter aller Heuschrecken. Unter dem Titel „Kaufen, plündern, wegwerfen“, beschrieb die Illustrierte, wie Investoren Firmen kaperten, aussaugten und nach einigen Jahren mit Gewinn wieder abstießen. Bei den Unternehmen würde man den Kaufpreis als Schulden verbuchen. „Eigenkapitalräuber“ seien diese „gefährlichsten Heuschrecken“.⁶⁵⁴

Die Heuschreckenmetapher ist unter anderem deshalb so stark, weil es auch in der Realität immer wieder Heuschreckenplagen gibt, die mit den gleichen Worten beschrieben werden. In der Tagesschau vom 4. Februar 2020 sprach der Moderator von einer Heuschreckenplage biblischen Ausmaßes in Afrika. „30 bis 40 Millionen Insekten fressen alles ab, was grün ist. Tonnen an Nahrungsmitteln werden so in kürzester Zeit vernichtet.“⁶⁵⁵ Hungersnöte drohten.

Das Bild von den gefährlichen Heuschrecken ist vor allem aus der Bibel bekannt. Dort heißt es im 2. Buch Mose über die achte Plage, die über Ägypten kam:

„Darauf sprach der Herr zu Mose: Streck deine Hand über Ägypten aus! Dann werden Heuschrecken kommen und über Ägypten herfallen. Sie werden den ganzen Pflanzenwuchs des Landes auffressen, alles, was der Hagel verschont hat. [...] Sie fielen über ganz Ägypten her und ließen sich in Schwärmen auf dem Gebiet von Ägypten nieder. Niemals vorher gab es so viele Heuschrecken wie damals, auch wird es nie wieder so viele geben. Sie bedeckten die Oberfläche des ganzen Landes und das ganze Land war schwarz von ihnen.“⁶⁵⁶

Die Schilderung ist offenbar so beeindruckend, dass der Text der Bibel fast wörtlich im Stern-Artikel über die gierigen Finanzinvestoren wieder auftauchte, und später die Tagesschau diese bilderreiche Sprache für ihren aktuellen Nachrichtenfilm auch wieder weitgehend übernahm. Heuschreckenplagen sind nicht nur exotische Ereignisse aus fernen Ländern. Es gab sie nicht nur in Afrika, sondern bis zum späten Mittelalter hin und wieder auch in Europa. Immer wieder, bis zum frühen 16. Jahrhundert wurde der Kontinent von solchen Plagen heimgesucht. Sie wurden als apokalyptische Bedrohung wahrgenommen. Die Menschen wurden zur Umkehr aufgerufen.⁶⁵⁷

654 Stern (22.9.2009): Kaufen, plündern, wegwerfen, <https://www.stern.de/wirtschaft/news/heuschrecken-investoren-kaufen--pluendern--wegwerfen-3754228.html>

655 ARD Tagesschau (04.2.2020): Heuschrecken, <https://www.tagesschau.de/multimedia/sendung/ts-35497.html>

656 Altes Testament: 2. Buch Moses 10:12 und 10:14, Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift (2016, Ex 10, 12 f).

657 Rohr Christian (15.06.2010): Zur Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung von Heuschreckenplagen in Mitteleuropa im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, Vortrag, https://www.db-thueringen.de/servlets/MCRFileNodeServlet/dbt_derivate_00023892/

Wieder lässt sich feststellen, dass sprachliche Symbole vor allem dann erfolgreich sind, wenn sie einen starken historischen Bezug haben und mit im kulturellen Gedächtnis verankerten Ereignissen verbunden sind. Dazu kommt, dass die Heuschreckenmetapher starke Bilder evoziert, wie es auch der Text aus dem Exodus zeigt. So scheint der Vergleich mit den Finanzinvestoren vielen Menschen offenbar so schlüssig, dass er immer wieder von den Medien aufgegriffen wird, – auch ohne ihn als Zitat von Müntefering zu kennzeichnen.

Diese Beispiele sollen genügen, um zu verdeutlichen, was Kurt Biedenkopf und Heiner Geissler mit ihren Bemerkungen über die Macht der Begriffe gemeint haben. Es zeigt sich, dass solche bildhaften Ausdrücke, die in diesem Fall noch an ein biblisches Narrativ anknüpfen, meist ein Netz von Assoziationen zu einem Thema evozieren, das viele Menschen erreichen kann. Damit dienen diese Bilder auch dazu, komplexe Probleme durch eine Art Formel kompakt umzuwandeln. Sie müssen nicht mehr durch entsprechende Argumente gestützt werden. Das Thema wird auf eine Pointe reduziert. Rational ist ihre Wirkung nicht immer leicht zu durchschauen. Denn sie „ziehen ihr Wirkungspotential oft aus reinem Raffinement einer komplexen Bedeutungsstruktur. [...] Mit ihnen wird versucht, Denken, Gefühle und Verhalten zu steuern, soweit sie politisch relevant sind.“⁶⁵⁸

Anhänger werden durch die zumeist emotionale Botschaft zusammengeschweißt, der ständige Gebrauch verstärkt ihre Wirkung. Ein rationaler Zugang findet nicht mehr statt. „Es droht sich eine semantische Spirale zu entwickeln, die eine sprachliche bzw. kommunikative Kritikfähigkeit des Bürgers bei der Beurteilung von Glaubwürdigkeit verlangt, die von vielen Bevölkerungskreisen nur schwer erreicht werden kann.“⁶⁵⁹

5.5.5 Wahlkampflogans

Wie versuchen die Parteien, bei Wahlen mit Parolen zu überzeugen? Man könnte den Spruch „Freiheit statt Sozialismus“ der CDU (bei der CSU hieß es „Freiheit oder Sozialismus“) zur Bundestagswahl 1976 als Prototyp eines Wahllogans verstehen, wenn man Chantal Mouffes These zugrunde legt, dass eine gut funktionierende Demokratie den Zusammenstoß legitimer demokratischer Positionen brauche,⁶⁶⁰ um die „Dimension der Leidenschaften“ zu erwecken, – der „affektiven Kräfte, die am Ursprung der kollektiven Formen von Identifikation stehen“.⁶⁶¹

Auf vielen Wahlplakaten standen vor Bundestagswahlen aber ganz andere Schlagwörter. 2013 lauteten die Slogans der chancenreichsten Parteien beispielsweise: „Gemeinsam erfolgreich“, „Das Wir entscheidet“, „Nur mit uns“, „Und Du?“. Die meisten

Rohr_Heuschreckenplagen.pdf

658 Klein Josef (1991, 38): Kann man „Begriffe besetzen“? Zur linguistischen Differenzierung einer plakativen politischen Metapher, in: Liedtke Frank et al. (Hg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik.

659 Klein (1991, 38).

660 Mouffe (2017, 42).

661 Mouffe (2017, 34).

Wähler könnten die Parolen wohl nicht mehr der jeweiligen Partei zuordnen. Tests mit Wahlslogans zeigen auch immer wieder, dass nur ein Teil der Wähler die Slogans mit der richtigen Partei verbindet.⁶⁶²

Auch wenn diese Begriffe oft sehr defensiv formuliert werden, so sind sie doch für den Wahlkampf mitentscheidend. Sie kleben auf allen Plakaten. Die Gesichter der Spitzenkandidaten sind überall zu sehen. Die Gesichter und Parolen sollen in lauten Wahlkampfzeiten Wirkung entfalten, und ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei soll schnell nachvollzogen werden können. Wichtiger als der argumentative Inhalt ist die kurze, prägnante Formulierung, die rhetorische Ausformung, die den Slogan sowohl als Blickfang für Plakate als auch zum Skandieren bei Massenveranstaltungen tauglich macht. Manchmal verraten solche Parolen hinterher mehr über den Zustand einer Partei als dieser lieb ist. Der CDU-Wahlslogan aus dem Jahr 1994 „Es geht um Deutschland“ drückt vielleicht auch die geistige Erschöpfung einer Partei aus, die zum fünften Mal mit dem gleichen Kandidaten, nämlich Bundeskanzler Helmut Kohl antrat, und der Slogan „Gemeinsam sind wir stark“, den die SPD dagegen setzte, knüpft zwar an alte sozialistische Tradition an, klingt aber auch mehr nach sich Mut machen als mutig sein.

Eine Ausnahme bildeten lange die Grünen, weil sie mit dem Umweltschutz ein Alleinstellungsmerkmal besaßen. „Klimaschutz wirkt. Aus der Krise hilft nur Grün“ hieß einer der Wahlslogans im Jahr 2009. 2013 versprach die Partei „Wir bringen neue Energie“ und 2017 texteten die Wahlkämpfer der Grünen: „Unser Klimaziel: Endlich handeln“.

Ansonsten wirkten die meisten Slogans eher leidenschaftslos. Man ist an die Parole der CDU von 1957 erinnert, die mit der schlichten Forderung warb: „Keine Experimente“. Vieles klingt heute ähnlich. Was sind die Gründe für diese Vorsicht bzw. dieses zurückhaltende Bemühen, um die „Dimension der Leidenschaften“ anzusprechen?

Zum einen liegt es daran, dass im Wahlkampf unterschiedliche Wählergruppen angesprochen werden müssen. Die Parteien können sich immer weniger leisten, nur auf ihre Stammwähler zu bauen. Deswegen muss auf unterschiedliche Wählerschichten Rücksicht genommen werden. Man will die eigenen Anhänger erreichen, aber auch Unentschlossene, man möchte Polarisierer mobilisieren, ohne dabei die Harmonisierer zu verschrecken,⁶⁶³ und man setzt auf Wechselwähler.

Ein zweiter Grund ist, dass Themen sich immer schneller entwickeln oder verändern, oder dass noch bis zum Wahltag plötzlich neue Themen auftauchen können. Deswegen scheint es sicherer, die Wahlstrategie mehr auf den beständigen Markenkern der Partei als auf kurzfristige Problemlagen auszurichten.

Eine weitere wichtige Frage ist, ob man eher Sachthemen oder eine Person in den Mittelpunkt des Wahlkampfes stellt. Einerseits erzeugt die personelle Fokussierung auf einen Spitzenkandidaten eine starke emotionale Bindung. Und eine bestimmte Person

662 MediaAnalyzer: Welche Partei hat de besten Slogan? s. <https://www.mediaanalyzer.com/studien/welche-partei-hat-den-besten-slogan/>

663 Toman-Banke Monika (1996, 69 f): Die Wahlslogans der Bundestagswahlen 1949–1994.

kann leichter mit einem Slogan charakterisiert werden als ein Parteiprogramm. Aber auch die Personalisierung birgt Risiken. Denn gerade das Ansehen des politischen Spitzenpersonals kann schnell kippen, wie die regelmäßigen Rankings zeigen.

Was soll ein Wahlkampflogan leisten? Er soll, wie auch andere Werbesprüche für ein Produkt werben, eingängig sein, keine komplizierten Sachverhalte erklären wollen, sondern Probleme vereinfachen, sie kurz und prägnant auf wenige Schlüsselwörter reduzieren, die vielleicht noch mit einer stilistischen Pointe wie einer Alliteration oder einem Reim verbunden sind. Und er sollte pointiert sein und nur wenige Wörter beinhalten.⁶⁶⁴

Dass eine Wahlkampfparole mindestens so sehr die Gesetze der Werbung wie die der politischen Auseinandersetzung zu berücksichtigen hat, zeigt schon allein die Tatsache, dass solche Slogans gewöhnlich von Politikern und Werbeagenturen gemeinsam entwickelt und hinterher auch psychologisch auf ihre Wirkung getestet werden.

664 Toman-Banke (1996, 78-84).

5.6 Nichtrationale politische Überzeugungsstrategien

5.6.1 Ideologie und Religion

Begriffe und Slogans sind nur Indizien für einen umfassenderen Sinnzusammenhang, der eine Gemeinschaft, eine Partei, ein Volk verbindet. Dieser spielt dann auf ein größeres Narrativ an, in die die aktuellen politischen Auseinandersetzungen eingebettet werden. Aus dieser Bedeutungswelt entstehen die Ideologien einer Partei, „Komplexe von Ideen, Idealen, Doktrinen und Symbolen, die das politische Handeln weitgehend bestimmen.“⁶⁶⁵

Was macht eine Ideologie aus? Terry Eagleton, britischer Literaturtheoretiker, konstatiert in seiner Abfassung über die Ideologie, es gebe bis heute noch keine angemessene Definition dieses Begriffs. Die Ursache sei weniger ein Mangel an Intelligenz bei Wissenschaftlern als vielmehr der Umstand, dass der Begriff Ideologie eine ganze Reihe von Bedeutungen beinhalte, die sich zum Teil sogar gegenseitig ausschließen.⁶⁶⁶ Das Thema Ideologie interessiert in diesem Zusammenhang, weil alle politischen Parteien ein Grundverständnis von ihren politischen Zielen haben, das man als ideologisch bezeichnen könnte, und weil Ideologie eher zu den nichtrationalen Herangehensweisen gehört, mit denen man politische Ziele ansteuert.

Aus der Fülle von Definitionen, die Eagleton gesammelt hat, sollen zwei herausgegriffen werden, die für unsere Zwecke genügen: Zum einen, so sagt er, verwende man die Bezeichnung „Ideologie“, wenn es um einen Korpus von Ideen geht, der für eine bestimmte soziale Gruppe oder Klasse charakteristisch sind. Zum anderen könne man von Ideologien sprechen, wenn es um die prozesshafte Produktion von Bedeutungen, Zeichen und Werten im gesellschaftlichen Leben geht.

Welche Aussagen über die Ideologie werden mit den beiden Definitionen getroffen? Eine Ideologie gehört zu einer bestimmten Bevölkerungsgruppe (Gruppe oder Klasse). Ihr Inhalt ist durch einen zusammenhängenden Grundaufbau (Korpus) charakterisiert. Die zweite Definition spricht statt von Korpus von Bedeutungen, Zeichen und Werten im gesellschaftlichen Leben und fügt hinzu, dass Ideologie einen prozesshaften Charakter besitzt, sich also verändern kann.

Trotz dieser neutralen Aussagen über den Begriff Ideologie ist das Wort bei uns offenbar weitgehend negativ besetzt. Das ist möglicherweise historisch bedingt. Die eher negative Konnotation zeigt sich beispielsweise daran, dass wir zögern, bestimmte eher positiv angesehene Lebensanschauungen als Ideologie zu bezeichnen. Ist die Demokratie eine Ideologie? Kann man den Liberalismus als Ideologie bezeichnen? Nach den obengenannten Definitionen ist die Frage natürlich eindeutig zu bejahen. Wenn wir von jemandem sagen, er argumentiere ideologisch, ist das jedenfalls eher kritisch gemeint.

665 Bizeul (2009, 115).

666 Eagleton Terry (2000): Ideologie. Eine Einführung.

Ideologischen Aussagen ist rational oft schwer beizukommen, weil vieles in ihnen mitschwingt: eine lange Tradition, ein Wertekanon mit bestimmten politischen Anschauungen, die damit zusammenhängen. Es wird ein ganzes Bündel von Werten und Überzeugungen instanziiert, das oft die Diskussion um ein konkretes Problem übersteigt. Es geht dann mehr um Überzeugungen und Gefühle als um Argumente. Wenn diese Überzeugungen dann noch als absolut dargestellt werden, wird es für einen Interviewer schwer, wieder auf die Ebene der konkreten Argumente zum jeweiligen Thema zurückzukehren, damit der Zuschauer nicht nur glaubt, sondern auch versteht.

Im Gegensatz zu den vorher angesprochenen Methoden der Persuasion ist das Gewicht des Wortes Ideologie möglicherweise zu schwer und zu werthaltig, um beide Ebenen – die der Ideologie und die eines Interviewthemas – in einem kurzen Gespräch miteinander zu verbinden. Wie schaffen es also Journalisten, Argumente, die ideologisch begründet werden, zu hinterfragen, ohne dass die Fallhöhe zwischen quasi-religiösen Glaubenssätzen und dem politischen Alltagsgeschäft banal wirkt? In einem üblichen Interview mit einem meist knappen Zeitbudget dürfte es kaum möglich sein, so grundsätzlich über die Grundsätze einer Partei zu diskutieren. Ganz abgesehen davon, dass man damit bei den jeweiligen Anhängern wahrscheinlich kein Nachdenken, sondern nur Abwehr auslöst.

Der Interviewer kann das Problem wahrscheinlich nur lösen, indem er die Ebene wechselt, zum konkreten Interviewthema zurückkehrt und die Glaubensfragen ausklammert. Konkrete Fragen sind unkomplizierter, in einem überschaubaren Zeitrahmen zu beantworten und drängen persuasive Versuche zurück. Das Argument, dass die kurze Interviewform sich nicht eignet, um Diskussionen über das Selbstverständnis einer Partei zu führen, dürfte die meisten Interviewpartner überzeugen.

Ideologien können quasi-religiös auftreten. Sie blicken nicht nur auf eine lange Tradition zurück. Meist haben sie ihre Helden, vielleicht sogar ihre Märtyrer. Zu ihrer Symbolwelt gehören Riten, Fahnen und Gesänge. Ideologien werden missbraucht, um die Macht zu erlangen oder an der Macht zu bleiben. Entsprechend werden politische Entscheidungen einer Regierung oft mit den Werten und Traditionen ihrer Partei begründet. Nicht immer sind diese Argumentationen schlüssig. Selbstverständlich gehört es auch zu den Aufgaben eines Journalisten, solche Zusammenhänge transparent zu machen und dem Zuschauer dafür die Augen zu öffnen. Aber dabei ist es nicht immer einfach, dafür die richtige Wortwahl zu finden.

Sind Ideologie und Religion dasselbe? Oder handelt es sich um unterschiedliche Phänomene. Nein, sagt der Journalist und Philosoph Alexander Grau.⁶⁶⁷ In ihren Grundprinzipien seien sie gleich. Nur die Begründung für ihre Werte sei verschieden. Der Staat begründet sich aus einer liberalen Tradition oder den Menschenrechten, die Kirche beruft sich auf Gott.

Deutschland ist ein säkularer Staat. Religion und Staat sind aber nicht strikt voneinander getrennt. Die Kirchen haben bestimmte Rechte, die in Verträgen geregelt sind, – für die katholische Kirche in einem Konkordat mit dem Vatikan, für die evan-

667 Grau Alexander (2.5.2016): Warum alle Religionen Ideologien sind, <https://www.cicero.de/kultur/glaube-vs-politik-warum-alle-religionen-ideologien-sind>

gelische Kirche in sogenannten Kirchenverträgen. Beide Kirchen nutzen ihren Einfluss, um bei bestimmten Themen wie Sterbehilfe oder Abtreibung ihre Positionen zu verdeutlichen. Sie sind in Ethik-Kommissionen vertreten und haben eine Stimme im Rundfunkrat der öffentlich-rechtlichen Sender.

Auch in gesellschaftlichen Diskussionen melden sie sich zu Wort. Vor einigen Jahrzehnten mischten sie sich auch noch stark in die Bundespolitik ein, indem sie beispielsweise Wahlempfehlungen, gewöhnlich für Parteien, die das C für christlich im Namen trugen, auch über die Kanzel aussprachen. Wie stark der religiöse Einfluss in der Politik immer noch ist, merkt man bei der Vereidigung neuer Bundesregierungen. Ob der Kandidat oder die Kandidatin dabei die Eidesformel mit dem Zusatz „So wahr mir Gott helfe“ spricht oder ihn weglässt, ist immer noch eine Meldung wert.

Parteien und Kirchen gehen immer wieder Verbindungen ein, wenn bestimmte Themen sich dafür eignen oder sonstige gemeinsame Interessen im Spiel sind. Machtfragen vermischen sich dabei mit Glaubensfragen. Auch Parteien machen sich starke ideologische Überzeugungen zunutze, um damit zu argumentieren, dass es um eine Position bzw. eine Haltung geht, die ohne Alternative ist, was bedeutet, dass man darüber gar nicht zu diskutieren braucht.

Es geht um Überzeugungen und um die Mobilisierung von Anhängern. Dabei werden auch religiöse oder religionsähnliche Symbole und Handlungen benutzt. Die eigenen Positionen werden als prinzipiell dargestellt. Dadurch wird dem Wähler die Entscheidung über scheinbar fundamental unterschiedliche Handlungsangebote abverlangt. Es geht dann nicht mehr um Sach-, sondern um Prinzipienfragen,⁶⁶⁸ um eine politisch-ideologische Wende⁶⁶⁹ oder eine Schicksalswahl⁶⁷⁰ usw.

Als 1970 der damalige Bundeskanzler Willy Brandt am Ehrenmal für die Toten des Warschauer Ghettos kniete, besaß auch diese Geste eine religiöse Konnotation. Man kniet vor Gott in der Kirche, als wolle man um Vergebung bitten. 1984 reichten sich der französische Präsident François Mitterand und der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl auf den Schlachtfeldern von Verdun die Hand. Auch dies war eine Geste von hohem Pathos, die zumindest bei deutschen Katholiken mit der Eucharistie in Verbindung gebracht werden konnte, wo man sich zum Zeichen des Friedens die Hand reicht, auch wenn Präsident Mitterand als Vertreter des laizistischen Frankreich das sicher nicht so verstanden haben wollte.

Einige kirchliche Feiertage werden vom Staat geschützt, der Staat treibt die Kirchensteuern ein und hat die Gehälter von Bischöfen übernommen. Andererseits haben die Kirchen bestimmte Rechte bei der Einsetzung von Theologieprofessoren an Universitäten und von Religionslehrern an Schulen, – eine völlige Trennung zwischen Kirche und Staat wie in Frankreich hat in Deutschland nicht stattgefunden.

668 Grau (2016, 144).

669 Grau (2016, 153).

670 Grau (2016, 242).

Wenn es im letzten Jahrhundert um Krieg ging, dann war es immer für Gott und Vaterland. Hier liegt auch eine existentielle Verbindung zwischen dem Staat und der Kirche: Der Staat kann notfalls über Krieg oder Frieden entscheiden und damit über Leben und Tod.

Deswegen berühren sich religiöses und weltliches Leben immer wieder, reiben sich aber auch aneinander. Es ist nicht verwunderlich, dass sich Politiker diese Verbindung auch zunutze machen, um Wähler zu gewinnen. Andererseits fällt es staatlichen Stellen oft schwer, Werte zu begründen, ohne sich nicht doch letzten Endes auf religiöse Grundsätze zu berufen. Der freiheitlich säkularisierte Staat – so Ernst-Wolfgang Böckenförde – zehre noch immer von normativen Voraussetzungen, die er nicht selbst garantieren könne.⁶⁷¹ Alasdair MacIntyre nennt die moderne Sprache der Moral ein Trümmerfeld von Bruchstücken aus alten Moraltraditionen ohne eigene Konsistenz, weil die Politik immer wieder die Religion für ethisch-moralische Begründungen in Anspruch nehme.⁶⁷²

So hat die Ähnlichkeit von religiösen und weltlichen Riten einen doppelten Grund: Einmal liegt es an der langen historischen Verbindung beider Institutionen, die ja auch heute noch besteht, und zum anderen daran, dass auch der Staat wie die Kirche für elementare Grundkonstellationen des menschlichen Lebens zuständig ist.

Die Schwierigkeit für Diskussionen oder Interviews, bei denen Ideologie und Religion nicht auseinandergelassen werden, liegt letzten Endes in der ideologischen oder religiösen Begründung für eine politische Weichenstellung, bei der es angeblich um alles oder nichts geht. Aber in einer Demokratie gibt es so gut wie immer Alternativen. Und die gilt es in Interviews und Gesprächen mit Politikern und Vertretern der Gesellschaft herauszuarbeiten. Auch hier gerät man also an eine Schnittstelle, wo rationale Argumente und nicht-rationale Überzeugungsstrategien aufeinandertreffen und es jemanden braucht, der diese Vermengung so unterschiedlicher Ansätze sichtbar macht.

5.6.2 Die Welt des Mythos

Noch wirkmächtiger, noch tiefergehend sind mythische Narrative. Politische Mythen und die aus ihnen erwachsenen Symbole werden von der Politik immer wieder aufgegriffen, wenn es bei ihren Inszenierungen um das große Ganze geht: Dann wird an die Geburt der Nation erinnert oder an Geschichten von Kampf und Sieg. Welche Macht aus Mythen erwachsen kann, hat ausführlich Ernst Cassirer beschrieben, der sich im zweiten Band seiner Philosophie der symbolischen Formen ausführlich mit dem mythischen Denken befasst hat. Er spricht dort vom Mythos als derjenigen Begriffssprache, in der allein sich die Welt des Werdens aussprechen lässt. Der Mythos sei eine notwendige Funktion des Weltbegriffens.⁶⁷³ Er nehme dabei eine Sonderrolle ein: Der

671 Münkler Herfried/Fischer Karsten (Hg.) (2015, 58f): Gemeinwohl und Gemeinwohl.

672 MacIntyre Alasdair (1995, 15): Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart.

673 Cassirer Ernst (1925, 3): Philosophie der symbolischen Formen II. Das mythische Denken.

Anfang der Sprache sei unlösbar mit dem Ursprung des Mythos verbunden. Und auch die Philosophie habe sich anfangs dem Mythos zugewandt.⁶⁷⁴ Ihm komme eine eigene Weise der Realität zu.⁶⁷⁵ Das mythische Bewusstsein schließe nicht von der Erscheinung auf das Wesen, sondern es besitze das Wesen.⁶⁷⁶ Und an anderer Stelle schreibt er: „Nicht die Natur, sondern die Gesellschaft ist das wahre Modell des Mythos. Alle seine Grundmotive sind Projektionen, die dem gesellschaftlichen Leben entspringen.“⁶⁷⁷

Auch Jürgen Habermas, dessen Werk eigentlich ganz der Aufklärung verpflichtet ist, konzidiert eine Ambivalenz von Symbolik und Mythos. Zum 50. Todestag Ernst Cassirers erklärte er in einem Vortrag an der Universität Hamburg: „Die Welt symbolischer Bedeutungen entspringt auf der einen Seite der Produktion einer bildhaften Sinnfülle und auf der anderen Seite der logischen Erschließung kategorial gegliederter Erfahrungsbereiche.“⁶⁷⁸ Er hält eine rationale Auseinandersetzung über Wahrheitsansprüche bei Themen, die mit Weltanschauungen verknüpft sind, für schwierig und scheint da eher skeptisch. Eher rechnet er damit, „daß in kontroversen weltanschaulichen, also existentiellen Fragen eine noch so vernünftig geführte diskursive Auseinandersetzung nicht zu Einverständnis führen wird“⁶⁷⁹.

Glaubensähnliche Überzeugungen, die mythische Quellen haben, sind, wie Habermas feststellt, rational schwer zu fassen und in politischen Interviews deshalb kaum dingfest zu machen. Deshalb ist es auch schwer möglich, sogenannte Verschwörungstheoretiker, die oft okkulte oder esoterische Thesen propagieren, mit kritischen Fragen zu erschüttern. Trotzdem muss es gelingen, deren Vertretern, die inzwischen auch in politischen Informationssendungen auftreten, mit überzeugenden Fragen entgegenzutreten, um zum Beispiel ihre Haltung zur Wissenschaft bloßzulegen.

Die Macht des Mythos ist allerdings mehr als eine aus verschiedenen Versatzstücken erstellte Verschwörungstheorie. Der Mythos besteht in der Geschichte, die er erzählt. Er „stiftet Erzählgemeinschaften“⁶⁸⁰ und schreibt damit immer auch Ordnungen und Sinn für eine Gemeinschaft fest.⁶⁸¹ Und es gibt viele Beispiele, die zeigen, dass solche Erzählungen lebendig bleiben, weil sie im „kulturellen Gedächtnis“ gespeichert sind.⁶⁸²

Diese Macht des Mythos ist sogar bis in die modernen Medien vorgedrungen. Diese setzen für fiktionale Geschichten wie auch für Berichte im politischen und sozialen Bereich immer wieder Motive der sogenannten Heldenreise, einem Erzählgattung aus alten Sagen, Legenden oder Fabeln, ein, weil diese sich über Jahrhunder-

674 Cassirer (1925, XI).

675 Cassirer (1925, 5).

676 Cassirer Ernst (1929, 79): Philosophie der symbolischen Formen III. Phänomenologie der Erkenntnis.

677 Cassirer Ernst (1994a, 127): Versuch über den Menschen.

678 Habermas Jürgen (1997, 29): Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck.

679 Habermas (1997, 56).

680 Müller-Funk (2008, 110).

681 Müller-Funk (2008, 122).

682 Assmann Jan (2000, 19): Religion und kulturelles Gedächtnis.

te dramaturgisch bewährt haben. Sogar Hollywood bediente sich dieser Struktur der Heldenreise. Der Regisseur George Lucas soll dieses Narrativ seinen Star-Wars-Filmen ebenso zugrunde gelegt haben, wie es Jonathan Demme für „Das Schweigen der Lämmer“ einsetzte. Im Fernsehen werden diese Motive nicht nur im fiktionalen Bereich, sondern auch bei Dokumentationen und Reportagen als Erzählstruktur benutzt.

Die Heldenreise geht auf den amerikanischen Mythenforscher Joseph Campbell⁶⁸³ zurück. Er hat Narrative von Mythen und Religionen aus aller Welt untersucht und dabei festgestellt, dass es universale Grundmuster gibt, die alle das Motiv dieser Heldenfahrt benutzen. Der Held wird für eine Aufgabe berufen. Er soll z. B. einen Mangel beseitigen. Er nimmt die Berufung an, macht sich auf den Weg und muss unter Gefahr zahlreiche Prüfungen bestehen, bevor er nach vielen Stationen wieder in seine Welt zurückkehrt. Die Heldenreise enthält dabei Abschnitte wie „Der Ruf“, „die Weigerung“, „der Aufbruch“, „Prüfungen“ und erinnert auch an die Odyssee. Seine Rückkehr hat nicht nur den Helden, sondern auch die Welt verändert. Campbell bediente sich bei seinen Forschungen auch der Tiefenpsychologie von Carl Gustav Jung. Die Heldenreise wurde später von Therapeuten zu einem psychologischen Training weiterentwickelt.⁶⁸⁴

Auch die Wissenschaft verwendet zuweilen solche Narrative. Die Soziologie mit ihren qualitativen Interviews, die Ethnologie mit ihrer teilnehmenden Beobachtung und die Geschichtswissenschaften mit der oral history eignen sich besonders für solche Erzählstrukturen. Aber auch in der Philosophie spricht man von einer narratologischen Wende, bei der philosophischen Texten Erzählmuster unterlegt würden.⁶⁸⁵ Jean-Francois Lyotard begründete das damit, dass sich so Wissenschaften legitimieren müssten: „Das wissenschaftliche Wissen kann weder wissen noch wissen machen, daß es das wahre Wissen ist, ohne auf das andere Wissen, die Erzählung, zurückzugreifen.“⁶⁸⁶

Lyotard war es auch, der den Begriff „Narrativ“ überhaupt als erster benutzt hat. Sein Ausdruck „grands récits“ bzw. „méta-récits“ wurde im Englischen mit „meta-narrative“ übersetzt. Daraus entstand schließlich in der Rückübersetzung der Begriff des Narrativs, der bei ihm für eine Erzählung steht, die einem größeren Zusammenhang Sinn gibt.⁶⁸⁷ Als eine große philosophische Erzählung nennt Lyotard die gesellschaftstheoretische These von Hegel, die ein Narrativ des Fortschritts sei. Ihr Held sei eine abstrakte Idee, nämlich der „Held der Erkenntnis“⁶⁸⁸. Als weiteres Beispiel nennt er den freien, sich selbstbegründenden Bürger, der sein Recht fordere.⁶⁸⁹

683 Campbell Joseph (1999): Der Heros in tausend Gestalten.

684 Dommelhuber Simon (15.2.2016): Die Heldenreise. Typologie einer Erzählung, <https://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/radiowissen/deutsch-und-literatur/heldenreise-mythen-100.html>

685 Müller-Funk (2008, 67).

686 Lyotard Jean-Francois (1994, 90): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht.

687 Kreknin Innokentij (2014, 125-134): Über „Das postmoderne Wissen“ von Lyotard, in KulturPoetik, Bd. 14, H. 1.

688 Kreknin (2014, 100).

689 Kreknin (2014, 106).

Auch dem Marxismus liegt das Narrativ einer teleologischen Geschichtsentwicklung zugrunde, die zu einer klassenlosen Gesellschaft führen soll, in der die Produktionsmittel in den Händen der Arbeiter liegen.

An anderer Stelle beschreibt Lyotard noch einmal die Besonderheit des Narrativen: „Die Erzählung ist die Form des Wissens par excellence.“⁶⁹⁰ Das narrative Wissen sei ein traditionelles Wissen „primitiver“ Kulturen, das in Märchen, Mythen, Epen, etc. stets neu tradiert und fortgeschrieben werde. Es sei nicht monokausal, sondern erlaube „eine Pluralität an Sprachspielen“⁶⁹¹, nicht zuletzt auch deswegen, weil die Rollenverteilung zwischen Sender, Empfänger und Held wechseln könne.⁶⁹²

Auch die Politik braucht große Erzählungen, die eine Klammer bilden für Geschichte und Tradition, ihnen einen Sinn geben. Was der Idee eines Europas fehle, heißt es zum Beispiel auch, sei ein überzeugendes Narrativ. Argumente für Europa, rationale Begründungen reichen offenbar nicht aus oder sprechen viele nicht ausreichend an. Der Grund ist einfach: „Erst die Erzählung macht Handeln verständlich.“⁶⁹³

Und auch bei Verschwörungstheorien fehlt es nicht an Versuchen, über Narrative Botschaften zu verbreiten: „Fake-News“, „Lügenpresse“, „Mainstream-Medien“ oder das Wort von den „Altparteien“, die abgelöst werden müssten, sind Bausteine für solche Erzählstrukturen. Je intensiver diese Wortschöpfungen in ein Narrativ eingebunden sind und je mehr Sinn sie dadurch zu bekommen scheinen, desto schwerer sind sie wieder aus der Welt zu schaffen, – schon gar nicht mit sachlichen Argumenten.

5.6.3 Kulturelles Gedächtnis

Narrative übersetzen Mythen in Sprach- und Symbolbilder. Die Dimension des Mythos übersteige den Einzelnen räumlich wie zeitlich und weise ihm zugleich einen Platz zu. Dieser Platz könne durch den Text, durch die sprachliche Konkretisierung, erinnert werden. Solche Texte seien Erinnerungsräume, schreibt Jan Assmann über den Mythos.⁶⁹⁴

Erinnerung wachse so in uns hinein und äußere sich dann wiederum im Narrativ. Wir speichern Erinnerungen in unserem individuellen Gedächtnis ab. Dort befinden sich diese Erinnerungsräume, die unsere Persönlichkeit prägen. Daneben gibt es einen zweiten Speicherplatz für Erinnerung, der in einem kulturellen Gedächtnis liege. Dieses hält ein „System von Zeichen fest, das es dem Einzelnen ermöglicht, dazu zu gehören, sich als Mitglied einer Gesellschaft im Sinne einer Lern-, Erinnerungs- und Kulturgemeinschaft zu verwirklichen.“⁶⁹⁵ Schließlich spricht Assmann auch noch von einem Kollektivgedächtnis. Dieses sei der Platz für politische Formen der Erinnerung.⁶⁹⁶

690 Lyotard (1994, 67-70).

691 Lyotard (1994, 68).

692 Lyotard (1994, 70).

693 MacIntyre (1997, 282): Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart.

694 Assmann Jan (2000, 9): Religion und kulturelles Gedächtnis.

695 Assmann (2000, 20).

696 Assmann (2000, 17).

Journalisten wie Politiker tun gut daran, in politischen Sendungen mit der Wirkung kollektiver Gedächtnisse zu rechnen, wenn sie überzeugen oder aufklären wollen.

Die Zuschauer wiederum werden die journalistische Berichterstattung in Beziehung zu ihrer alltäglichen Erfahrung setzen. Dabei lasse sich feststellen, so Christian Schicha, dass sich auch diese Berichterstattung grundlegend am kulturellen Imaginären einer Gesellschaft orientiere, um eine Resonanz beim potenziellen Rezipienten zu erreichen.⁶⁹⁷ Dadurch würden Bedeutungen ausgehandelt, die in den kulturellen Diskurs einfließen.

Auch der Ethnologe Clifford Geertz, der sich mit seiner Vorstellung von der Erschließung kultureller Kontexte ebenfalls auf Cassirer bezog, spricht davon, dass Symbole über das kulturelle Gedächtnis Sinn generieren: Sie seien „maps of problematic social reality and matrices for the creation of collective conscience.“⁶⁹⁸ Symbole seien unerlässlich, um Kollektividentitäten zu erzeugen, sich in der Gesellschaft zu orientieren und politisch zu handeln. Dieses System von symbolischen Vorstellungen und Handlungen ermögliche die Integration von kulturellen Unterschieden und eine Harmonisierung gesellschaftlicher Spannungen bzw. Konflikte.

Nach Geertz ist der Mensch ein Wesen, „das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist“⁶⁹⁹, wobei er mit diesem Gewebe die Kultur meint. Die Kultur einer Gesellschaft bestehe in dem, was man wissen oder glauben muss, um in einer von den Mitgliedern dieser Gesellschaft akzeptierten Weise zu funktionieren. Sie zu beschreiben hieße, „ein System von Regeln aufzustellen, das es jedem, der diesem ethnographischen Algorithmus gehorcht, möglich macht, so zu funktionieren, daß man [...] als Eingeborener gelten kann.“⁷⁰⁰

Um die Bedeutungsnetze einer Kultur zu erforschen, muss man nach Geertz über die „dünne“ zur „dichten Beschreibung“ vordringen. Mit „dünner Beschreibung“ ist das Sammeln und Ordnen von Daten gemeint, die Detailarbeit sozusagen. Das eigentliche Geschäft der Ethnografie aber sei die „dichte Beschreibung“, bei der die Bedeutungsstrukturen herausgearbeitet würden.⁷⁰¹ Anders als Garfinkel, der mit seiner Ethnomethodologie Erkenntnisse vor allem aus der genauen Beobachtung und aus Krisenexperimenten als Abweichungen von diesen Regeln gewinnen wollte und sich deshalb mit Interpretationen zurückhielt, findet Geertz eine theoretische Durchdringung und Erklärung der beobachteten Vorgänge unerlässlich.

Zur Erläuterung sei kurz Geertz' Erklärung der Begriffe „dünne“ und „dichte“ Beschreibung aufgegriffen: Es geht in seinem Beispiel um die Beobachtung von drei Knaben, die alle in gleicher Weise das Lid des rechten Auges bewegen. Dies müsse aber nicht bei allen das Gleiche bedeuten. Bei dem einen Jungen handle es sich vielleicht um ein ungewolltes Zucken, beim anderen um ein Zwinkern, ein heimliches

697 Schicha (2002, 15).

698 Geertz (1973, 220).

699 Geertz Clifford (1983, 8): Dichte Beschreibung.

700 Geertz (1983, 17).

701 Geertz (1983, 15).

Zeichen. Ein dritter Junge zuckt nur mit dem Lid, weil er den ersten Jungen parodieren will. Obwohl es sich um drei verschiedene gesellschaftliche Codes handle, könne man sie allein aus der Lidbewegung nicht herauslesen. Voraussetzung dafür, eine symbolische Handlung zu verstehen, sei ein gewisses Kontextwissen, das die Kenntnis des zugrundeliegenden Codes vermittelt.⁷⁰²

Die „dünne Beschreibung“ bestehe darin, das Verhalten und die Reaktionen darauf zu beobachten und festhalten. Der zweite Schritt, die „dichte Beschreibung“, führe zur Analyse der Codes.⁷⁰³ Erst diese dichte Beschreibung kann die symbolischen Dimensionen sozialen Handelns erklären und aufschlüsseln. Geertz suchte gleichzeitig nach Querverweisen, nach universellen Bedeutungen, nach symbolischen Vernetzungen, die uns die Decodierung erleichtern. „Die eigentliche Aufgabe der deutenden Ethnologie ist es nicht, unsere tiefsten Fragen zu beantworten, sondern uns mit anderen Antworten vertraut zu machen, die andere Menschen [...] gefunden haben, und diese Antworten in das jedermann zugängliche Archiv menschlicher Äußerungen aufzunehmen.“⁷⁰⁴ Das Ziel der Ethnologie sei die Erweiterung des menschlichen Diskursuniversums.⁷⁰⁵

Auch Schicha beruft sich auf Geertz. Wenn man seine Überlegungen auf die Interpretation von Fallanalysen politischer Informationsprogramme übertrage, so Schicha – dann ließe sich feststellen, dass sich auch die Berichterstattung grundlegend an den kulturellen Phänomenen in einer Gesellschaft orientiere, um eine Resonanz beim potenziellen Rezipienten zu erreichen. Indem die Individuen Medienberichte rezipierten und in Beziehung zu ihrer alltäglichen Erfahrung setzten, würden Bedeutungen ausgehandelt, die in den kulturellen Diskurs einfließen.⁷⁰⁶

5.6.4 Ethnologen als Beobachter des Beobachters?

Dass der Gebrauch von Symbolen in der Sprache der Politik große Bedeutung besitzt, wurde in dieser Arbeit schon mehrfach angesprochen und belegt. Geertz behauptet, man könne die Bedeutung der Symbolwelt für den Menschen nicht hoch genug einschätzen:

„Die Abhängigkeit des Menschen von Symbolen und Symbolsystemen ist derart groß, dass sie über seine kreatürliche Lebensfähigkeit entscheiden. Schon der geringste Anlass zur Befürchtung, sie könnten mit irgendeinem Aspekt der Erfahrung nicht fertig werden, löst daher die schwerwiegendsten Ängste in ihm aus.“⁷⁰⁷

702 Gottowik Volker (2007, 129): Zwischen dichter und dünner Beschreibung: Clifford Geertz' Beitrag zur Writing-Culture-Debatte.

703 Geertz (1983, 12).

704 Geertz (1983, 43).

705 Geertz (1983, 20).

706 Schicha (2002, 15).

707 Geertz (1983, 60).

Wie lässt sich diese sehr radikal formulierte Behauptung begründen? Und vor allem: Wie kann uns die Ethnologie dabei helfen, diese Symbolwelt zu begreifen? Vielleicht, weil sie wie alle Wissenschaften, die sich mit der Gesellschaft befassen, vor den gleichen Problemen steht. Sie möchte Beobachter sein, aber dabei einen möglichst neutralen, von eigenem Vorwissen unbeeinflussten Blickwinkel einnehmen. Sie möchte einen Blick von außen haben. Der Ethnologe kann hoffen, dass ihm dieser Blick von außen besser gelingt als anderen Disziplinen. Denn wenn er fremde Völker erforscht, nimmt er die Rolle des Beobachters ein und versucht dabei, so unvoreingenommen wie möglich mehr über den Menschen im Allgemeinen zu erfahren.

Wir wissen aus der Philosophie, dass wir keinen unschuldigen, keinen nicht-vorgeprägten Blick auf das Fremde haben können. Wir können nicht aus unserem vielfach konditionierten Ich heraustreten, um uns sozusagen von außen, wie ein anderer Beobachter, anzusehen. Man kann „als Wahrnehmender nicht hinter seine Wahrnehmungen zurück, um das Produkt mit der unberührten Entität zu vergleichen. Man kann kein Bild von einer menschenunabhängigen Realität schaffen.“⁷⁰⁸ Trotzdem hoffen wir, dass das Fremde, wenn wir nur vorurteilslos und behutsam genug sind, unseren Blick erweitern wird und dass unsere Neugier uns lange genug davor schützt, schnelle Urteile zu fällen. Denn wenn wir immer nur unsere eigene Sicht auf das Fremde projizieren, dann landen wir doch nur wieder bei uns selbst.

Deswegen gibt es auch bei Ethnologen diese langanhaltende Auseinandersetzung über die richtige Methode der Befragungen, mit denen man die Wissensquellen bis auf den Grund erschließen möchte, anstatt sie zu verschütten. Solche Probleme dürfen auch Journalisten nicht unbekannt sein.

Claude Lévi-Strauss sprach davon, dass wir fremde Völker zuerst mit dem „entfernten Blick“ betrachten müssten, um so eine Distanz herzustellen. Nur dann seien wir in der Lage, das Fremde des Anderen zu akzeptieren und ihn als gleichwertig autonomes Individuum zu konzipieren. Wir sollten andere kulturelle Wertssysteme als „Brille“ verwenden, durch die wir uns selbst aus der Distanz beobachten können.⁷⁰⁹

Wir tun das, weil wir über die vielen Verschiedenheiten die vielen Gemeinsamkeiten entdecken wollen, die die Menschen teilen, – weil wir glauben, dass es anthropologische Grundkonstanten gibt. Sonst wäre der Blick in eine fremde Symbol- und Mythenwelt nur von begrenztem Nutzen.

Der Ethnologe Christoph Antweiler hat bei aller Vorsicht, nicht einem Ethnozentrismus zu verfallen, dargelegt, dass es neben der kulturellen Vielfalt auch Muster gibt, in denen alle Menschen sich gleichen: Sie müssen sich ernähren, sie ziehen Kinder groß, sie lebten anfangs in Kleingruppen, gebrauchten Feuer, hielten Haustiere, hielten sexuelle Tabus, zeigten Gastfreundschaft usw. Es gebe außerdem, so Antweiler, eindeutig bestimmte Tendenzen der Emotionalität, die universell seien. Basisgefühle

708 Pörksen (2015, 28).

709 Platenkamp Jos D.M. (2004, 23 f): Über die gesellschaftliche Relevanz der Ethnologie, in: Bertels, Ursula et al. (Hg.): Aus der Ferne in die Nähe.

wie Freude oder Lächeln drückten sich schon in der Mimik aus, aber auch komplexere Gefühle wie das Bedürfnis nach Anerkennung seien universal. Heute zähle man je nach Definition 100 bis 200 solcher Universalien.⁷¹⁰

Das würde also bedeuten, dass wir wirklich mehr über uns selbst erfahren können, wenn wir andere Menschen, andere Völker studieren.

Müller-Funk überträgt diese Erkenntnis wiederum auf die Medien: Ganz allgemein, so meint er, ließen sich die modernen Medien von ihrer politischen Seite her als „gigantische Maschinerie zur Erzeugung des common sense von imaginären Kommunitäten verstehen“.⁷¹¹

710 ZEIT-Online (14.10.2009): Die Vielfalt ist begrenzt. Interview mit Christoph Antweiler, <https://www.zeit.de/zeit-wissen/2009/06/Interview-Antweiler/komplettansicht>

711 Müller-Funk (2008, 159).

5.7 Symbolische Formen

5.7.1 Der Mensch als animal symbolicum

Die Frage, die uns in den letzten Abschnitten immer wieder beschäftigt, war, inwieweit in politischen Aussagen nicht nur rationale Argumente eine Rolle spielen, und warum diese so oft von Botschaften überlagert werden, die man eher in Ideologien oder Religionen vermuten würde. Warum überzeugen oft Begriffe mehr als Fakten, warum dringen Symbole stärker ins Bewusstsein ein als auf Sachaussagen fundierte Begründungen, warum beeinflussen uns emotionale Aussagen so sehr?

Dabei ist in den vergangenen Abschnitten vor allem über die Soziologie und die Ethnologie versucht worden, darauf Antworten zu geben. Die Politik versucht, bestimmte Begriffe zu besetzen, die zur Ideologie der jeweiligen Partei passen und deren Bedeutung durch historische oder kulturelle Vernetzungen verstärkt wird. Rhetorik und kulturelle Narrative laden diese Symbolwelt weiter auf. Und wenn man etwas tiefer gräbt, erschließen sich Schichten von Erinnerungsräumen und kulturellen Archiven, die offenbar viele Menschen miteinander teilen.

In diesem Abschnitt soll es um die Frage gehen, woran es liegt, dass wir so stark von Symbolen und Mythen als einer anderen Art von Weltverständnis beeinflusst werden. Warum besitzen Symbole eine so tiefe Wirkung auf den Menschen? Welche Sensorien sprechen sie bei uns an, um uns kognitive Einsichten zu vermitteln, die uns andernfalls vielleicht gar nicht erreichen würden? Dazu soll vor allem Ernst Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen“ herangezogen werden. Wir nähern uns damit wieder der Ethnologie.

Anfang des 20. Jahrhunderts begann der Aufstieg der Ethnologie innerhalb der Anthropologie als Studienfach an den deutschen Universitäten. Ein Philosoph, der sich intensiv mit dieser neuen Wissenschaft auseinandersetzte, um menschliches Handeln in seiner Komplexität besser zu verstehen, war Ernst Cassirer. Cassirer wollte zeigen, dass der Weg über die Vernunft – der logozentrische Blick auf die Welt – nicht der einzige Zugang zur Erkenntnis ist,⁷¹² sondern dass der Mensch sich die Realität auch auf andere Weise erschließen müsse. Zwischen 1923 und 1929 veröffentlichte Cassirer seine drei Bände zur Philosophie der symbolischen Formen. Sie beschäftigten sich mit der Sprache (1923), dem mythischen Denken (1925) und der Erkenntnis (1929).

Aristoteles hatte den Menschen als *zoon logikon*, als *animal rationale*, bezeichnet. Der Mensch sei ein Vernunftwesen. Aber er ist noch mehr, fügte Cassirer hinzu. Er begreift und erkennt die Wirklichkeit auch durch andere geistige Fähigkeiten, sucht schon immer Antworten in tieferen Schichten seines Selbst. Es ist die Welt der Mythen, der Riten, der religiösen Bräuche, es sind die menschlichen Sprachen, die uns

712 Büttner Urs (2011, 127): Potentiale der symbolischen Formen. Eine interdisziplinäre Einführung in Ernst Cassirers Denken.

in ganz anderer Weise und auf einer ganz anderen Ebene ansprechen. Cassirer nennt den Menschen ein *animal symbolicum*,⁷¹³ und er geht sogar so weit, zu behaupten, menschliche Erkenntnis sei wesentlich symbolische Erkenntnis.⁷¹⁴ Erkenntnis entstehe aus jeder Art von Weltverständnis. Spuren dieser ursprünglichen Sinnsuche des Menschen fänden sich in den Mythen, den Religionen, den Sprachen und in der Kunst. Schon die antike Philosophie habe aus diesen Quellen geschöpft. Deswegen – so Cassirer, sei auch der „Begriff der Vernunft allein höchst ungeeignet, die Formen der Kultur in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit zu erfassen“.⁷¹⁵

Cassirer entwickelt seine Philosophie der symbolischen Formen aus der Theorie des estnischen Biologen, Zoologen und Philosophen Jakob Johann Baron von Uexküll, mit dem er im Austausch stand. Uexküll suchte nach einheitlichen Gesetzen in der Tierwelt. Jedes Tier – so Uexküll – verfüge über ein Merknnetz und über ein Wirknetz.⁷¹⁶ Der Ausdruck „Merknnetz“ beziehe sich auf die Gesamtheit der rezipierenden Sensoren, während der Begriff „Wirknetz“ auf die Wirkungen ziele, mit denen ein Tier auf die Informationen des Merknnetzes reagiere, indem es z. B. die Flucht ergreife oder Nahrung finde. Beide Netze wirkten zusammen. Beide seien für das Überleben der Tiere notwendig. Sie seien Glieder einer einzigen Kette, die Uexküll den Funktionskreis des Lebewesens nennt.⁷¹⁷

Was unterscheidet nun den Menschen von anderen Lebewesen? Cassirers Antwort ist: „Der Mensch lebt nicht bloß in einem physikalischen Universum, sondern auch in einem symbolischen. Sprache, Mythos, Kunst und Religion sind Bestandteile dieses Universums.“⁷¹⁸ Während bei Tieren Merk- und Wirknetz einen geschlossenen „Funktionskreis“ bildeten, d. h. auf jede relevante Wahrnehmung folge unmittelbar eine Reaktion, sei beim Menschen ein weiteres Netz, das Symbolnetz zwischengeschaltet. Es übersetze die Information in Zeichen und stelle damit einen wesentlichen, aber auch abstrakteren Bezug zur Wirklichkeit her.

Dabei sei zwischen Signalen und Symbolen zu unterscheiden.⁷¹⁹ Während Tiere Signale aussendeten, die stets an spezielle Situationen (z. B. zur Warnung) gebunden seien, kann das Symbol abstrahieren. Es könne sich ebenso auf gegenwärtige wie auf vergangene Situationen und auf anwesende wie abwesende Dinge beziehen. Auch Tiere könnten Zeichen verstehen, sie könnten auch mimisch und gestisch kommunizieren, besäßen eine pragmatische Intelligenz. Aber sie verfügten über keinerlei symbolische Intelligenz.⁷²⁰ Die symbolische Phantasie und Intelligenz seien ein Monopol des Menschen.⁷²¹

713 Cassirer Ernst (1990, 51): Versuch über den Menschen.

714 Cassirer (1990, 93).

715 Cassirer (1990, 51).

716 Cassirer (1990, 48-51).

717 Cassirer (1990, 48).

718 Cassirer (1990, 6).

719 Cassirer (1990, 80).

720 Cassirer (1990, 81).

721 Cassirer (1990, 82).

„Die einfachste und prägnanteste Definition, die eine philosophisch-gerichtete ‚Anthropologie‘ für den Menschen zu geben vermöchte, wäre daher vielleicht die Bestimmung, daß er der ‚Form fähig‘ ist. [...] Seine charakteristische Stellung zur Welt wie seine Stellung zu den Gegenständen ist hierin beschlossen.“⁷²²

Nach Matthias Rath zeigt Cassirer, dass wir schon immer die Welt vorformten, dass Begriffe, Kategorien und Theorien des Menschen über sich und die Welt „selbstgeschaffene intellektuelle Symbole“ seien. Der Mensch habe keine eigentliche, unmittelbare Sicht auf die Welt, sie sei schon immer eine vermittelte.⁷²³

Dass Symbole auch in der Politik eine starke Wirkung entfalten, dass sie Themen und Parteien quasi-religiös aufladen und damit Argumenten den Boden entziehen, dass sie zugleich Komplexität vereinfachen, wurde bereits ausgeführt. Die visuelle Wirkung von Symbolen wird heute noch in vielen Bereichen eingesetzt, um Macht, Reichtum oder einfach nur die Legitimation eines Herrschers zu demonstrieren. „Es gibt drei Formen der Darstellung fürstlicher Größe und Herrlichkeit, die Errichtung prächtiger Gebäude, das Halten zahlreicher Tiere wie Pferde, Hunde und Falken, und die Veranstaltung großer Feste und Schauspiele.“⁷²⁴ Die Theatralisierung sei immer auch eine Selbstbindung des Herrschers an die Regeln, an den schönen Schein.⁷²⁵

Deswegen nehme heute die Bedeutung der Darstellungskompetenz eines Politikers zu. So wird Politik visualisiert, die sonst in ihren Handlungen wenig sichtbar ist.⁷²⁶ In modernen Gesellschaften sei Politik zunehmend Handeln mit sprachlichen Mitteln geworden. Je knapper materielle oder physische Ressourcen würden, desto bedeutsamer seien kulturelle Ressourcen zur Erhöhung der Durchsetzungschancen. Wahlen zum Beispiel gehören zu den politischen Veranstaltungen mit hohem Symbolgehalt. Ein ganzes Land wählt seine Regierung. Es legt sein Schicksal in die Hände der politischen Führung. Auch Diktaturen, die keinen Wert auf allgemeine, unmittelbare, freie, gleiche und geheime Wahlen legen, wie es z. B. das deutsche Grundgesetz in Artikel 38 vorschreibt, rufen zu Wahlen auf. Das verschafft ihnen Legitimation. In manchen Ländern wie Ägypten, Australien, Bolivien, Nordkorea oder Peru besteht sogar eine Wahlpflicht.⁷²⁷ Denn je höher die Wahlbeteiligung, desto stärker ist die Legitimation.

Bei Cassirer ist der Begriff des Symbols weiter gefasst, wie ja auch schon seine Formulierung „symbolische Form“ ahnen lässt. Bei ihm geht es um größere Sinneinheiten, die von Symbolen – später nennt er sie auch Zeichen – umspannt werden. „Unter einer ‚symbolischen Form‘ – so Cassirer – „soll jede Energie des Geistes verstanden

722 Cassirer Ernst (1995, 44): Nachgelassene Manuskripte und Texte. Band 1: Zur Metaphysik der symbolischen Formen.

723 Rath (2014, 72).

724 Münkler (2001, 151 f).

725 Münkler (2001, 151 f).

726 Münkler (2001, 156 f).

727 SPIEGEL-Online (10.03.2014): Wahlen in Nordkorea, <https://www.spiegel.de/politik/ausland/kim-jong-un-bei-wahlen-in-nordkorea-mit-100-prozent-zustimmung-ge-waehlt-a-957765.html>, und: Maier Jürgen (22.09.2017): Standpunkt: Gegen eine Wahlpflicht, <https://www.bpb.de/dialog/podcast-zur-bundestagswahl/256461/standpunkt-gegen-eine-wahlpflicht>

werden, durch welche ein geistiger Bedeutungsgehalt an ein konkretes sinnliches Zeichen geknüpft und diesem Zeichen innerlich zugeeignet wird.⁷²⁸ Und an anderer Stelle fügt er hinzu: Jede in sich geschlossene Welt von Bildern und Zeichen, also auch die mythische, die religiöse, die künstlerischen Welt, „sie alle treten zwischen uns und die Gegenstände [...] und sie schaffen die einzige mögliche, adäquate Vermittlung und das Medium, durch welches uns irgendwelches geistiges Sein erfassbar und verständlich wird.“⁷²⁹

5.7.2 Weltverstehen aus dem Mythos

Der Mythos war das ursprüngliche Vorstellungsvermögen, mit dem die Menschen sich die Welt erschlossen. Der Mythos bot Erklärungen für Naturphänomene an und hielt Erzählungen und Symbole bereit, um Unerklärliches einzuordnen. Je mehr die Menschen von der Natur und von der Welt verstanden, desto mehr wurde der Mythos als einziger Weltdeuter zurückgedrängt. Beobachtungen der Natur und Kenntnisse durch die Wissenschaften traten an seine Stelle. Aber im Laufe der Philosophiegeschichte regten sich auch erneute Zweifel, ob sich mit der Vernunft alles erklären, alles erschließen lasse. Für viele Bereiche hatten die Naturwissenschaften inzwischen Erklärungen geliefert. Der Mythos beherrschte nicht mehr alles, aber er war nicht verschwunden.

Die Frage, wie Menschen zur Erkenntnis der Wirklichkeit gelangen, hat die Philosophie von Anfang an beschäftigt. Platons Höhlengleichnis scheint uns sagen zu wollen, dass wir von den Dingen nur unvollkommene, verschwommene Abbilder sehen. Descartes geht davon aus, dass es im Wesentlichen die menschliche Vernunft ist, über die wir zu Erkenntnissen gelangen. David Hume ist der Überzeugung, dass wir unser Wissen über die Welt ausschließlich aus Sinneseindrücken (perceptions) als Wahrnehmungen (impressions) und daraus generierten Vorstellungen (ideas) erfahren und dann in unserem Verstand speichern und verarbeiten.

Kant versuchte, beide Denkansätze, den Rationalismus und den Empirismus miteinander zu verknüpfen. Alle Erkenntnis, so heißt es in der „Kritik der reinen Vernunft“ setze sich aus Anschauung und Denken zusammen: „Unsere Erkenntnis entspringt aus zwei Grundquellen des Gemüts, deren die erste ist, die Vorstellungen zu empfangen (die Rezeptivität der Eindrücke), die zweite, das Vermögen, durch diese Vorstellungen einen Gegenstand zu erkennen (Spontaneität der Begriffe); durch die erstere wird uns ein Gegenstand *gegeben*, durch die zweite wird dieser im Verhältnis auf jene Vorstellung (als bloße Bestimmung des Gemüts) *gedacht*. Anschauung und Begriffe machen also die Elemente aller unsrer Erkenntnis aus [...]“⁷³⁰ Er fasste diese Überlegungen schließlich in dem Satz zusammen: „Gedanken *ohne* Inhalt sind *leer*, *Anschauungen ohne Begriffe sind blind*.“⁷³¹

728 Cassirer Ernst (1994b, 175).

729 Cassirer (1994b, 171-200).

730 Kant Immanuel (1977, 97): Werke in zwölf Bänden. Band 3.

731 Kant Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, AA III, Seite 075, B75.

Damit leitete er seine kopernikanische Wende ein: Bisher habe man angenommen, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, seien fehlgeschlagen. „Man versuche es daher einmal“ – so Kant weiter, – „ob wir nicht [...] besser fortkommen, dass wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis richten.“⁷³²

Die Frage ist, ob wir mit unseren Möglichkeiten überhaupt in der Lage sind, die Realität so wie sie ist, zu erkennen, oder ob wir uns nur ein Bild von ihr machen, das wir aus unseren Anschauungen und Begriffen im Kopf konstruieren?

Ernst Cassirer meint, dass es für das menschliche Erkenntnisvermögen noch andere Zugänge zur Wirklichkeit gibt als die eben beschriebenen. Und er ist nicht der einzige. Zu einer Fundamentalkritik setzte Ludwig Klages an, der sich ein halbes Jahrhundert später z. B. auch Jacques Derrida anschloss: die ganze abendländische Metaphysik sei von logozentrischem Denken geprägt.⁷³³ Dieser Logozentrismus bestimme immer noch den herrschenden Diskurs und übersehe andere Denkansätze. Der wissenschaftliche Zugang zur Welt reiche aber nicht aus. Der Mensch lebe in einer Welt der Pluralitäten, die nicht nur durch den Verstand und die Sinne erschlossen würden. Dazu zählten die Kunst und die Sprache ebenso wie die Religion und der Mythos.⁷³⁴

Hier scheint auch Cassirer anzusetzen. Seine Philosophie der symbolischen Formen geht im Grunde von der Frage aus, ob unsere Erkenntnismöglichkeiten nicht viel reichhaltiger sind, als Rationalisten und Empiristen es angenommen haben. Cassirers Ziel ist es, über kulturelle Weltbilder eine zusätzliche theoretische Erkenntnis der Welt zu gewinnen. Denn Mythos und Sprache seien wie die Naturwissenschaft Paradigmen für wesentliche Richtungen der Erfahrung und der Erkenntnis innerhalb der Welt des Geistes.⁷³⁵ „Lange bevor die Welt dem Bewusstsein als ein Ganzes empirischer ‚Dinge‘ und als ein Komplex empirischer ‚Eigenschaften‘ gegeben ist, ist sie ihm als ein Ganzes mythischer Kräfte gegeben.“ Der Mythos sei „sein geistiger Urgrund und Mutterboden.“⁷³⁶

Im zweiten Band der Philosophie der symbolischen Formen beschreibt Cassirer ausführlich „Das mythische Denken“, die „*conditio humana* am Anfang der Kulturentwicklung“: Die Welt wird dem Menschen „zur Gesamtheit möglicher Ausdruckserlebnisse und gleichsam zu ihrer Bühne und ihrem Schauplatz.“⁷³⁷ Die „Ausdruckswerte und Ausdrucksmomente“ der mythischen Erfahrung – also „die Züge

732 Kant Immanuel (1977, 24): Kritik der reinen Vernunft, Vorrede zur zweiten Auflage. Werke in zwölf Bänden. Band 3.

733 Klages Ludwig (1981, 374): Der Geist als Widersacher der Seele, und: Busche Hubertus (1987, 245f): Logozentrismus und *différance*: Versuch über Jacques Derrida.

734 Derrida Jacques (1974, 11f): Grammatologie.

735 Pedersen Esther Oluffa (2009, 136-138): Die Mythosphilosophie Ernst Cassirers.

736 Cassirer (2010, 1): Philosophie der symbolischen Formen II: Sprache und Mythos.

737 Cassirer (1998, 95): Was sich nicht sagen lässt. Das Nicht-Begriffliche in Wissenschaft, Kunst und Religion.

des Düsternen oder Heiteren, des Erregenden oder Sänftigenden, des Beruhigenden oder Furchteinflößenden“ besitzen noch keine Stabilität. Vielmehr herrscht hier die ständige Möglichkeit der „Metamorphose“, „als ob das ‚Gesicht‘ der Welt noch in einem rastlosen Wechsel begriffen sei.“⁷³⁸

Cassirer hat den Begriff des Mythos nie definiert oder abgegrenzt. Ob die Entstehung der Götterwelt oder Heldenerzählungen, ob ein literarischer Mythenkosmos oder mündlich weitergegebene Geschichten über Erscheinungen in der Natur, – Cassirer scheint da keinen Unterschied zu machen. Denn es geht ihm weniger um das Verständnis für die Inhalte, als um die Art, wie der Mensch sich erkennend die Welt erschließt.

Der Mythos sei das Ursprungsphänomen der menschlichen Kultur. Er stehe am Beginn allen Seins. In ihm hätten Urerzählungen und Urerlebnisse ihren Ursprung. Zu Anfang sei der Mensch ihnen zunächst passiv ausgeliefert, nehme ihre Bilder wahr, ohne dafür Begriffe zu haben. Er könne die Welt noch nicht einteilen, nicht strukturieren. Die Mythen vermittelten ihm die großen Gegensätze: das Heilige und das Profane, das Helle und das Dunkle, das Außergewöhnliche und das Alltägliche. Der Mythos habe eine kosmische Dimension, die sich auf das Ganze des Seins richte. Alles bedeute etwas: Die Himmelsrichtungen, Licht und Dunkelheit.⁷³⁹

Auch die antike Philosophie suchte Erklärungen im Mythos. Anfangs hat sie sich bei den großen Grundfragen zum Kosmos und zum Göttlichen seiner bedient, sich mit ihm auseinandergesetzt. Ihre Grundbegriffe „enthalten mythische Komponenten – das allegorische Verfahren habe in der Annahme gegründet, daß der Mythos eine lediglich verzerrte und entstellte Form der Wahrheit sei.“⁷⁴⁰ Aber er symbolisiere – wenn auch auf noch dunkle Weise – die Wahrheit.

Was der Mythos noch nicht besitze, – so Cassirer – seien verschiedene Realitätsstufen. „Dem Bilde der Realität, das auf diese Weise entsteht, fehlt somit gleichsam die Tiefendimension – die Trennung von Vordergrund und Hintergrund, wie sie sich [...] im empirisch-wissenschaftlichen Begriff, in der Scheidung des ‚Grundes‘ vom ‚Begründeten‘, in so charakteristischer Weise vollzieht.“⁷⁴¹ „Hier kann noch alles aus allem w e r d e n, weil alles mit allem sich zeitlich oder räumlich berühren kann.“⁷⁴² Im Mythos „werden Gefühle nicht einfach gefühlt. Sie werden ‚intuiert‘; sie werden ‚in Bilder gewandelt‘.“⁷⁴³

738 Cassirer (1998, 26).

739 Paetzold Heinz(1993, 88): Ernst Cassirer zur Einführung.

740 Paetzold Heinz (1983, 226): Mythos als symbolische Form. Zu Ernst Cassirers philosophischer Deutung des Mythos, in: Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie.

741 Cassirer (2010, 44).

742 Cassirer (2010, 58).

743 Cassirer (2015, 66): Vom Mythos des Staates.

5.7.3 Mythos und Religion

Dem Mythos am nächsten ist für Cassirer die Religion. Sie schöpft auch aus den Urteilen des Seins, aus der Zeit des Werdens, vor aller Ordnung und Struktur. Sie entstammt dem gleichen Mutterboden. Aber mit den Religionen verändern sich die symbolischen Formen des Mythos. Die Menschen sind diesem Zustand des Unruhigen, Nichtbegreiflichen nicht mehr komplett ausgesetzt. Sie bleiben eingebunden in das mythische Ursein, aber sie sind ihm nicht mehr nur passiv unterworfen. Trotzdem sind sie dem mythischen Weltbegreifen noch nahe: „Religion und Mythos geben uns eine Einheit des Fühlens“.⁷⁴⁴

Der Mensch sucht nach Erklärungen, nach Gründen für die Geister und Dämonen, denen er sich bisher ausgeliefert fühlte. Ob in animistischen Vorstellungen, in einer Götterwelt oder dem Glauben an einen Gott – immer geht es darum, sich ein Gegenüber vorzustellen, das ihm Botschaften übermittelt, ihm Gebote oder Verbote setzt, ihm Ziele verheißt. Allerdings sind diese Vorstellungen noch unsicher, die Anziehungskraft des Mythischen erweist sich manchmal noch als zu mächtig. „Mythus ist nicht nur weit entfernt von dieser empirischen Realität; er steht in gewissem Sinne in offenkundiger Kontradiktion zu ihr.“⁷⁴⁵

Aber der Mensch wird sich seiner bewusst, beginnt aktiv, sich die Welt anzueignen. Die symbolischen Formen nehmen semantische Strukturen an. Das Ich löst sich von diesem ungeschiedenen, unstrukturierten Dasein, es fängt an, zu sehen und zu benennen. Das Erkennen hat noch nicht genug Bestand, es ist mit mythischen Bildern durchsetzt. Aber der Mensch löst sich allmählich vom mythischen Urgrund. Die Religionen entwickeln Rituale, Riten, kultische Formen. Unerklärliche Phänomene wie die Unendlichkeit des Kosmos, Licht und Dunkelheit, die Zeit, der Tod verschwinden deswegen nicht einfach. Aber sie werden kultisch eingebunden, eingeordnet: In einen Kreislauf oder einen Zeitrahmen.

Vom Animismus über personale Götter, von Totenkulten über sakrale Riten erwachsen die Religionen allmählich dem Mythischen. Sie handeln weiterhin vom Unerklärlichen, Rätselhaften, aber sie suchen gleichzeitig Erklärungen, die sie dem Mythischen entheben. Es gibt einen Gott, der Gebote und Verbote ausspricht und auf ein Ziel des Lebens verweist. Die Religionen geben dem Weltgeschehen eine Ordnung. Sie bieten Erklärungen an. Denn:

„Im Unterschied zum Identitätsdenken des mythischen Bewußtseins weist die Religion wie alle anderen symbolischen Formen, die sich aus dem Mythos allmählich loslösen, als ein charakteristisches Strukturmerkmal eine Differenz zwischen Ich und Wirklichkeit auf. [...] Allen gemeinsam ist aber, daß sie gegenüber dem Mythos Formen der Rationalität verkörpern.“⁷⁴⁶

744 Cassirer (2015, 53).

745 Cassirer (2015, 63).

746 Schwemmer Oswald (2007, 18 f): Die symbolische Existenz des Göttlichen. Mythos und Religion bei Ernst Cassirer.

Gleichzeitig speist sich die Religion aus den gleichen emotionalen Quellen wie der Mythos. Beide symbolischen Formen, Mythos und Religion, haben damit eine besondere Stellung gegenüber anderen nicht-mythischen symbolischen Formen wie Sprache, Wissenschaft oder Technik und begründen damit auch ihre „unangefochtene und unnachsichtige Herrschaft über die Gemüter der Gläubigen“.⁷⁴⁷

Wie Assmann nennt auch Cassirer Beispiele für Werke, in denen sich symbolische Formen entwickeln: Was die Individuen wollen, objektiviere sich in ihren Werken. „Und diese Werke der Dichtung, der bildenden Kunst, der Religion, der Kunst [...] werden zu den ‚Monumenten‘, zu den Erinnerungs- und Gedächtniszeichen der Menschheit.“⁷⁴⁸

5.7.4 Sprachliche Sinnbildung

Auch im Band über die Sprache geht es Cassirer vor allem darum, die entwicklungsgeschichtliche Zunahme an Erkenntnisfähigkeit des Menschen aus den symbolischen Formen abzuleiten. Wie der Mensch im Mythos erst allmählich Realitätsspuren ausmacht und beginnt, sich eine Ordnung in der mythischen Unübersichtlichkeit zu schaffen, so entwickelt er über die Sprache symbolische Strukturen – Cassirer nennt sie später semantische Strukturen –, welche die Welt verständlicher machen, Begriffe formen, Beziehungen herstellen. Ausgehend vom Wortschatz über die Grammatik und die Syntax entstehen Relationen, Kausalitäten, Klassen, schließlich logische Beziehungsformen.⁷⁴⁹ „Alle Erkenntnis geht zuletzt [...] darauf aus, die Vielheit der Erscheinungen der Einheit des ‚Satzes vom Grunde‘ zu unterwerfen. Das Einzelne soll [...] als Glied eines logischen, teleologischen oder kausalen ‚Gefüges‘ erscheinen.“⁷⁵⁰ Alle Sprache ist „Repräsentation“, ist Darstellung einer bestimmten „Bedeutung“ durch ein sinnliches „Zeichen“.⁷⁵¹

In seiner Sprachphilosophie zeigt sich vor allem der Einfluss von Humboldts Sprachtheorie. Aber auch die vergleichenden Sprachwissenschaften der Ethnologie und die Sprachpsychologie hat Cassirer eingearbeitet. Historisch-psychologisch leitet er das Entstehen der Sprachen aus der Gebärdensprache ab. Dabei gebe es zwei unterschiedliche Einflüsse: die nachahmende und die hinweisende Gebärde. Die nachahmende Gebärde benutze den Sprachlaut als Symbol. Nachahmung sei nicht einfach nur passive Nachbildung, sondern hebe ein prägnantes Moment heraus, einen charakteristischen Umriss seiner Gestalt, sei damit auf dem Weg zur Darstellung.⁷⁵² Die hinweisende Gebärde lasse sich entwicklungsgeschichtlich aus der Greifbewegung ableiten. Aller Fortschritt des Begriffs bestehe darin, die erste sinnliche

747 Schwemmer (2007, 30).

748 Cassirer Ernst (2011, 137): Zur Logik der Kulturwissenschaften.

749 Cassirer (1923a, 244-287).

750 Cassirer (1923a, 8).

751 Cassirer (1923a, 64).

752 Cassirer (1923a, 129).

Unmittelbarkeit (des Greifenwollens) fortschreitend zu überwinden. Dadurch stelle sich der „Übergang vom Greifen zum Be-greifen“, vom „Weisen zum (logischen) Be-weisen“ her.⁷⁵³

Mit der Sprache betreten wir den semiotischen Raum. „Die Sprache hilft uns, einen Standpunkt über das eigene Leben einnehmen zu können“. Ziel sei es, „die passive Welt der bloßen Eindrücke [...] zu einer Welt des reinen geistigen Ausdrucks umzubilden.“⁷⁵⁴ „Wie der Mythos, so geht [also] auch die Sprache von der Grunderfahrung und der Grundform des persönlichen Wirkens aus.“ Die Sprachen der Naturvölker stellten jedes Ding, jeden Vorgang, jede Tätigkeit, die sie bezeichnen, in höchster anschaulicher Bestimmtheit hin.⁷⁵⁵ „Von der Sphäre der sinnlichen Empfindung zu der der Anschauung, von der Anschauung zum begrifflichen Denken und von diesem wieder zum logischen Urteil führt für die erkenntniskritische Betrachtung ein stetiger Weg.“⁷⁵⁶

An anderer Stelle spricht Cassirer von einem „Stufenbau“ der Erkenntnis, „einer Abfolge, die von noch relativ unbestimmtem zu immer höherem Grade der Bestimmtheit“⁷⁵⁷ fortschreite. Das menschliche Denken wende sich nicht unmittelbar der Wirklichkeit zu, sondern stelle ein System von Zeichen, von Symbolen auf, über die wir unsere Erkenntnis gewinnen.⁷⁵⁸

Mit diesem Fortschreiten in der Erkenntnis ist aber nicht gemeint, dass damit die Phase des Mythos überwunden wäre. Alle symbolischen Formen wirken gleichzeitig im Menschen. Das heißt, dass auch die Wirkung des Mythos nicht nachlässt. Alle höheren symbolischen Formen – so Ingeborg Villinger – sind für Cassirer keine autonomen Schöpfungen; sie quellen vielmehr aus dem Mythos hervor.⁷⁵⁹ „Der Mensch lebt nicht mehr in einem bloß physikalischen, sondern in einem symbolischen Universum. Sprache, Mythos, Kunst und Religion sind Bestandteile dieses Universums. [...] Statt mit den Dingen hat es der Mensch nun gleichsam ständig mit sich selbst zu tun.“⁷⁶⁰ Und an anderer Stelle sagt Cassirer: „Menschliche Erkenntnis ist wesentlich symbolische Erkenntnis.“⁷⁶¹

Auch die Kunst ist ein wesentlicher Zugang zur Erkenntnis, sie ist „Verdichtung und Konzentration“.⁷⁶² Sie „stellt ein unabhängiges Diskurs-Universum dar“.⁷⁶³

753 Cassirer (1923a, 126 f).

754 Cassirer (1923a, 12).

755 Cassirer (1923a, 256 f).

756 Cassirer (1923a, 274).

757 Cassirer (1929, 150).

758 Cassirer (1929, 53).

759 Villinger Ingeborg (2005, 56): Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und die Medien des Politischen.

760 Cassirer Ernst (1996, 49 f): Versuch über den Menschen.

761 Cassirer (1996, 93).

762 Cassirer (1996, 220).

763 Cassirer (1996, 234).

5.7.5 Der Missbrauch des Mythos⁷⁶⁴

In der Einleitung zum dritten Band seiner Philosophie der symbolischen Formen, der „Phänomenologie der Erkenntnis“, spricht Cassirer „pathologische Störungen des Handelns“⁷⁶⁵ an, die vor allem im Totalitarismus Wirkung zeigten. Es handle sich um „Störungen der Sprache“, „des wahrnehmenden Erkennens“, die auch mit „Störungen des Handelns verknüpft sind“.⁷⁶⁶

Ausführlich geht Cassirer auf die Politik erst später in seinem Werk „The Myth of the State“, „Vom Mythos des Staates“ ein, das im Jahre 1946, ein Jahr nach seinem Tod, in den USA erschien. Die deutsche Übersetzung kam einige Jahre später, im Jahre 1949 heraus.⁷⁶⁷ Das Buch untersucht den Einfluss des Mythos auf den Totalitarismus des 20. Jahrhunderts im Zusammenhang mit verschiedenen Staats- und Gesellschaftstheorien und beschäftigt sich eingehend mit dem Nationalsozialismus in Deutschland.

Cassirer, der Jude war, hatte bis 1933 an der Universität in Hamburg als Professor für Philosophie gelehrt. Unmittelbar nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten emigrierte er nach England, wo er zunächst an der Universität Oxford unterrichtete. 1935 übersiedelte er nach Göteborg, übernahm dort einen Lehrstuhl für Philosophie und wurde schwedischer Staatsbürger. Im Jahr 1941 zog er in die USA weiter. Er starb am 13. April 1945, wenige Wochen vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

„Vielleicht der wichtigste und beunruhigendste Zug in dieser Entwicklung des modernen politischen Denkens“ – schreibt Cassirer in „Vom Mythos des Staates“ über die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen – „ist das Zutagetreten einer neuen Macht: der Macht des mythischen Denkens. Das Übergewicht mythischen Denkens über rationales Denken in einigen unserer modernen politischen Systeme ist augenfällig. Nach einem kurzen und heftigen Kampf schien das mythische Denken einen klaren und endgültigen Sieg zu gewinnen. Wie war dieser Sieg möglich?“⁷⁶⁸

Er fragt sich, warum der Mythos, der doch vor allem in „primitiven Gesellschaften“ seine Macht zeige, nun erneut zur Erklärung schwer verstehbarer Ereignisse eingesetzt würde: „Er erreicht seine volle Kraft, wenn der Mensch einer ungewöhnlichen und gefährlichen Situation begegnen muß.“⁷⁶⁹ In verzweifelten Lagen wolle er immer Zuflucht zu verzweifelten Mitteln nehmen – und die politischen Mythen unserer Tage seien solche verzweifelte Mittel gewesen. „Wenn die Vernunft uns im Stich gelassen hat, bleibt immer die ultima ratio, die Macht des Wunderbaren und Mysteriösen.“⁷⁷⁰

764 „Mythus“ ist die Schreibweise für Cassirers Schrift: Vom Mythos des Staates.

765 Cassirer(1996, 303-323).

766 Cassirer (1996, 303).

767 Biographie Ernst Cassirer: <https://www.dhm.de/lemo/biografie/ernst-cassirer>, 14. September 2014.

768 Cassirer (1996, 7).

769 Cassirer Ernst (2015, 361).

770 Cassirer (2015, 363).

Die besondere Gefahr dieser mythischen „Infektion“ sei, dass plötzlich unsere gewöhnlichen Worte neue Bedeutungen erhielten, „aber diese neugeformten Worte sind mit Gefühlen und heftigen Leidenschaften geladen.“⁷⁷¹ Diese Leidenschaften würden nicht individuell, sondern kollektiv erfahren. Uniforme und monotone gleiche Riten zwingen alle in eine kollektive Verantwortung. Nicht das Individuum, sondern die Gruppe sei das wirkliche „moralische Subjekt“. Die Folge: „Durch eine Art Befleckung oder soziale Ansteckung breitet sich das Verbrechen über die ganze Gruppe aus. Niemand kann der Infektion entgehen.“⁷⁷²

Als besondere Effekte, die zur Diktatur in Deutschland führten, nennt er einen „Wechsel in der Funktion der Sprache“.⁷⁷³ Cassirer spricht von magischen Worten, welche die Nationalsozialisten in ihrer Sprache verwendet hätten: „Was sie [die magischen Worte] charakterisiert, ist nicht so sehr ihr Inhalt und ihre objektive Bedeutung, als die emotionale Atmosphäre, die sie umgibt. Diese Atmosphäre muss gefühlt werden; sie kann nicht übersetzt werden.“⁷⁷⁴ Die Nationalsozialisten hätten die Sprache tiefgreifend verändert, was zu ungeahnten Konsequenzen in der „Vorformung der Welt“ und somit des theoretischen Erkennens geführt hätte. Dadurch hätte das magische Wort wieder – wie in primitiven Gesellschaften – die Oberhand über das semantische Wort gewonnen.

Dieser Einfluss auf die Sprache hat nach Tobias Bevc so tiefgreifende Folgen, weil die Sprache nicht nur eine selbständige symbolische Form der Weltgestaltung ist, sondern auch, weil alle anderen symbolischen Formen sich ebenfalls in ihr ausdrücken müssen. Hat man die Sprache vereinnahmt, so hat man Zugriff auf alle Bereiche der symbolischen Formung.⁷⁷⁵

Dazu sei die Einführung neuer Riten gekommen. Es habe keine private Sphäre mehr gegeben, das Leben der Menschen sei plötzlich von einer Hochflut neuer Riten überschwemmt worden. „Jeder, der auf die Straße ging, mußte so ein politisches Ritual vollziehen.“⁷⁷⁶ Dabei hätten die Menschen gehandelt wie Marionetten in einem Puppenspiel.⁷⁷⁷

Der Missbrauch des Mythos sei zu einer wahren Bedrohung geworden: Er infiziere die Gesellschaft, indem er sich auch neuer Techniken bediene: „Künftig können Mythen im selben Sinne und nach denselben Methoden erzeugt werden, wie jede andere moderne Waffe – wie Maschinengewehre oder Aeroplane. [...] Die wirkliche Wiederaufrüstung begann mit der Entstehung der politischen Mythen.“⁷⁷⁸

771 Cassirer (2015, 369).

772 Cassirer (2015, 371 f).

773 Cassirer (2015, 368 f).

774 Cassirer (2015, 369).

775 Bevc Tobias (2004, 195): Kulturgenealogie als Dialektik von Mythos und Vernunft. Ernst Cassirer und die kritische Theorie.

776 Cassirer (2015, 371).

777 Cassirer (2015, 373).

778 Cassirer (2015, 368).

Schließlich gehört zu absolut totalitären Staaten noch der mit absoluter Macht ausgestattete Führer. Er füllt nach Cassirer zwei Rollen aus: Einmal – wie in primitiven Gesellschaften – die des Zauberers, des Medizinmanns, des Heilers. Zum zweiten die des Wahrsagers, des in die Zukunft blickenden Politikers, der weiß, wohin es geht. Die Intensität des kollektiven Wunsches ist im Führer verkörpert. Die früheren sozialen Bindungen – Gesetz, Gerechtigkeit, Verfassungen – werden außer Kraft gesetzt.⁷⁷⁹

So „unterdrücken und zerstören [die neuen politischen Parteien] den Sinn für Freiheit selbst; aber gleichzeitig befreien sie den Menschen von jeder persönlichen Verantwortung“.⁷⁸⁰

Gegen Ende des Buches greift Cassirer noch einmal das pathologische Phänomen des Mythos auf, das er bereits im dritten Band der „Philosophie der symbolischen Formen“ beschrieben hatte: „Unsere modernen Politiker wissen sehr wohl, daß große Massen viel leichter durch die Gewalt der Einbildung bewegt werden als durch reine physische Gewalt. [...] Der Politiker wird eine Art öffentlicher Wahrsager. Prophetie ist ein wesentliches Element in der neuen Technik der Führerschaft. Die unwahrscheinlichsten oder sogar unmöglichsten Versprechungen werden damit gemacht.“⁷⁸¹

Freud habe erfolgreich die These bewiesen, dass alle Motive des mythischen Denkens die gleichen seien, die wir in gewissen Formen der Neurose finden – in Zwangsneurosen.⁷⁸² Es komme zu Störungen der Wahrnehmung, aber auch des Handelns: Die politischen Mythen „unternahmen es, die Menschen zu wandeln, um instande zu sein, ihre Taten zu regulieren und zu beherrschen.“⁷⁸³ Die politischen Mythen handelten auf dieselbe Weise wie eine Schlange, die versucht, ihre Opfer zu lähmen, bevor sie sie angreift.

Zugleich warnt Cassirer davor, den Mythos nicht ernst zu nehmen: „Was für primitive Sprachen gilt, gilt ebenso für primitives Denken. Seine Struktur mag uns fremdartig und paradox erscheinen; aber niemals ermangelt es eines bestimmten logischen Aufbaus.“⁷⁸⁴

779 Cassirer (2015, 365).

780 Cassirer (2015, 376).

781 Cassirer (2015, 377).

782 Cassirer (1990, 49).

783 Cassirer (1990, 374).

784 Cassirer (2015, 23).

5.8 Fazit

Cassirer hat in „Mythus des Staates“ viele der in diesem Kapitel dargestellten Elemente, die für eine perfekte Inszenierung angewandt werden, angesprochen und auf ihre Gefahren hingewiesen. Eine überzeugende Inszenierung politischer Botschaften könne im schlimmsten Fall dazu führen, dass der Mensch das rationale Denken völlig außer Kraft setzt. „Man glaubt, daß der moderne Mensch auf diesem Gebiet alles im Laufe seiner intellektuellen Entwicklung Gelernte vergißt.“⁷⁸⁵

Der Mythos berge in sich ein irrationales Element, einen emotionalen Hintergrund, in dem er seinen Ursprung hat und mit dem er steht und fällt.⁷⁸⁶ So zeige die Sprache für gewöhnlich immer einen streng logischen Charakter. Der Mythos aber scheine allen logischen Regeln zu trotzen. Er erweise sich als unzusammenhängend, launisch, irrational.⁷⁸⁷ Die menschliche Sprache ändere sich, das einfache Denken nehme Metaphern für Realität.⁷⁸⁸ Der Einfluss des Mythos setze eine gefährliche Spirale in Gang: Die Sprache bekommt eine andere Funktion. Gewöhnliche Worte werden mit magischer Bedeutung aufgeladen.⁷⁸⁹ So hätten alle politischen Parteien den Begriff Freiheit immer in ihrem eigenen Sinn definiert und in ihrem besonderen Interesse gebraucht.⁷⁹⁰

Zwar spricht Cassirer nur vom Mythos, aber seine Ausführungen zur Wirkung von Riten und religiösen Vereinnahmung durch politische Parteien beziehen sich auch auf andere Überzeugungsstrategien, wie sie in diesem Kapitel abgehandelt wurden. Der Philosoph Hans-Joachim Lenger nimmt Cassirers Vergleich der politischen Mythen mit der Schlange wieder auf, die ihre Opfer lähme, und er deutet diese Lähmung als populistische Strategie. Sie spiele mit den blinden Stimmungen, Affektlagen und Parolen eines Volkes. Denn in jedem Mythos, der auf eine Gemeinschaft, eine Tradition oder die Geschichte einer Nation rekurriert, verberge sich auch eine Geschichte von Gewalt.⁷⁹¹ Mythen wie Symbole sind unerlässlich für eine kollektive Identität. Sie integrieren unterschiedliche Anschauungen und fördern dadurch gemeinsames politisches Handeln. Aber sie schließen damit die eigenen Reihen fester, und die anderen schließen sie aus.

785 Cassirer (2015, 377).

786 Cassirer (2015, 21).

787 Cassirer (2015, 27).

788 Cassirer (2015, 32).

789 Cassirer (2015, 369).

790 Cassirer (2015, 375).

791 Lenger Hans-Joachim (6.3.2016): Der blinde Affekt des Populismus, Deutschlandfunk Kultur, https://www.deutschlandfunkkultur.de/philosophischer-wochenkommentar-der-blinde-affekt-des.2162.de.html?dram:article_id=347578

Natürlich führt eine solche Aufladung des Politischen nicht automatisch in ein autokratisches System. Aber dass sprachliche Bilder, Slogans, in pompösem Stil abgehaltene Parteitage und die Vereinnahmung von Tradition und Mythen für den eigenen Machtanspruch starke verführerische Kraft besitzen, kann man in der politischen Auseinandersetzung national und international immer wieder beobachten.

Fernsehen ist Hochglanzdarstellung, geschönte Realität, die dramaturgisch wirkungsvoll umgesetzt wird. Spitzenpolitiker, die dort häufig auftreten, erreichen irgendwann den Status von Stars. Im Internet strahlen sie regelmäßige Videobotschaften aus und erhöhen damit ihre Präsenz im virtuellen Raum. Luhmann spricht davon, dass sich neben Film und Roman auch die Massenmedien unentwirrbar zu realer Realität und fiktionaler Realität durchmischen.⁷⁹² Sie steigerten damit die Irritierbarkeit der Gesellschaft und ihre Fähigkeit, Informationen zu erarbeiten.⁷⁹³

Dass die Grenzen von Realität und Fiktion durch die Inszenierungen verschwimmen, macht es für Rezipienten noch schwerer, zwischen Kernbotschaft und Verpackung zu unterscheiden, ja überhaupt die Aufmerksamkeit auf das Wesentliche zu konzentrieren. Für den Interviewer ergeben sich hier aber auch Chancen: Er kann dem Zuschauer diese Inszenierung sichtbar machen und sie einordnen. Welche Botschaft steht hinter der wahrgenommenen Irritation, welches Ziel wird damit angedeutet? Und er kann mit Mythen durchsetzte Botschaften wieder auf eine konkrete Ebene zurückführen. Er kann sozusagen das grell leuchtende Kunstlicht der Fernseh Bühne ausschalten, und dem Zuschauer die Dinge wieder im natürlichen Licht zeigen, wo es neben Licht immer auch Schatten gibt.

792 Luhmann (1996, 148).

793 Luhmann (1996, 149).



6 Ethische Überlegungen



6.1 Einleitung

Schon heute gibt es für die Medien eine ganze Reihe von ethischen Forderungen, die Presse, Radio und Fernsehen und auch speziell den öffentlich-rechtlichen Rundfunk betreffen (s. Kapitel 1. 3. 3). Diese Verpflichtungen werden zudem durch verschiedene Institutionen und Kontrollorgane überwacht und eingefordert. Was in sozialen Netzwerken veröffentlicht wird, unterliegt dagegen diesen Regeln und Kontrollen nicht.

Im letzten Teil unserer Untersuchung sollen unter Berücksichtigung der bisherigen Ergebnisse die in Kapitel 1.1 angesprochenen ethischen Prinzipien vertieft und präzisiert werden. Dabei werden sie auf die dort gestellten drei grundsätzlichen Fragen zum Thema aufbauen. Die erste Frage nach dem Zusammenspiel von inhaltlichen, formalen und gestalterischen Verfahren bei politischen Fernsehinterviews (s. S. 5) ist im Rahmen dieser Arbeit ausführlich abgehandelt worden. Damit ist die Basis für die weitere ethische Argumentation bereitet.

Bei der zweiten Frage ging es um die Medienkompetenz des Zuschauers. Woher erhält er sie, wer ist dafür zuständig, dass der Nutzer lernt, die von den Politikern über die Medien formulierten Botschaften zu entschlüsseln, ihre Subtexte wahrzunehmen? Mit diesem Problem der Medienkompetenz soll das Kapitel über ethische Überlegungen beginnen.

Die dritte Frage nach den ethischen Maßstäben schließt an die in Kapitel 1. 3. genannten ethischen Prinzipien an. Dazu sollen zusätzliche Überlegungen herangezogen werden, die sich im Laufe dieser Arbeit aus speziellen Fragen zum Fernsehinterview ergeben haben. Außerdem sollen philosophische Thesen für das Interview fruchtbar gemacht werden, die sich besonders mit interaktivem Verhalten in Diskursen auseinandersetzen. Es handelt sich dabei um Erving Goffmans Theorie des dramaturgischen Handelns, Habermassche Diskursethk, Martin Bubers „Ich und Du“ und vor allem um Emmanuel Levinas‘ Nachdenken über „Ich und der Andere“.

Da die Medien, insbesondere das Fernsehen und das Internet, keine nationalen Grenzen mehr kennen, soll außerdem auch gefragt werden, ob wir für unsere globalisierte Welt nicht multinationale oder universale Ethiken bräuchten und wie diese sich entwickeln ließen. Interessante Ansätze gibt es in diesem Zusammenhang vor allem in Großbritannien und in den USA.

6.2 Medienkompetenz

Die fortschreitende Komplexität der Politik, die Perfektion der Inszenierungen und die zunehmende Professionalisierung der in den Medien auftretenden Personen erfordern vom Fernsehzuschauer mehr Wissen über die Zusammenhänge und Möglichkeiten der Fernsehgestaltung. In einer Zeit, in der Regisseure und Cutter, Kameraleute und Bildtechniker an einer immer optimaleren Bildgestaltung arbeiten, sollte auch der normale Zuschauer einen gewissen Einblick in die Möglichkeiten der Fernsehdarstellung bekommen. Wenn Politikern ein ganzes Heer von Beratern, Coaches, Interviewtrainern und PR-Experten zur Verfügung steht und auch jeder Journalist sich zumindest in seinen Anfängen schon ausführlicher mit den Gesetzen des Fernsehinterviews beschäftigt hat, dann sollte solches Wissen auch dem Zuschauer nicht ganz fremd sein. Doch wie kann dieser bessere Einblick in das Medium und ein größeres Verständnis für das Zusammenspiel zwischen Medien und Politik erreicht werden?

Meist lautet die Antwort, Medienkompetenz sei eine Aufgabe der Schule. Das ist zwar richtig, aber es ist zu einfach, dieses Problem nur auf die Schulen abzuladen, um es damit sozusagen erst einmal vom Tisch zu haben. Die Forderung nach Medienkompetenz sei inzwischen zu einer pädagogischen Allerweltsformel geworden, schreibt Ulrich Sarcinelli. Über ihre Bedeutung herrsche allerdings nur wenig Klarheit.⁷⁹⁴

Eine Schwierigkeit besteht sicher darin, dass sich die Bildsprache des Fernsehens derzeit rasant verändert, was auch mit dem wachsenden Einfluss des Internet zusammenhängt. Die zweite Schwierigkeit liegt in der Tatsache, dass Medienkompetenz bei politischen Sendungen auch politische Mündigkeit, also Kenntnis von politischen Zusammenhängen voraussetzt. Beides wächst aber erst mit den Jahren zu. Deshalb kann Medienkompetenz als Schulfach nur ein Anfang sein. Denn „wie zu keiner Zeit vorher sind die Medien nicht nur „Medium“, sondern auch ein „Faktor“ gesellschaftlicher und politischer Entwicklung.“⁷⁹⁵ Deswegen sollte die Förderung von Medienkompetenz auch von den Medien in Zusammenarbeit mit den Schulen aber auch der Erwachsenenbildung angeboten werden.

Wichtigstes Ziel solcher Angebote muss sein, die Arbeit des Journalisten, aber auch die visuelle Umsetzung im Fernsehen, transparenter zu gestalten. Die schon erwähnten sogenannten Transparenzkästen, wie sie z. B. die Wochenzeitung DIE ZEIT eingeführt hat (s. 1. 3. 1), informieren z. B. darüber, wie die Redaktion auf das Thema aufmerksam wurde, aus welchen Gründen sie es aufgriff, wie lange dafür recherchiert und wer dazu befragt wurde. Solche Informationen machen die Arbeit von Journalisten verständlicher.

794 Sarcinelli Ulrich (2002): Medienkompetenz in der politischen Bildung, in: Bundeszentrale für politische Bildung.

795 Sarcinelli (2002).

Journalisten können auch beim Interview selbst durch entsprechende Fragen dem Zuschauer einen verborgenen Subtext deutlicher machen, indem sie z. B. nachhaken, wenn eine Frage nicht beantwortet ist oder eine Antwort zu vage ausfällt. Auch die eingangs schon erwähnte Aktion der Deutschen Journalistenschule oder Tage der offenen Tür sind gute Möglichkeiten, um Misstrauen abzubauen und Medienkompetenz zu erweitern.

6.3 Journalismus und Gemeinwohl

Schon die Forderung, dass die Entwicklung von mehr Medienkompetenz für den Zuschauer auch von Journalisten geleistet werden muss, deutet darauf hin, dass Medien in der politischen Information eine besondere Verantwortung tragen sollten. Die Zahl der Medien und die anderer Informationsanbieter nimmt ständig zu. Zu den klassischen Medien sind inzwischen die Akteure der Digitalisierung hinzugekommen. Suchmaschinen wie Google und soziale Netzwerke wie Facebook sowie eine zunehmende Zahl von PR-Agenturen haben den Kampf um die Aufmerksamkeit noch verschärft. Anbieter wie Nutzer stehen damit vor mindestens zwei Problemen: Überinformation und Sensationalismus. Weil es immer mehr Medien im Markt gibt, sucht jeder Anbieter nach einem speziellen Zugang zum Thema. Und weil solche Zugänge sich nicht unbegrenzt anbieten, werden immer mehr auch Entwürfe, Vermutungen und Halbwahrheiten zu Nachrichten. Und da sie alle die Aufmerksamkeit der Nutzer erreichen wollen, wird der Kampf mit immer höherer Lautstärke geführt. Ohne deftige Schlagzeilen, griffige Formulierungen und starke Vereinfachungen hat man kaum noch Chancen, Gehör zu finden. Clicks und unterhaltsame Inhalte zählen mehr als zutreffende und objektive Berichterstattung.

Das hat der Glaubwürdigkeit der Massenmedien geschadet.⁷⁹⁶ Viele der Akteure haben außerdem inzwischen auch verstanden, wie Nachrichtenfaktoren funktionieren, also wie man eine Meldung verfassen muss, damit sie eine hohe Chance hat, gedruckt oder gesendet zu werden. Gleichzeitig befindet sich der klassische Journalismus in einer existentiellen Krise, weil viele Werbeeinnahmen weggebrochen und Abonnenten zu kostenlosen Internetdiensten abgewandert sind. Um dem gegenzusteuern, haben seither auch eine Reihe von Investigativbüros oder einzelne Journalisten versucht, über Spenden als Krautreporter (crowdfunding) einen anderen, verantwortungsvolleren Journalismus anzubieten. Auch Stiftungen sind im Gespräch.⁷⁹⁷ Gerechtfertigt wird das mit der systemischen Bedeutung zuverlässiger Medien, die quasi-öffentliche Güter herstellen. Der Nutzen für die Gemeinschaft wird herausgehoben: „Im öffentlichen Diskurs wird beispielsweise von Journalist_innen erwartet, dass sie sich am Gemeinwohl orientieren.“⁷⁹⁸ Dass die Leistung der Medien auch in der breiten Öffentlichkeit zumindest teilweise als Dienst an der Gesellschaft gesehen wird, zeigen Begriffe wie die „vierte Gewalt“ oder „Wächter der Demokratie“.

Dafür genießen Journalisten auch bestimmte Privilegien: Sie haben Zugang zu Institutionen, Veranstaltungen und Personen, die anderen verwehrt sind. Journalisten haben ein Zeugnisverweigerungsrecht, mit dem sie ihre Quellen schützen können.

796 Ruß-Mohl Stephan (1/2017, 52): Journalismus und Gemeinwohl in der Desinformationsökonomie, in: *Communicatio Socialis*.

797 Ruß-Mohl (2017, 58).

798 Filipović (2017, 9).

Außerdem steht ihnen ein Auskunftsanspruch gegenüber Behörden zu. Diese dürfen dafür auch keine Gebühren verlangen. Solche Vorrechte lassen sich nach Meinung vieler nur mit einer Verantwortung für das Gemeinwohl rechtfertigen.⁷⁹⁹

Daraus ergäben sich ethisch-moralische Forderungen an die Journalisten. Die Medien hätten eine Dienstfunktion für das Gemeinwesen.⁸⁰⁰ Diese Dienstfunktion müsste nach den Maßstäben medienethischer Grundsätze geleistet werden. Die Informationen müssten zuverlässig sein. Die Medien müssten außerdem ihrer Kontrollfunktion gegenüber den Regierenden gerecht werden, und sie sollten, wie vorher schon angesprochen, dazu beitragen, die Medienkompetenz der Bürger für die politische Information zu erweitern.⁸⁰¹

Der Begriff des Gemeinwohls spielte schon in der Antike eine große Rolle. Cicero hielt die Sorge um das Gemeinwohl für eine natürliche Disposition, die u. a. durch Gerechtigkeit erreicht werde.⁸⁰² Thomas von Aquin sprach vom *bonum commune*. Der Mensch sei ein insuffizientes Wesen und tendiere deswegen zu politischem und sozialem Zusammenschluss.⁸⁰³ Papst Johannes XXIII. erweiterte den Begriff des Gemeinwohls für die katholische Kirche zu einer globalen Forderung, indem er 1961 in einer Enzyklika den Begriff des staatlichen Gemeinwohls auch auf die Entwicklungsländer ausdehnte.⁸⁰⁴

Nach Veith habe der Begriff des Gemeinwohls zwei Bedeutungen: einmal meine er Werte und Ziele, die nur in Gemeinschaft verwirklicht werden könnten. Zum zweiten Sorge das Gemeinwohl dafür, dass die sozialen Bedingungen und strukturellen Voraussetzungen vorhanden seien, die in einer Gesellschaft die personale Entfaltung des Menschen ermöglichen.⁸⁰⁵

Münkler weist darauf hin, dass der Begriff in den letzten zwei Jahrzehnten eine neue Aktualität erhalten habe. Zum einen, weil der Staat, der sich lange für das Gemeinwohl zuständig fühlte, sich aus vielen Aufgaben zurückgezogen habe, zum anderen, weil neue Akteure, nämlich engagierte Bürger, hinzugekommen seien, die politisch-moralische Forderungen stellten.⁸⁰⁶

799 Karmasin Matthias (2005, 28): Journalismus: Beruf ohne Moral? Von der Berufung zur Profession.

800 Filipović (2017, 10 f).

801 Filipović (2017, 11).

802 Hibst Peter (1991, 135): *Utilitas publica*, gemeiner Nutz, Gemeinwohl. Untersuchungen zur Idee eines politischen Leitbegriffes von der Antike bis zum späten Mittelalter.

803 Veith (2004, 273 f).

804 Veith (2004, 279).

805 Veith (2004, 270 f).

806 Münkler/Fischer (2015, 9 f).

Ein Hauptproblem des Gemeinwohlbegriffs ist, ihn mit konkreten Inhalten zu füllen. Welche Werte sind daraus zu erschließen? Altmeppen kritisiert, Gemeinwohl sei zuallererst nichts als eine leere Hülle. Die konkrete Ausgestaltung dessen, was als Gemeinwohl gelten soll, sei als offen, kontextabhängig und nicht vorab bestimmbar anzusehen.⁸⁰⁷

Auch Eike Bohlken beschäftigt die Frage, wie man den Begriff des Gemeinwohls konkretisieren kann. Er schlägt vor, zunächst von einem basalen Gemeinwohl zu sprechen. Damit solle garantiert werden, dass der Mensch alle Güter erhält, die er zur Existenzsicherung braucht, um an der Kultur der Gesellschaft teilnehmen zu können. Das gelte für materielle Güter wie Nahrung, Trinkwasser, eine saubere Umwelt und ein basales Gesundheitssystem ebenso wie für die Rechtsordnung oder eine basale Schulbildung, die ihn kulturell autonom mache.

Darüber hinaus gelte es als zweite Stufe das meliore, das bessere Gemeinwohl anzustreben, dessen Inhalt über demokratische Verfahren in öffentlichen Diskussionen zu ermitteln sei.⁸⁰⁸ Dazu gehören der Kernbestand sozialer Leitvorstellungen, der in gesellschaftlichen Teilbereichen wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft oder Medien einen hohen Grad an Verbindlichkeit besitzt oder die Aufklärung über politische Ereignisse und die Kontrolle der Mächtigen.⁸⁰⁹ Solche Gemeinwohlaufgaben setzen Werte wie Zuverlässigkeit, Genauigkeit, Sorgfalt, Glaubwürdigkeit, Toleranz und Respekt vor dem anderen voraus.

Der Gegensatz dazu wären Fake-News und Sensationalismus, Skandalisierungen, Hetze und Hass, Missachtung der Persönlichkeitsrechte usw. Diese destabilisieren die Gesellschaft. Es besteht also die Notwendigkeit für ethische journalistische Werte, die das Gemeinwohl befördern.

807 Altmeppen Klaus-Dieter (1/2017, 81): Gemeinwohlwarr, in: *Communicatio Socialis*.

808 Hannoverscher Allgemeine (11.07.2011): Bohlken vom Forschungsinstitut für Philosophie zum Begriff „Gemeinwohl“, <http://www.haz.de/Nachrichten/Kultur/Uebersicht/Bohlken-vom-Forschungsinstitut-fuer-Philosophie-zum-Begriff-Gemeinwohl>

809 Filipović (2017, 11).

6.4 Ethische Prinzipien für journalistische Fernsehinterviews

Im Folgenden sollen einige der unter 1. 3 genannten medienethischen Probleme im Hinblick auf die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit noch einmal diskutiert werden:

Ein zentraler Begriff war dabei das Stichwort „Inszenierung“. Inszenierung wurde zunächst verstanden als Ästhetisierung des Sendeformats. Durch bestimmte Kameraeinstellungen oder Schnitte beim Interview z. B. Spannung erzeugt oder es werden Emotionen besonders herausgestellt, vor allem, indem man die Gesichter der Akteure in Großaufnahme zeigt.

Manche dieser Inszenierungsmethoden wirken vielleicht etwas aufgesetzt wie ein zu stark geschminktes Gesicht. In Wirklichkeit lief das Interview vielleicht viel weniger aufregend ab. Durch den Schnittrhythmus, der Sprecher und Zuhörer in schnellem Wechsel zeigt, wirkte das Gespräch temporeicher, als es in Wirklichkeit vielleicht war.

Doch fängt hier schon das Problem der Manipulation an? Oder montiert der Schnitt nicht immer aus einer Auswahl von Kameraeinstellungen, die verschiedene Kameraleute angeboten hatten und schon damit, gewollt oder ungewollt ihre subjektive Sicht auf das Interview aufnahmen? Eine neutrale, eine objektive Version von Bildern zu einem Fernsehinterview existiert in diesem Sinne praktisch gar nicht. Vielleicht wirkt die asketischere Realisierung des Interviews wie bei den Sendungen „Zur Person“ (s. 2. 2. 1) von Günter Gaus auf den ersten Blick neutraler als eine Umsetzung wie bei „Michel Friedmann“ (s. 2. 2. 3). Aber in jedem Fall handelt es sich ebenfalls um den Blickwinkel eines Regisseurs oder einer Redaktion auf das Geschehen.

Solange also der Auftritt der Protagonisten und die Bildgestaltung nur das Erscheinungsbild betreffen, dürfte es meist kein Problem geben. Nicht akzeptabel sind Täuschung und Manipulation. Wenn ein Streitgespräch nur vorgespielt wird, wenn Fragen komplett abgesprochen sind, dann wird der Zuschauer getäuscht.

Zur Transparenz bei Interviews könnten auch Informationen beitragen, welche die Planung der Redaktion offenlegen: Also, warum wurde gerade dieser Gast zu diesem Thema eingeladen? Welche Vorabsprachen gab es? Solche Angaben lassen sich leicht in der Anmoderation unterbringen.

Wie ist die Forderung nach Authentizität zu beurteilen? Unter 3. 1. 1 wurde die Schauspielerin Maruschka Detmers mit dem Satz zitiert, es gäbe keine Natürlichkeit vor der Kamera. Dazu kommt, dass je nach Bildausschnitt der Protagonist immer aus seiner Realität herausgeschnitten, vereinzelt, vergrößert wird. Bestimmte Details der Mimik oder der Gesten bekommen dadurch automatisch ein größeres Gewicht. Eine Natürlichkeit vor der Kamera gibt es auch in diesem Sinne nicht. Deswegen ist es legitim und keine Täuschung, wenn Protagonisten ihre Wirkung vor der Kamera ausprobieren und zu optimieren versuchen.

Ist ein Interviewer, ist ein Politiker im Interview immer der Wahrheit verpflichtet, oder darf er bei strittigen Fragen auch einmal das Gegenüber mit nicht ganz korrekten Behauptungen in die Irre führen? Der Interviewer darf sicher keine falschen Behauptungen aufstellen, die der Politiker ja während des Gesprächs nicht einmal überprüfen kann. Der Politiker ist vielleicht in einer etwas anderen Situation (s. 3. 1. 2). Er vertritt seine Position, von der er auch (hoffentlich) überzeugt ist. Soweit er nicht mit falschen Fakten argumentiert, ist für ihn seine Wahrheit identisch mit der Wahrheit.

Das Interview ist eine Beziehung von zwei Menschen, die sich für einen bestimmten Zeit vor einem Publikum austauschen. Im ersten Teil dieser Arbeit wurde diese Interaktion vor allem formal als Aktion zwischen zwei Protagonisten, und als Sprechhandlung mit bestimmten Zielen gesehen, zum Beispiel dem Ziel, die eigene Sichtweise durchzusetzen. Das Handeln und Verhalten in einer Interaktion hat aber immer auch eine ethische Komponente. Und um diese soll es hier gehen.

Wie sollen die beiden Gesprächspartner miteinander umgehen? Wenn es ein Duell ist, welche Waffen sind dann erlaubt? Welches Verhalten ist noch als taktisch zu akzeptieren? Welches ist als unlauter abzulehnen? Dabei werden zunächst die Thesen von Goffman herangezogen, die er selbst dramaturgisches Handeln nennt.

6.4.1 Dramaturgisches Handeln

Goffman nimmt den Weg über die genaue Beobachtung und Beschreibung der Akteure, über die er dann zu einer vorsichtigen Bewertung und Interpretation menschlichen Verhaltens gelangt. Dabei wurde er auch von verschiedener Seite kritisiert, weil sein Menschenbild zu statisch sei,⁸¹⁰ oder weil er soziale Hintergründe oder die menschlichen Affekte ausblende. Aber indem er beschreibt, wie Menschen in jeder Interaktion Verhaltensentscheidungen zu treffen haben, zeigt er auch, was sie tun können, um bestimmte Situationen herbeizuführen bzw. zu vermeiden –, also wertend einzugreifen. Hannah Arendt schreibt über solche Begegnungen, dass sie vor allem einer gewissen Distanz bedürfen. Außerdem sei das Vermeiden von Differenzen und das Überbrücken des Abgrunds, der uns von anderen trennt, „Teil des Dialogs des Verstehens, für dessen Zwecke die unmittelbare Erfahrung einen zu nahen Kontakt herstellt“.⁸¹¹

Goffman hat in „Interaction Ritual“⁸¹² beschrieben, welcher Verletzlichkeit Akteure bei Begegnungen ausgesetzt sind. Welche Verhaltensweisen, welche Regeln spielen dabei eine Rolle, und was bedeuten sie? Was erfahren wir dabei über den Menschen? Es geht für jeden offenbar vor allem darum, sein Gesicht zu wahren und unter allen Umständen zu verhindern, dass er es verliert. Deswegen spielt auch das Gesicht – the face – realiter und symbolisch – in seiner Abhandlung die Hauptrolle.

810 Meyrowitz Joshua (1990, 63-75): Überall und nirgends dabei.

811 Arendt Hannah (1994, 323) *Essays in Understanding 1930-1954*, zitiert nach Silverstone: Mediapolis, 77.

812 Goffman (2005).

Wie sehr es bei Begegnungen auf das Gesicht ankommt, zeigen die vielen Ausdrücke, die jede Sprache dafür bereithält: Im Deutschen sagt man z. B. „sein Gesicht wahren“, „sein Gesicht verlieren“, „sein wahres Gesicht zeigen“, „sein Gesicht verziehen“ usw. Das Wort „Gesicht“, so Goffman, könne als der positive soziale Wert definiert werden, den eine Person wirksam für sich selbst beansprucht. Sie definiere damit die Grenze, von der andere annehmen können, dass sie sie während eines Kontakts festgelegt habe.⁸¹³

„Eine Person wird auch Gefühle dafür entwickeln, wie andere Teilnehmer der Begegnung ihr Gesicht aufrechterhalten. Das eigene Gesicht und das Gesicht der anderen sind Konstrukte der gleichen Ordnung [...] Von einer Person kann man sagen, sie hat oder behält oder wahrt ihr Gesicht, wenn die Grenze, die sie de facto einhält, ein Bild von sich präsentiert, das im Inneren stimmig ist.“⁸¹⁴

Bei aller Sorge um die Bewahrung seines Gesichts müsse man immer danach trachten, den angemessenen Platz in der sozialen Welt einzunehmen.⁸¹⁵ „Wenn eine Person fühlt, dass sie respektiert wird, dann antwortet sie gewöhnlich mit Gefühlen von Vertrauen und Sicherheit. Wenn sie fühlt, dass sie abgelehnt wird oder gesichtslos erscheint, dann fühlt sie sich wahrscheinlich beschämt und minderwertig, weil sie um ihre Reputation als Gesprächsteilnehmer fürchtet.“⁸¹⁶

„Der vereinte Effekt der Regel des Selbst-Respekts und der Regel der Rücksichtnahme führt dazu, dass die Person dazu tendiert, sich während einer Begegnung so zu verhalten, dass beide ihr eigenes Gesicht und das anderer Teilnehmer bewahren können.“⁸¹⁷

813 Goffman (2005, 5): The term face may be defined as the positive social value that a person effectively claims for himself by the line others assume he has taken during a particular contact.

814 Goffman (2005, 6): A person will also have feelings about the face sustained for the other participants. [...] One's own face and the face of others are constructs of the same order. [...] A person may have to be in or maintain face, when the line he effectively takes presents an image of him that is internally consistent.

815 Goffman (2005, 7): Thus while concern for face focuses the attention of the person, on the current activity, he must, to maintain face in this activity, take into consideration his place in the social world beyond it.

816 Goffman (2005, 8): When a person senses that he is in face, he typically responds with feelings of confidence and assurance. [...] Should he sense that he is in wrong face or out of face, he is likely to feel ashamed and inferior [because of what has happened to the activity on his account and] because of what may happen to his reputation as a participant.

817 Goffman (2005, 11): The combined effect of the rule of self-respect and the rule of considerateness is that the person tends to conduct himself during an encounter so as to maintain both his own face and the face of the other participants.

„Die Art von gegenseitiger Akzeptanz scheint eine grundlegende strukturelle Eigenschaft von Interaktion zu sein, speziell die Interaktion im Gespräch von Angesicht zu Angesicht.“⁸¹⁸

Goffman hatte seine Beobachtungen von intersubjektivem Verhalten als dramaturgisches Handeln bezeichnet. Wer handelt, – so erklärt Goffman seinen Begriff des „dramaturgischen Handelns“ – stellt sich für andere dar, beobachtet und kontrolliert dabei aber auch seine eigene Wirkung. Er ist auch nicht völlig frei darin, sich eine Rolle auszusuchen. Um bei anderen glaubhaft zu wirken, muss seine Rolle auch zu seinem Ich passen. Er muss authentisch sein, oder zumindest so wirken.

Wenn ihm das gelingt, wahrt er sein Gesicht, wenn er scheitert, verliert er es. Damit hat Goffman eine – wenn auch schwache – Norm eingeführt und ein – wenn auch sehr ungefähres – Ziel angedeutet. Es geht um den Respekt, den man jedem Menschen schuldet, wenn man ihm gegenübertritt, – um dessen menschliche Würde.

6.4.2 Kommunikatives Handeln

Ein weiteres Modell, das man für Interviews heranziehen kann, ist die Diskursethik von Jürgen Habermas. Habermas hat in seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ drei soziologische Handlungsmodelle erwähnt: Das teleologische, das normative und Goffmans Modell des dramaturgischen Handelns, auf das Habermas sich dabei auch ausdrücklich bezieht.⁸¹⁹ Alle drei Handlungsmodelle hält Habermas aber nicht für geeignet, die gesamte soziale Wirklichkeit zu begreifen. Er schlägt deshalb den Begriff des kommunikativen Handelns vor:

„Der Begriff des *kommunikativen Handelns* [...] bezieht sich auf die Interaktion von mindestens zwei sprach- und handlungsfähigen Subjekten, die (sei es mit verbalen oder extra-verbalen Mitteln) eine interpersonale Beziehung eingehen. Die Akteure suchen Verständigung über die Handlungssituation, um ihre Handlungspläne und damit Handlungen einvernehmlich zu koordinieren.“⁸²⁰

Im kommunikativen Handeln fänden sich alle bisherigen Weltbezüge zusammen.

Die Grundidee des verständigungsorientierten Handelns beinhaltet, dass die am Diskurs Beteiligten sich durch Kommunikation über ihre Handlungspläne verständigen.⁸²¹ Dazu müssten sie gegenseitig die Ansprüche auf Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit anerkennen. Die Normen werden nur formal bestimmt. Eine Norm

818 Goffman (2005, 11): The kind of mutual acceptance seems to be a basic structural feature of interaction, especially the interaction of face-to-face-talk.

819 Habermas Jürgen (1981, 126 ff): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. I, Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung.

820 Habermas (1981, 128).

821 Habermas (1981, 367 ff).

erlangt dann Gültigkeit, „wenn alle von ihr möglicherweise Betroffenen als *Teilnehmer eines praktischen Diskurses* Einverständnis darüber erzielen (bzw. erzielen würden), daß diese Norm gilt“.⁸²² Dies stellt nach Thomaß die Grundvorstellung der Moraltheorie von Habermas dar.⁸²³ Die Teilnehmer eines Diskurses müssen grundsätzlich rational damit einverstanden sein, dass die Kommunikation der Teilnehmer zu einer Einigung führen kann, „wenn die Argumentation nur offen genug geführt und lange genug fortgesetzt werden könnte“.⁸²⁴

Das kommunikative Handeln ist verständigungsorientiert, wogegen erfolgsorientiertes Handeln strategische Ziele hat. „Aus der Perspektive der Beteiligten gesehen, müssen sich die beiden Mechanismen der überzeugungsmotivierenden Verständigung und der verhaltensinduzierenden Einflußnahme ausschließen.“⁸²⁵ Das strategische Handeln ist interessengeleitet. Die Akteure – oder zumindest einer von beiden – wollen Einfluss nehmen, um damit ihr eigenes Ziel durchzusetzen. Es geht hier nicht um ein Einverständnis über Geltungsansprüche, sondern allenfalls darum, dass „die egozentrischen Nutzen ineinandergreifen“.⁸²⁶

Das hieße zusammengefasst, ein erfolgreiches kommunikatives Handeln habe zur Bedingung, dass die Beziehung der Sprecher zueinander symmetrisch ist, dass eine mögliche Einigung nicht an einer zeitlichen Begrenzung scheitern dürfe und dass dieses ideale kommunikative Handeln nach Habermas auch nicht strategisch, also einseitig erfolgsorientiert sein dürfe. Es sollte im Prinzip möglich sein, den Diskurs solange fortzusetzen, bis ein in allgemeiner Überzeugung gründendes Einverständnis herbeigeführt worden ist.

Diese Voraussetzungen aber machen das Modell von Habermas für unsere Zwecke weitgehend unbrauchbar. Ein politisches Fernsehinterview kann nicht zeitlich unbegrenzt geführt werden. Die Kontrahenten befinden sich – zumindest nach Meinung vieler Praktiker – auch nicht in einer symmetrischen Position, sondern es gibt einen Frager und einen Antwortenden. Und natürlich ist das Ziel des Interviews auch kein Einverständnis, weil es meist von vornherein nicht verständigungsorientiert geführt wird. Es handelt sich um ein strategisches Gespräch, bei der jeder seinen Vorteil sucht. Darin gerade besteht die Spannung. Hier treten zwei Protagonisten mit unterschiedlichen Interessen auf. Der Politiker möchte nicht Lösungen diskutieren, sondern von seinem Vorschlag überzeugen. Und der Journalist sucht eher, die Aussagen des Politikers auf Widersprüche abzuklopfen, als einen Konsens zu erreichen. Es geht also, wie gesagt, um Strategie, nicht um Verständigung. Deswegen scheint die Diskursethik von Habermas für unsere Zwecke nicht geeignet zu sein.

822 Habermas (1981, 76).

823 Thomaß (1998, 35 f).

824 Thomaß (1998) und Habermas (1987, 7): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns.

825 Habermas Jürgen (1996, 144): Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln.

826 Habermas Jürgen (1981, 131).

Trotzdem finden sich in den ethischen Grundforderungen der Habermasschen Diskursethik auch Werte, die für journalistische Interviews herangezogen werden können. Es sind dies die Geltungsansprüche Verständlichkeit, Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit. Drei davon, nämlich Verständlichkeit, Wahrheit und Richtigkeit gehören zum Standard journalistischer Arbeit. Bei Wahrhaftigkeit könnte man zögern, da dieser Wert bei strategischem Vorgehen nicht immer leicht einzuhalten ist.

Edmund Arens hat versucht, aus der Diskursethik von Habermas einige Normen herauszulösen. Er interpretiert z. B. die Wahrheitsorientierung als dreifachen Imperativ: wörtlich als die Aufforderung, die Wahrheit zu sagen, dann im Sinne der Diskursethik für die Wahrheitsansprüche anderer offen sein, und drittens, auf eine gemeinsame, geteilte Wahrheit aus sein. Gerechtigkeit deutet er ebenfalls dreifach: einmal im Hinblick auf das Recht und die Möglichkeit aller, an Diskursen teilzunehmen, dann als Sich-Einsetzen für die Emanzipation in allen Bereichen und drittens die Advokation, mit der das Recht auf Teilhabe an der Kommunikation ohne Ausschluss irgendwelcher Gruppen verlangt wird.⁸²⁷

6.4.3 Dialogphilosophie

Ein weiterer philosophischer Ansatz, der für unser Thema herangezogen werden kann, ist die Dialogphilosophie. Die Dialogphilosophie wendet sich ab von der Ich-Philosophie des deutschen Idealismus und rückt die Begegnung zwischen dem Ich und dem Du in den Mittelpunkt ihres Nachdenkens. Aus dieser Begegnung, aus Nähe und Distanz, Vertrautheit und Fremdheit entwickelt sie ihre ethischen Forderungen.

Sie hat ihre herausragenden Vertreter in Martin Buber und Emmanuel Levinas. Vielleicht wäre Levinas mit dieser Einordnung gar nicht so einverstanden, weil er später Bubers dialogischen Ansatz auch heftig kritisiert hat. Allerdings gibt es auch viele Gemeinsamkeiten zwischen den beiden und Levinas selbst bezeichnet Buber als seinen Vorläufer, auch wenn er später andere Akzente setzte.⁸²⁸

Buber wie Levinas entwarfen ihre Thesen als Kritik an der Subjekt-Objekt-Philosophie. Im Grunde hätte die gesamte abendländische Philosophie von Platon über Descartes, Kant, Hegel, Husserl und Heidegger immer subjektbezogen gedacht. Bei Descartes z. B. habe das Selbstbewusstsein mit dem „cogito, ergo sum“ begonnen. Kants kopernikanische Wende habe darin bestanden, dass die Erkenntnis sich nicht mehr nach dem Gegenstand, sondern dass die Gegenstände sich nach der Erkenntnis zu richten hätten, dass also das Subjekt die Objekte, also die Gegenstände, aber auch andere Personen, aus seiner Perspektive definiere. Kants kategorischer Imperativ sei

827 Arens Edmund (1996, 91-95): Die Bedeutung der Diskursethik für die Kommunikations- und Medienethik, in: Funiok Rüdiger (Hg.): Grundfragen der Kommunikationsethik.

828 Werner Micha (1994, 122): Die Unmittelbarkeit der Begegnung und die Gefahren der Dichotomie: Buber, Levinas und Jonas über Verantwortung, in: Böhler Dietrich (Hg.): Ethik für die Zukunft, Im Diskurs mit Hans Jonas. <http://micha-h-werner.de/unmittelbarkeit.pdf>

im Grunde nur ein Gedankenexperiment, bei dem der Andere in meiner Vorstellung, von mir aus gesehen, angenommen würde.⁸²⁹ Mit einem Wort, die bisherige Philosophie sei eine Lehre von der Egoologie, der Ichheit, gewesen.⁸³⁰

Martin Buber

Für Buber gibt es zwei unterschiedliche Beziehungen zum anderen: Die Ich-Du-Beziehung und die Beziehung zwischen dem Ich und dem Es. Um mit letzterer zu beginnen, die Ich-Es-Beziehung bezieht sich auf alle Beziehungen zwischen dem Subjekt und der Restwelt. Das können Dinge oder auch Menschen sein, aber eben in einer spezifischen, praktischen Relation, die zum alltagsweltlichem Tun gehört. Die Objekte sind Mittel zum Zweck, um ein Ziel oder einen Nutzen anzustreben.

Sowohl die Ich-Es-Relationen wie auch die Ich-Du-Beziehungen müssen nicht statisch sein. Eine Ich-Es-Beziehung kann sich in eine Ich-Du-Beziehung umwandeln und umgekehrt. Und eine Ich-Du Beziehung ist auch nicht immer gleich intensiv. Nähe und Distanz können sich abwechseln. Das Ich wird bei Buber nicht mehr, wie im Idealismus, vom je eigenen Selbst begriffen und definiert, sondern gründet im Zwischen, in der Beziehung zwischen dem Ich und dem Du. „Das Zwischen ist wirklicher Ort und Träger zwischenmenschlichen Geschehens.“⁸³¹

Die Ich-Du-Beziehung ist von ganz anderer Art. Sie zeigt den Menschen als relationales Wesen, das im Anderen Erfüllung und Aufgabe zugleich sieht. Die Ich-Du-Beziehung ist die eigentliche zwischenmenschliche Begegnung. Dazu Buber: „Wer Du spricht hat kein Etwas zum Gegenstand. [...] [J]edes Es grenzt an andere Es [...] Wo aber Du gesprochen wird, ist kein Etwas. Du grenzt nicht. Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts. Aber er steht in der Beziehung.“⁸³²

Die fast religiösen Formulierungen zeigen, dass eine solche Begegnung für Buber einen geradezu mystischen Kern besitzt. Sie hinterlässt Spuren, die sich dem Ich dauerhaft einbrennen. Die Begegnung Ich – Du ist aber immer auch ein Wagnis, ein Risiko. Sie ist nicht berechenbar, kann sich wandeln. Und sie stellt mir immer wieder Fragen, auf die ich reagieren muss.

Levinas: Ich und der Andere

Levinas radikalisiert im Vergleich zu Buber die Alterität des Anderen und die Beziehung zwischen dem Anderen und mir. Er ist der Meinung, dass auch Buber nicht konsequent den Horizont der Ontologie verlassen habe, sondern im Ideal der – wie er es nennt – sokratischen Philosophie⁸³³ geblieben sei, die auch der Phänomenologie Husserls noch anhafte. Husserl habe von intentionalen Erlebnissen gesprochen,

829 Werner (1994, 116 f).

830 Levinas Emmanuel (1961, 14): Totalité et infini. Essai sur l'extériorité.

831 Buber Martin (1948, 405): Das Problem des Menschen.

832 Buber Martin (1923, 7-10): Ich und Du.

833 Gemeint ist damit die Gesprächsführung von Sokrates, der mit seiner Fragetechnik, der sogenannten Mäeutik oder Hebammenkunst, wie ein Geburtshelfer die Antworten seiner Gesprächspartner ans Licht brachte.

von einem Bewusstsein, das schon immer ein Bewusstsein von etwas sei. Mit diesem Bewusstsein nehme das Ich die Welt wahr und definiere sie aus seiner Ichheit. Der Andere wird zum Alter Ego, zum Bild, das wir uns von ihm machen.⁸³⁴

Damit nehme das Subjekt immer noch die Welt ganz aus seiner Perspektive wahr, es projiziere sozusagen das Ich in die Welt hinein. Indem es aber die Welt begreife, ergreife es sie auch, unterwerfe sie sich. Indem die Restwelt dem Subjekt als Objekt gegenüberstehe, setze sie das Subjekt gemäß seinen Erkenntnisstrukturen zusammen, synthetisiere sie. Auch die anderen Menschen seien aus der Sicht des Ichs Objekte. Deswegen nennt Husserl den anderen Menschen folgerichtig das Alter Ego: Der Andere als mein zweites Ich, mein Ebenbild.⁸³⁵

Buber wie Levinas sind beide in ihrer Philosophie stark von biographischen Erlebnissen beeinflusst. Bei Buber waren es die Gräueltaten des Ersten Weltkriegs, bei Levinas der Nationalsozialismus und die Judenverfolgung, die ihn prägten. Levinas stammt aus Litauen, das bei seiner Geburt noch zum russischen Reich gehörte. Er kannte sowohl die russische Literatur sehr gut wie – als bekennender Jude – auch die Tora und den Talmud. Bis zu seinem Tod hat er sich immer wieder in Büchern, Vorträgen und Seminaren mit dem Talmud beschäftigt. Und was die russische Literatur betrifft, so hat er im Zusammenhang mit seiner Philosophie mehrfach einen Satz aus Dostojewskis Roman „Die Brüder Karamasov“ zitiert: „Jeder ist verantwortlich für alle anderen, jeder ist schuldig und ich mehr als alle anderen.“⁸³⁶

1923 wechselte Levinas nach Frankreich und studierte Philosophie in Straßburg. 1928 schrieb er sich an der Universität Freiburg ein, um Husserl zu begegnen. Es war das letzte Semester, in dem Husserl vor seiner Emeritierung noch lehrte. Ein Semester später saß Levinas dann bei dessen Nachfolger Martin Heidegger in der Vorlesung. „Ich suchte Husserl, und fand Heidegger“, so fasste er später seine Freiburger Zeit zusammen. Anschließend promovierte Levinas über Husserl, den er in der Folge auch in Frankreich bekannt machte, indem er wichtige Schriften des deutschen Philosophen ins Französische übersetzte.⁸³⁷

Während des Zweiten Weltkrieges war Levinas, der inzwischen die französische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, Soldat. Er kam in ein deutsches Kriegsgefangenenlager, überlebte den Krieg, ebenso wie seine Frau und seine Kinder. Sein Vater, seine Brüder und alle anderen Angehörigen aber wurden in Litauen erschossen. Nach 1945 schlug Levinas zunächst nicht die mögliche Universitätslaufbahn ein, sondern leitete das Institut eines jüdischen Bildungswerks, bevor er sich 1961 mit seiner Schrift „*Totalität und Unendlichkeit*“ habilitierte.⁸³⁸

834 Taureck Bernhard (1991, 44-49): Levinas zur Einführung.

835 Brachtendorf Johannes (2015): Emmanuel Levinas, 14-teilige Vorlesung, https://timms.uni-tuebingen.de/tp/UT_20150415_001_levinas_0001

836 Metzler Lexikon jüdischer Philosophen: Emmanuel Lévinas, <https://www.spektrum.de/lexikon/juedische-philosophen/emmanuel-levinas/47>

837 S. dazu hier und im Folgenden: Brachtendorf Johannes (2015): Vorlesung.

838 Meyer Thomas (2006): Die Spur des Anderen, in: Jüdische Allgemeine, <https://www.juedische-allgemeine.de/allgemein/die-spur-des-anderen/>

Bald wandte sich Levinas gegen die Erkenntnistheorie Husserls. Man erkenne und begreife Phänomene nicht einfach nur, weil man schon eine Kenntnis von ihnen in sich habe. Das wäre – so Levinas – als könne der Mensch überhaupt nichts Neues kennenlernen, als sei die Erkenntnis des Ich wie ein Gefängnis, aus dem es kein Entkommen gebe. Er nannte diesen Ansatz totalitär: Indem wir alles zu verstehen glauben, ergreifen und begreifen wir es, üben Macht über die Dinge und mehr noch über andere Menschen aus.⁸³⁹

Dagegen setzt Levinas den Begriff der Unendlichkeit. Die Unendlichkeit ist nicht begreifbar, nicht verfügbar. Sein erstes großes philosophisches Werk von 1961 heißt denn auch „Totalität und Unendlichkeit“. In Deutschland erscheint es erst 2002. Die Unendlichkeit sei kein Wissen, das wir in uns selber haben können. Deshalb berühre uns das Unendliche von außen, aus der Exteriorität. Wenn wir es innerhalb unseres intentionalen Bewusstseins verstehen wollten, dann wären wir durch unsere Erkenntnis begrenzt, die das Unendliche nicht denken könne.

Das Unendliche ist für Levinas der Andere, den wir nicht begreifen können, weil er der ist, der außerhalb unseres Seins, in der Exteriorität, lebt, und deswegen nicht zu begreifen ist. Deshalb haben wir auch keine Macht über ihn. Wir können ihn also nicht einfach automatisch in unsere Kategorien einordnen, ihm mit unserem Wissen und unserer Eigenprojektion Gewalt antun.

Der Andere ist außerhalb unserer Gewalt, weil er das Unendliche ist. Er ist unser Lehrer, unser Meister. Der Andere ist kein Gegenstand: Er schaut mich an. Er ist für mich ein Antlitz. Dieser Satz steht im Zentrum seiner Philosophie. Das Antlitz spricht mit mir und fordert mich dadurch zu einer Beziehung auf. Diese Beziehung hat kein gemeinsames Maß mit einem Vermögen, das ausgeübt wird, sei dieses Vermögen nun Genuss oder Erkenntnis.⁸⁴⁰

Levinas beschreibt in zum Teil kryptischen, zum Teil der Bibel entlehnten Formulierungen und oft auch in einer poetischen Sprache dieses Verhältnis zwischen mir und dem Anderen und verwendet dabei immer wieder die Metapher des Antlitzes. Das Antlitz, das sind die Augen, das ist der Blick, mit dem der andere mich trifft. Er bittet mich, er fordert, er nimmt mich in die Pflicht, er verfolgt mich. Ich bin verantwortlich für die Gewalt, die er mir antut, indem er mich verfolgt. Ich bin die Geisel des anderen. Im Anspruch, den der andere an mich hat, zeigt sich seine Unendlichkeit.⁸⁴¹

Man erinnere sich an das, was Goffman über das Gesicht – englisch „face“ – und seine Beziehung zum Gegenüber gesagt hatte. Bei Levinas steht in der Originalsprache nicht „la face“ (mit der Bedeutung Gesicht, Vorderseite, Physiognomie), sondern „le visage“ (Aussehen, Erscheinung, Antlitz). Während la face sich eher auf die Oberfläche, den Vordergrund bezieht, bedeutet visage mehr, was das Gesicht ausdrückt. Das Antlitz drückt etwas aus – durch seine Mimik, die Bewegung der Lippen, die

839 Brachtendorf (2015).

840 Levinas Emmanuel (4/2003, 283, 172): Totalität oder Unendlichkeit, Versuch über die Exteriorität.

841 S. Brachtendorf (2015).

Augen, die Stirn, es spricht mich an, fordert mich auf: „Die Beziehung zum Anderen stellt mich in Frage, sie leert mich von mir selbst; sie leert mich unaufhörlich, indem sie mir so unaufhörlich neue Quellen entdeckt.“⁸⁴²

Bei Levinas ist das Ich für den Anderen verantwortlich, und es kann diese Verantwortung auch nicht ablehnen. Der Andere ist meine Aufgabe. Levinas nennt diese Aufgabe Diakonie. Das Wort kommt aus dem Griechischen und bedeutet Pflichterfüllung. Der Andere fordert mich in seiner Hilflosigkeit direkt auf, für ihn die Verantwortung zu übernehmen.⁸⁴³

Ethik ohne Normen

Für Levinas ist die Ethik die erste Philosophie, nicht etwa die Ontologie. Bevor wir uns über das Sein und über das Seiende Gedanken machen, träfe uns schon der Blick des Anderen. Deshalb stehe alles Sein immer schon „vor-ursprünglich“ unter einem ethischen Anspruch⁸⁴⁴ und deshalb sei die Ethik nicht in der Ontologie begründet. „Die Moral ist nicht ein Zweig der Philosophie, sondern die erste Philosophie“, sagt Levinas an anderer Stelle.⁸⁴⁵ Diese Verantwortung für den Anderen gehe der Autonomie des Selbst voran. Der Vorrang der Metaphysik würde ansonsten den Anderen wieder dem Ich unterordnen.⁸⁴⁶

Levinas führt keine Normendiskussion. Das einzige ethische Prinzip sei die unendliche Verantwortung gegenüber dem Anderen. Die Erfahrung des Antlitzes sei unmittelbar und brauche keine Begründung. Wenn wir das Antlitz sehen, sind wir einem moralischen Anspruch ausgesetzt. So setzt der „Empfang des Anderen den Anfang des *sittlichen Bewusstseins*“.⁸⁴⁷ „Wir haben diesem Anderen gegenüber eine unendliche Verantwortung.“⁸⁴⁸

Auch Goffman hat in „Interaction Ritual“ das Aufeinandertreffen zweier Personen als Begegnung beschrieben, die über die Gesichter stattfindet. Es ist die Mimik, und es sind vor allem die Augen, in denen wir lesen, wenn wir einem anderen Menschen begegnen. Und wir wissen zugleich, dass das Gegenüber uns genauso scannt wie wir ihn, weil wir vom Gleichen sind. Bei Goffman geht es um die Gesichtswahrung als ersten Schritt einer Begegnung, die auf gegenseitigem Respekt gegründet ist. Allerdings scheint bei ihm der Begriff „face“ sehr viel stärker strategisch angelegt, während Levinas von der unendlichen Tiefe des Anderen spricht.

842 Levinas Emmanuel (4/1999, 219 f): Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie.

843 Bogaczyk Malgorzata (2007, 27 f): Spuren des Anderen. Eine philosophische Antwort auf eine politische Frage, in: Bingen Dieter (Hg.) Die Destruktion des Dialogs.

844 Buddenberg Eva (2016, 102 f): Ethik und Politik im Anschluss an Levinas – Zwischen dem einen und den vielen Anderen? In: Zeitschrift für praktische Philosophie Band 3, Heft 1.

845 Levinas (2008, 442).

846 Metzler Lexikon jüdischer Philosophen: Emmanuel Levinas, <https://www.spektrum.de/lexikon/juedische-philosophen/emmanuel-levinas/47>

847 Levinas (2008, 115).

848 Levinas (2008, 359 f).

Höle beschreibt, dass wir gar nicht anders können als die Beziehung zum anderen aufzunehmen, weil wir in unserer Selbsterfahrung und Selbstevaluation von der Perspektive der anderen abhängig sind.⁸⁴⁹ Bei Levinas ist alles Sein durch unsere Verantwortung für den Anderen bereits normativ aufgeladen. Und es ist nicht das Subjekt, dessen Perspektive die Sicht auf die Welt definiert, sondern der Andere, der ruft, der fordert.⁸⁵⁰ Dabei ist der Andere nicht nur der Meister, er ist auch zerbrechlich und hilfsbedürftig: „Diese absolute Zerbrechlichkeit des Anderen ruft nach mir und stellt meine Konstitution als Subjekt in Frage.“⁸⁵¹

Es ist diese ethische Grundsituation, die Levinas bestimmen will: der Andere ist ganz nahe und zugleich – in seiner Exteriorität – ganz fern, so nahe wie ein Mensch nur sein kann, dem gegenüber wir Verantwortung fühlen und zugleich so distanziert, weil er ein Anderer ist. Wir sind vom anderen abhängig, weil er uns in die Pflicht nimmt, aber auch, weil er auf unsere Besorgtheit reagiert.

Der Andere und die Anderen

Bleibt die Frage, ob so radikale Aussagen den Einzelnen nicht überfordern? Welche Schlüsse können wir für unser praktisches Leben aus dieser ethischen Grundsituation ziehen? Und speziell für die Interviewsituation im Fernsehen? Lassen sich die Thesen von Levinas (und auch Buber) überhaupt in die Alltagswelt übersetzen, wo doch beide Philosophen ausdrücklich davon abgesehen haben, für ihre Ethik Normen aufzustellen? Nach Heidemarie Bennent-Vahle⁸⁵² problematisiert Levinas vor allem unseren Freiheitsbegriff: Lange bevor ein Mensch Freiheitsideen entwickeln kann, lebe er in Abhängigkeit von Anderen. Er benötige Fürsorge, um überhaupt befähigt zu werden, freiheitsbewusst zu agieren. Mithin seien Zugewandtheit und Verantwortung jedem Freiheitsbezug zeitlich vorgeordnet.

Wird durch die Betonung der Zweierheit bei Levinas wie bei Buber nicht die Gesellschaft ausgeschlossen? Levinas betont immer wieder die asymmetrische Beziehung, bei der das Ich sich dem Anderen, seinem Meister, ausliefern muss. Sein Antlitz ist Bitte und Befehl, es macht mich für ihn verantwortlich. Damit ergibt sich aber nach Werner das Problem, dass es bei dieser ungleichen Beziehung keine Gerechtigkeit geben kann, wie sie Levinas auch selber fordert. Denn Gerechtigkeit erfordert einen Standpunkt interindividueller Vergleichen.⁸⁵³ Werner erklärt das damit, dass Levinas die Asymmetrie wählt, weil er vermeiden wolle, dass diese Verpflichtungen universalistisch interpretiert werden. Denn von der Universalität im Sinne der Ontologie wolle er sich ja gerade lösen, weil sie unmenschlich sei.⁸⁵⁴

849 Höle Vittorio (2006, 177): Der philosophische Dialog. Eine Poetik und Hermeneutik.

850 Buddenberg (2016, 97).

851 Metzler Lexikon jüdischer Philosophen: Emmanuel Lévinas, <https://www.spektrum.de/lexikon/juedische-philosophen/emmanuel-levinas/47>

852 Bennent-Vahle Heidemarie (2019): Ethik – Sich den Belangen des anderen öffnen, <https://ethik-heute.org/ethik-sich-den-belangen-des-anderen-oeffnen/>

853 Werner (1994, 127).

854 Werner (1994, 130).

Vielleicht lässt sich diese Aporie aber auch mit Paul Ricoeur lösen, der vorschlägt, das Verhältnis zwischen dem Ich und dem Anderen auch reziprok zu sehen. Denn ich bin für den Anderen auch ein Anderer und kann damit eine ähnliche Zuwendung erwarten wie er von mir. „Muß eine wie auch immer geartete soziale Beziehung, in der radikale Anderheit zur Geltung kommt, [...] nicht unvermeidlich in eine Form der Gegenseitigkeit wieder einscheren, wenn die Anderen einander eingedenk ihrer radikalen Anderheit begegnen?“⁸⁵⁵

Wesentlich kritischer sieht Liebsch die Möglichkeit, die Ethik von Levinas in praktische Perspektiven der politischen Philosophie zu integrieren. Er fragt sich, ob Levinas mit seinem Ansatz nicht den Anspruch so übersteigere, „daß jede noch so differenzsensible Politik ihm gegenüber nur als Versagen, aber gewiß nicht als ‚Anwendung‘ einer radikalen Ethik erscheinen kann“.⁸⁵⁶ Die Ethik von Levinas propagiere eine entsprechende ethische, moralische, juridische und politische Sensibilität dafür, als wer sich Andere verstehen, für ihre Identität und für ihr Andersein. Andersein werde generell als Wert und als Bereicherung derer hingestellt, die sich wirklich darauf einlassen. Man verlange, die Verschiedenheit nicht nur einzelner, sondern auch von Ethnien und Kulturen bewusst als solche wahrzunehmen, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aus der unterschiedslosen Differenz werde eine indifferente Beliebigkeit.⁸⁵⁷

Die Asymmetrie zwischen dem Ich und dem Anderen verliert aber ihre Eindeutigkeit wenn ein Dritter oder mehrere Andere hinzukommen: „Die Beziehung mit dem Dritten ist eine unablässige Korrektur dieser Asymmetrie der Nähe, in der das Gesicht, indem es angestarrt wird, sein Gesicht verliert. Es entsteht Abwägen, Denken, Objektivieren.“⁸⁵⁸ Mit dem Nächsten, der nun dazukommt, ändern sich die Beziehungen und die Perspektiven. Gegenüber diesem Nächsten wird dann der Andere zum Ich, dem der Nächste als Meister gegenübertritt:

„Die Beziehung zwischen dem Nächsten und dem Dritten kann mir, der ich mich annähere, nicht gleichgültig sein. Es braucht eine Gerechtigkeit unter den Unvergleichlichen. Es braucht folglich einen Vergleich zwischen den Unvergleichlichen und eine Synopse; [...] es braucht Thematisierung, Denken, Geschichte und Schrift.“⁸⁵⁹

855 Liebsch Burkhard (2005, 207 f): Die Frage nach dem Anderen zwischen Ethik und Politik der Differenz: eine vorläufige Bilanz. Kant, Ricoeur und Levinas im Horizont sozialontologischen Denkens, in: Breyer Thiemo et al. (Hg.): Phänomenologische Forschungen, <https://www-1jstor-1org-10011f5tc040f.emedia1.bsb-muenchen.de/stable/pdf/24360595.pdf?refreqid=excelsior%3A4ed1bbaf6e8a40e0e1620b07e28e5d5>

856 Liebsch (2005, 194).

857 Liebsch (2005, 195 f).

858 Levinas Emmanuel (1998, 342, 345): Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht.

859 Levinas (1998, 53).

Die klare Asymmetrie ist durch den Dritten aufgebrochen, die Anforderungen an das Ich (oder die ‚Iche‘) sind nicht mehr eindeutig. Verschiedene Ansprüche müssen berücksichtigt werden. Das erfordert Nachdenken, Abwägen. Es erfordert eine „Idee der Gerechtigkeit“.⁸⁶⁰

Die Pflicht zur absoluten Verantwortung für den Anderen kann bei mehreren Nächsten nicht mehr so einfach eingehalten werden. Es kann zu Meinungsverschiedenheiten und unterschiedlichen Interessen kommen. Die jeweiligen Absichten können sich widersprechen, sogar in Konkurrenz zueinander treten. Das Idealbild einer solchen Politik wäre für Levinas die Brüderlichkeit⁸⁶¹ oder das, was man heute Solidargemeinschaft nennt.⁸⁶²

Auch wenn Levinas mehr über die Beziehung zwischen Ich und dem Anderen nachgedacht hat als über den Dritten und weitere Nächste, habe er, so Buddenberg, die soziale Wirklichkeit nicht ausgeklammert. Schon in „Totalität und Unendlichkeit“ schreibe er, dass wir immer schon mehr als zwei und damit in einer politischen Wirklichkeit seien. Dieses Verhältnis zwischen dem Anderen und den Vielen, die in Politik und Gesellschaft zusammenkommen, wird von Levinas durchaus nicht als spannungsfrei gesehen.⁸⁶³ Wenn unterschiedliche Interessen aufeinanderstoßen, braucht es funktionierende Regeln für die Gemeinschaft, einen funktionierenden Staat.

Eine wichtige Voraussetzung für einen Dialog ist – so könnte man noch einmal mit Goffman hinzufügen –, dass beide Partner ihr Gesicht wahren können. Den Anderen ins Antlitz schauen bedeutet, sein Menschsein anzuerkennen und zu respektieren. Und die Anderen, das sind in den Medien auch die Zuschauer. Ihnen gegenüber sind die sich darstellenden Protagonisten also doppelt verpflichtet, als gegenüber des Anderen und als Beförderer des Gemeinwohls. Verpflichtung für den Zuschauer hieße z. B., ihn an einem Fernsehinterview auch dadurch teilnehmen zu lassen, dass Vorgänge transparent werden, dass der Zuschauer nicht nur sieht, sondern auch versteht. Das könnte auch heißen, Widersprüche und Gegnerschaften sichtbar zu machen. Denn der Andere (und die Anderen, die von ihm repräsentiert werden), werden erst durch ihre Differenz sichtbar und verstehbar.

Chantal Mouffe präferiert deshalb eine agonistische Demokratie, keine bloß dialogische.⁸⁶⁴ Dabei soll zwischen den verschiedenen Gruppierungen die Differenz sichtbar gemacht werden, die zur Ausbildung einer Identität gehöre. Jede Identität sei relational und jede Identität erfordere zwangsläufig die Bestätigung einer Differenz.⁸⁶⁵ Wenn die Konfiguration der Gegnerschaft fehle, hätten die Leidenschaften kein demokratisches Ventil, und die agonistische Dynamik des Pluralismus werde behindert. Die demokratische Konfrontation drohe, durch andere Formen kollekt-

860 Buddenberg (2016, 102 f).

861 Levinas (1987, 309 f, 408 f).

862 Buddenberg (2016, 104).

863 Buddenberg (2016, 102 f).

864 Mouffe (2017, 70).

865 Mouffe (2017, 23).

tiver Identitäten wie Nationalismus oder religiöser Fanatismus ersetzt zu werden.⁸⁶⁶ Dabei unterscheidet Mouffe zwischen Antagonismus und Agonismus. Während der Antagonismus eine Beziehung sei, in der sich Feinde ohne irgendeine gemeinsame Basis gegenüberstünden, sei der Agonismus dadurch gekennzeichnet, dass die Legitimität der jeweiligen Opposition anerkannt würde.⁸⁶⁷ Eine demokratische Gesellschaft brauche eine Diskussion über mögliche Alternativen und müsse politische Formen kollektiver Identifikationen mit klar unterschiedlichen demokratischen Positionen bieten. Konsens sei zweifellos notwendig, er müsse aber von Dissens begleitet werden.⁸⁶⁸

Aus all dem Gesagten ergibt sich aus der Ethik von Levinas vielleicht doch ein Katalog von Normen, mit denen wir dem Anderen gegenüberzutreten sollten. Es sind Verhaltensweisen, die Achtung und Respekt für den anderen ausdrücken: Verantwortung, Fürsorglichkeit, Hingabe, Fairness. Und sie gehören, das entspricht der Skepsis von Levinas gegen ethische Normen, nicht exklusiv einem bestimmten Bereich der Ethik, sondern allgemeinen Werten der Tugend- und Pflichtethik an. Alleiniger Maßstab und alleinige Orientierung für unsere Handlungen ist die Frage, inwiefern wir mit ihnen dem Anspruch des Anderen Rechnung tragen.⁸⁶⁹ Als Multiplikatoren und Repräsentanten in öffentlichen Diskursen haben Journalisten dabei eine besondere Verpflichtung.

866 Mouffe (2017, 43).

867 Mouffe (2017, 30).

868 Mouffe (2017, 43).

869 Buddenberg (2016, 104).

6.5 Suche nach einer universalen Ethik

Je mehr die Welt zusammenrückt, desto mehr unterschiedliche Kulturen mit verschiedenen Wertesystemen treffen aufeinander. Um hier zu einer gemeinsamen Grundlage von Werten, auf einen gemeinsamen Nenner, zu kommen, ist eine behutsame Annäherung ratsam, die zunächst nur auf ethische Prinzipien baut, die sich wirklich in andere Kulturen übertragen lassen. Für Silverstone wäre „ein kulturübergreifender moralischen Minimalismus ein mögliches Produkt gegenseitiger Anerkennung“.⁸⁷⁰

Christians versucht, eine transnationale Ethik der Medien zu entwerfen. Man wolle nicht durch professionelle Ethiken im engeren Sinne begrenzt werden, sondern eine normative Vision entdecken, oder zumindest breit fundierte Werte: „to discover a normative vision or, at least, broadly based values.“⁸⁷¹ Eine transnationale Norm müsse z. B. den westlich geprägten Dualismus der Aufklärung zwischen Selbst und Sprache, zwischen Individuum und Gesellschaft sowie die Dichotomie von Subjekt und Objekt hinter sich lassen.⁸⁷²

6.5.1 Universelle Protonormen

In einer Studie über universelle ethische Prinzipien, die in 13 Ländern auf vier Kontinenten durchgeführt worden sei, habe man als zentralen Wert dort beständig die Heiligkeit des Lebens – die Menschenrechte – genannt: „The Sacredness of life is a universal value – the fundamental starting point for an ethics of global justice.“⁸⁷³ Als westliche Philosophen, die diesen Wert in den Mittelpunkt ihres Werkes gesetzt hätten, nennt Christians Martin Buber sowie Emmanuel Levinas. Sie hätten unsere Pflichten den anderen gegenüber immer über individuelle Rechte gestellt.⁸⁷⁴ Die Heiligkeit des Lebens – so Christians – sei die Protonorm, die über allem stehe.⁸⁷⁵

Dazu gehörten in der globalen Medienethik die drei wichtigsten Tugenden des Journalismus: Gerechtigkeit, Wahrheit und Gewaltlosigkeit. Christians nennt diese universelle Theorie ontologisch. Sie sei mehr als ein System von Verhalten.⁸⁷⁶

Im Konkreten wird es naturgemäß schwieriger, ethische Probleme in eine universelle Medienethik zu integrieren. Bei einer Bereichsethik wie der Medienethik scheint es realistischer, statt eines universalen und interkulturellen Wertesystems

870 Silverstone Roger (2008, 32): Mediapolis.

871 Christians (2019, 97).

872 Christians (2019, 100).

873 Christians (2019, 96-100).

874 Christians (2019, 83).

875 Christians (2019, 100).

876 Christians (2019, 74 f).

eine Pluralität von miteinander vernetzten Teilethiken – sozusagen unter dem Dach von Christians Protonorm anzusetzen. Die Frage, inwieweit Medien wie das Fernsehen sich mehr nach nationalen oder universellen Standards richten, ist längst nicht nur eine theoretische. Denn zum einen zeigen wissenschaftliche Untersuchungen, dass es selbst in westlichen Gesellschaften große Unterschiede in den Vorstellungen darüber gibt, wie Journalisten arbeiten und z. B. interviewen sollten.⁸⁷⁷ Gleichzeitig tragen die Medien ihre ethischen Vorstellungen längst in alle Welt hinaus und konfrontieren damit andere Nationen mit ihrem Wertekanon.

6.5.2 Toleranz

Ein Beispiel für die Problematik universeller Normen ist die Auseinandersetzung um die Mohammed-Karikaturen im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Die Veröffentlichung führte zu gewalttätigen Demonstrationen in Europa und in einigen islamischen Ländern, und Jahre später, nach einer weiteren Veröffentlichung in Charlie Hebdo, zu einem Anschlag auf die französische Satirezeitschrift Charlie Hebdo mit mehreren Toten.

Dass Satire (fast) alles darf und dabei auch nicht die Religion auslassen muss, mag im Westen Standard sein. Auch die katholische Kirche und der Papst wurden in Europa oft nicht geschont. Aber inzwischen fordern wir wie selbstverständlich Toleranz nach unseren Maßstäben auch für andere Kulturkreise. Manche nennen das auch Kulturimperialismus. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Es geht hier nicht um die Frage, wie eng oder weit unser eigener Toleranzbegriff zu sein hat, sondern darum, sich klar zu werden, dass wir mit unseren Wertvorstellungen vielleicht andere Gesellschaften überfordern, die – aus welchen Gründen auch immer – andere Grenzen ziehen. Diese Grenzen könnten u. a. auch damit zu tun haben, dass andere Religionen eine andere Einstellung zu Abbildern haben als wir.

Jedenfalls müssen wir dieses Problem mitbedenken, denn „in der Welt von heute gibt es kein Draußen mehr“.⁸⁷⁸ Zumindest die elektronischen Medien publizieren nicht mehr nur für eine Region, sondern „konstituieren Weltöffentlichkeit“.⁸⁷⁹

6.5.3 Wahrheit und Objektivität

Nicht nur der Wert der Toleranz muss sozusagen für eine internationale Tauglichkeit neu vermessen werden. Wie oben schon ausführlich dargelegt wurde, gilt das in besonderer Weise auch für den Begriff der Wahrheit. Die Konsequenzen, die sich aus medienethischer Perspektive ergeben, sollen hier ausgehend von Christians noch einmal hervorgehoben werden.

877 So z. B. Thomaß Barbara (1998) und Redelfs Manfred (1996): Investigative Reporting in den USA. Strukturen eines Journalismus der Machtkontrolle.

878 Silverstone (2008, 34): Mediapolis.

879 Silverstone (2008, 51).

Der Begriff „Wahrheit“, der zusammen mit dem der „Objektivität“ auch in der Theorie und Praxis der Medien einen absoluten Vorrang genießt, hat im 20. Jahrhundert – so Christians – einen Bedeutungswandel durchgemacht, der die zunehmende Komplexität unserer Welt widerspiegelt. Die Wahrheit ist eben nicht mehr einfach nur schwarz oder weiß. Eine objektivistische Weltsicht in diesem Sinne gibt es nicht mehr. Heute gilt für viele Medienwissenschaftler wie Journalisten die Forderung, dass eine nur „elementare Sicht auf die Wahrheit als präzise Information“⁸⁸⁰ zu bezeichnen, nicht mehr als zeitgemäß und zudem als unrealistisch erscheine, um die gesellschaftliche und politische Vielschichtigkeit abzubilden. In der Kommunikationswissenschaft spricht man heute lieber von Relevanz (s. 5. 2. 2). Der Konstruktivismus hat sogar Wahrheit und Objektivität durch Viabilität ersetzt (s. 5. 3. 5).

Die traditionelle Vorstellung von Objektivität sei philosophisch nicht mehr haltbar, meint auch Christians. Deswegen bräuchten wir eine neue Definition. Er nennt als Beispiel für eine andere journalistische Herangehensweise den arabischen Nachrichtensender Al Jazeera, der mit dem Slogan „Die Wahrheit und die andere Wahrheit“ (the truth and the other truth) dafür warb, dass er versucht, die unterschiedlichsten Perspektiven und Meinungen zu Wort kommen zu lassen.⁸⁸¹ Die Wahrheit, „the truth“, wäre also nur eine Sichtweise unter mehreren, die alle zusammen diese umfassendere Art von Wahrheit oder besser, von Annäherung an die Wahrheit, ausmachen, für die Christians das griechische Wort „aletheia“, verwendet. Aletheia meint, dass es bei der Wahrheit einen „Überschuss an Bedeutung“ gibt.⁸⁸² Auch Casirsers Vorstellung, dass uns die Welt nur in Versionen⁸⁸³ gegenüberstehe, dass der Mensch diese Wirklichkeit nur mittelbar, über symbolische Formen erlebe, fügt sich in diesen relativierenden Begriff von Wahrheit.⁸⁸⁴

In Baudrillards Zeichenwelt scheinen die Bedeutungen vollkommen abhanden gekommen zu sein und es gibt folglich auch keine Wahrheit mehr als Bezugsgröße (5. 4. 3). Aber wenn man davon ausgeht, dass Zeichen prinzipiell dadurch charakterisiert seien, dass sie auf eine Bedeutung verweisen, dann ist Baudrillards These nicht haltbar. Die Erklärung ist dann eher, dass in der digitalisierten Welt eine Inflationierung der Zeichen mit einer Entwertung der Bedeutung einhergeht. Dann ist die Wahrheit nicht verschwunden. Sie hat nur an Wert, an Relevanz verloren. Die scheinbar objektive Realität verwandelt sich aus dieser Sicht dann von einem Universum zu einem „Multiversum“.⁸⁸⁵

Ein Problem bei der Diskussion über die Bedeutung des Wahrheitsbegriffs im Journalismus liegt auch darin, wie weiter oben schon dargestellt, dass immer wieder Begriffe unzulässig miteinander vermischt werden: Fakten sind etwas anderes als

880 Christians (2019, 141).

881 Christians (2019, 171).

882 Christians (2019, 179).

883 Graeser (1994, 172).

884 Graeser (1994, 172).

885 Pörksen (2015, 111).

Ereignisse. Nachrichten, Reportagen und Kommentare unterscheiden sich grundsätzlich voneinander. Und auch Wahrheit und Objektivität, Wirklichkeit, Wahrhaftigkeit und Relevanz haben unterschiedliche Bedeutungen.

6.5.4 Gerechtigkeit

Wie kann der Begriff der Gerechtigkeit universell gedeutet werden? Die Globalisierung konfrontiert Journalisten mit immer mehr Themen, die im globalen Zusammenhang gesehen werden müssen. Die Migrationswelle von 2015 hat Gerechtigkeit gegenüber Fremden zu einem großen Thema gemacht, die Medien berichteten sehr ausführlich darüber. Schicksale von Flüchtlingen wurden dargestellt und viele Interviews und Gesprächssendungen waren ebenfalls dem Thema gewidmet. Dabei wurden die Medien auch vielfach dafür kritisiert, dass sie sich des Flüchtlingsproblems in einer Art Mainstream-Meinung angenommen hätten, die am Anfang sehr positiv, im Laufe der Monate aber immer kritischer geworden sei.

Ein großes Manko in diesem Zusammenhang ist, dass es in vielen Redaktionen – in Zeitungen, Radio und Fernsehen – keine Diversität gibt, dass z. B. Journalisten mit Migrationshintergrund unterrepräsentiert sind, obwohl der Bevölkerungsanteil in Deutschland mittlerweile bei ca. 25 % liegt.⁸⁸⁶ Das bedeutet, dass wir die Realität oft nur aus unserer Sicht sehen, anstatt auch einen Blickwinkel zuzulassen, der die Gesellschaft mehr von außen betrachtet. Deshalb wurde in den letzten Jahren immer wieder mehr Vielfalt in den Medien angemahnt. Ebenso wurde gefordert, dass mehr Sendungen angeboten werden sollten, die in Deutschland lebende Nichtdeutsche oder Deutsche, die ursprünglich eine andere Muttersprache hatten, gezielt ansprechen und informieren.

Auch für Silverstone ist das Recht auf Repräsentation in den Medien zentral.⁸⁸⁷ Der Zugang und die Möglichkeit zur Mitwirkung an einem globalen System medialer Kommunikation sei ein substantielles Gut. Die Teilnahme am sozialen Leben hänge immer mehr vom Zugang und vom kompetenten Umgang mit einer Medienkultur ab. Freie Meinungsäußerung sei erst garantiert, wenn auch alle, also auch Minderheiten, über die gleichen Mittel verfügten, um sich dieses Rechts zu bedienen.⁸⁸⁸ Die Medien müssten Vermittler zwischen Mehrheiten und Minderheiten sein.⁸⁸⁹ Es gelte, die Vielfalt der kulturellen Kontexte sichtbar zu machen und in unterschiedlichen Formen des Erzählens und Darstellens auszudrücken, um die Ambivalenz von Integrität und Differenz zum Vorschein kommen zu lassen.⁸⁹⁰

886 Statistisches Bundesamt (16.5.2020): https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/_inhalt.html

887 Silverstone (2008, 211).

888 Silverstone (2008, 226).

889 Silverstone (2008, 134).

890 Silverstone (2008, 156).

Alexander Filipović hat die Bedingungen einer Chancen- und Teilhabegerechtigkeit überzeugend und umfassend dargestellt: Er nennt als Voraussetzung die funktionale Literalität, worunter er allgemeine kommunikative Teilnahmemöglichkeiten in Relation zur sich verändernden Gesellschaft versteht.⁸⁹¹ Dabei gehe es nicht nur um Kompetenzen, sondern auch um den Zugang zur Information. Gefördert werden müsse auch eine wissenschaftsgesellschaftliche Kompetenz, die kognitiv anschlussfähig ist.⁸⁹² Dadurch werde das Alltagswissen entwickelt und eine Beteiligung zum Weltverstehen aufgebaut.⁸⁹³

Ein beteiligungsgerechter Zugang zur öffentlichen Kommunikation solle die alltagspublizistische Literalität fördern. Damit ist die Fähigkeit gemeint, das in den Vermittlungsangeboten vorhandene Wissen aufzunehmen und zu sichern, um es für Problemlösungen jetzt und später abrufen zu können.⁸⁹⁴

Gerechtigkeit, so Christians, werde typischerweise als die höchste Norm der sozialen Ordnung verstanden. Die ethischen Prinzipien von Wahrheit, Menschenwürde und Gewaltlosigkeit seien die Komponenten der Gerechtigkeit und gäben ihr die konzeptuelle Identität.⁸⁹⁵ Dies führe uns dann zur Protonorm, zur sacredness of life.

6.5.5 Handeln im Interview

Vielleicht ist das Interview deswegen eine besonders attraktive, aufregende, aber auch vielschichtige Form journalistischer Arbeit, weil es nichts Interessanteres gibt, als Menschen beim Gespräch, in Interaktion zu beobachten. Im Sprechen finden wir eine Stimme und werden, wer wir sind. „Wortloses Handeln“, schreibt Hannah Arendt, „gibt es streng genommen überhaupt nicht, weil es ein Handeln ohne Handelnden wäre.“⁸⁹⁶

Als Zuschauer nehmen wir wahr, wie Menschen sich aneinander herantasten, wie sie bestrebt sind, ihr Gesicht zu wahren, und dem anderen das Gleiche zubilligen. Und wir erleben uns Zuschauer, wie wir in einem Interview, das zum Duell mutiert, plötzlich Partei ergreifen oder uns mental zurückziehen, ohne es vielleicht genau erklären zu können.

Wir erkennen uns in dem Anderen wieder. Wir spüren vielleicht den Reflex, ihn schützen zu wollen, wenn sein Antlitz schutzlos wirkt oder wir werden ungehalten, wenn wir zu beobachten glauben, – dass seine Augen, seine Gesichtsmimik zum Gesagten asynchron wirken, weil er nicht ehrlich ist. Menschen haben viele Möglichkeiten, ihr wahres Ich zu verbergen. Aber je intensiver eine Interaktion ist, desto mehr besteht die Chance, dass doch etwas durchscheint, das eigentlich verborgen

891 Filipović (2007, 17).

892 Filipović (2007, 89).

893 Filipović (2007, 124 f).

894 Filipović (2007, 280).

895 Christians (2019, 293).

896 Arendt Hanna (1958, 168): Vita activa oder Vom tätigen Leben.

werden soll. Denn alle Inszenierungskunst kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir auch immer wieder hinter diese Vorderbühne schauen können, wo uns mehr über das wahre Gesicht der Protagonisten verraten wird.

Im Fernsehen können wir uns manchmal fast intensiver auf ein Gesicht konzentrieren als im Alltag. Das Umfeld ist ausgeblendet, die Kameras zoomen groß auf die Gesichter und halten sie fest. Sie legen verräterische Zuckungen der Augen bloß oder deuten mit einem Umschnitt auf nervöse Bewegungen der Hände. Sie bringen uns in eine Nähe zu den Protagonisten, die uns manchmal fast unbehaglich oder unangemessen erscheinen mag. Auch dadurch spüren wir, wie menschliche Begegnungen sozialen Regeln unterworfen sind.

„Humans are dialogic beings“, sagt Christians. Kommunikation sei das intersubjektive Medium der menschlichen Existenz.⁸⁹⁷ Und Cassirer macht deutlich, dass Ich und Du keine fertigen Gegebenheiten sind. „Aber sobald wir nicht vom Ich und Du als zwei substantiell getrennte Wesenheiten ausgehen, sondern uns statt dessen in den Mittelpunkt jenes Wechselverkehrs versetzen, der sich zwischen ihnen in der Sprache oder in irgendeiner anderen Kulturform vollzieht, so schwindet dieser Zweifel.“⁸⁹⁸ Deshalb braucht es auch viel Kompetenz, um sie zu verstehen.

897 Christians (2019, 272 f).

898 Cassirer (2011, 54).

7 Bibliographie

Bibliographie

Des leichteren Auffindens wegen sind die Titel ausnahmslos nach Autoren geordnet. Lediglich bei Artikeln ohne Angabe des Autors wird zuerst der Verlag oder die Institution genannt.

Abels Heinz (2001): Interaktion, Identität, Präsentation, Wiesbaden.

Abels Heinz (2009, 87-110): Ethnomethodologie, in: Kneer Georg, Schroer Markus (Hg.): Handbuch Soziologische Theorien, 87-110, Wiesbaden.

Altes Testament: Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift (2016, Ex 10, 12 f).

Altmeppen Klaus-Dieter (1/2017): Gemeinwohlwarr, in: Communicatio Socialis, 81-84.

Amrein Ursula (Hg.) (2009): Das Authentische. Referenzen und Repräsentationen, Zürich.

Anders Günther (1980): Die Antiquiertheit des Menschen, Band I, München.

Annas Julia/Barnes Jonathan (1985): The Modes of Scepticism, Cambridge.

Antweiler Christoph/Schönhuth Michael (2005): Ethnologie: ein Führer zu populären Medien, Berlin.

Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung (2021): Geschichte der AGF, <https://www.agf.de/agf/geschichte>

Archiv Bürgerbewegung Leipzig: Mythos „Montagsdemonstrationen“, <https://www.archiv-buergerbewegung.de/>

ARD (29.9.2009): Interview Herbert Wehner mit Ernst Lueg, <https://www.youtube.com/watch?v=DwH1inbYWJI>

ARD Tagesschau (04.2.2020): Heuschrecken, <https://www.tagesschau.de/multimedia/sendung/ts-35497.html>

ARD-Werbung (2021): Sinus-Milieus, <https://www.ard-werbung.de/marktdaten/typologien-zielgruppen/sinus-milieus/?tab=0>

ARD-ZDF-Online-Studie: https://www.ard-zdf-onlinestudie.de/files/2020/2020-10-12_Onlinestudie2020_Publikationscharts.pdf

Arendt Hannah (1994) Essays in Understanding 1930-1954, New York.

Arens Edmund (1996, 91-95): Die Bedeutung der Diskursethik für die Kommunikations- und Medienethik, in Funiok Rüdiger (Hg.): Grundfragen der Kommunikationsethik.

Assmann Jan (2000): Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien, München.

- Atkinson J. Maxwell/ Heritage John (Hg.)(1990): Structures of social action. Studies in conversation analysis, Cambridge.
- Baudrillard Jean (1972): Requiem pour les medias, in ders.: Kool Killer oder der Aufstand der Zeichen, 83-118, Paris.
- Baudrillard Jean (1978): Die Präzession der Simulacra, in ders.: Agonie des Realen, 7-70, Berlin.
- Baudrillard Jean (1981): Simulacres et simulation, Paris.
- Baudrillard Jean (1982): Der symbolische Tausch und der Tod, München.
- Baudrillard Jean (1986): Subjekt und Objekt: Fraktal.
- Baudrillard Jean (1991): La Guerre du Golfe na pas eu Lieu. Paris.
- Baudrillard Jean (1992): Transparenz des Bösen, Berlin.
- Baudrillard Jean: (1976): L'échange symbolique et la mort, Paris.
- Baumgartner Peter/Himpfel-Gutermann (4/2008): Auf dem Weg zu einer neuen Lernkultur? Was die Schule von Web 2.0 lernen kann, in: Informatische Bildung und Computer in der Schule, Heft 152, 11-15, Berlin.
- Baumgartner Peter/Himpfel-Gutermann Klaus (2008): Generation Prosumer: https://www.researchgate.net/publication/258628392_Generation_Prosumer
- BBC-Interview von Jeremy Paxman mit Michael Howard, dem früheren Parteichef der Tories, <https://www.youtube.com/watch?v=Uwlsd8RAoqI>
- Bedorf Thomas/Röttgers, Kurt (Hg.)(2010): Das Politische und die Politik, Frankfurt am Main.
- Beek Markus (21.1.2019): Vormärz. Aus: Lexikon zu Restauration und Vormärz. Deutsche Geschichte von 1815 bis 1848, herausgegeben von Andreas C. Hofmann, <https://www.historicum.net/purl/237z4s>
- Becke-Gretemeier Anna (2020): Die Zeit der Solisten ist vorbei, in: Journalist, 55/70. Jhg., Berlin.
- Behmer Markus/Hasselbring Bettina (2006): Radiotage, Fernsehjahre. Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945, Münster.
- Benjamin Walter (2007): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt am Main.
- Bennent-Vahle Heidemarie (2019): Ethik – Sich den Belangen des anderen öffnen. <https://ethik-heute.org/ethik-sich-den-belangen-des-anderen-oeffnen/>
- Bente Gary/Fromm Bettina (1997): Affektfernsehen. Motive, Angebotsweisen und Wirkungen, Opladen.
- Bentele Günter (1993): Wie wirklich ist die Medienwirklichkeit, in: Bentele Günter/Rühl, Manfred (Hg.): Theorien öffentlicher Kommunikation, 152-174, München.
- Bentele Günter (2000, 179-180): Reallexikon der Literaturwissenschaft, Band 2, Berlin.

- Bentele Günter(2015): Rekonstruktiver Ansatz, in: Fröhlich Romy/Szyska Peter/Bentele, Günter (Hg.): Handbuch der Public Relations, 174-160, Wiesbaden.
- Bentele Günter/Brosius Hans-Bernd/Jarren Otfried (Hg.) (2003): Theorien öffentlicher Kommunikation, München.
- Benz Wolfgang (13.7.2005): Demokratisierung durch Entnazifizierung und Erziehung, Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/izpb/10067/demokratisierung-durch-entnazifizierung-und-erziehung?p=all>
- Berger Peter L./Luckmann Thomas (1972): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt am Main.
- Bergfleth Gerd (1982): Baudrillard und die Todesrevolte, in: Baudrillard, Jean: Der symbolische Tausch und der Tod, 363-430, München.
- Bergmann Jens/Pörksen Bernhard (Hg.)(2007): Medienmenschen. Wie man Wirklichkeit inszeniert, Münster.
- Bergmann Jörg R. (1980): Ethnomethodologische Konversationsanalyse, in: Schröder, Peter/Steger Hugo (Hg.): Dialogforschung, Jahrbuch 1980 des Instituts für Deutsche Sprache, 9-52, Düsseldorf.
- Bergmann Jörg R. (1988): Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 1. Hagen.
- Bergmann Jörg R. (1994, 9-12): Ethnomethodologische Konversationsanalyse, in: Fritz Gerd/Hundsnerscher Franz (Hg.): Handbuch der Dialoganalyse, 3-16, Tübingen.
- Bergmann Jörg R. (2011): Harold Garfinkel, Zeitschrift für Soziologie, Jg. 40, Heft 4, August, 227–232.
- Bergsdorf Wolfgang (3/1986): Probleme der Regierungskommunikation, in: Communications, 27-40.
- Bertels Ursula/Baumann Birgit/Dinkel Silke/Hellmann Irmgard (Hg.)(2004): Aus der Ferne in die Nähe, München, Berlin.
- Bevc Tobias (2004): Kulturgenease als Dialektik von Mythos und Vernunft. Ernst Casirer und die kritische Theorie, Bonn.
- Bielefeldt Heiner (2015): Menschenrechte in der Einwanderungsgesellschaft. Plädoyer für einen aufgeklärten Multikulturalismus. Bielefeld 2015, in <https://de.wikipedia.org/wiki/Leitkultur>
- Bild am Sonntag, (17.4.2005), zitiert nach <https://de.wikipedia.org/wiki/Heuschreckendebatte>
- Bingen Dieter/Loew Peter Oliver/Woycicki Kazimierz (Hg.)(2007): Die Destruktion des Dialogs. Zur innenpolitischen Instrumentalisierung negativer Fremdbilder und Feindbilder, Wiesbaden.
- Birkner Thomas (2011): Zensur. Aus: Lexikon zu Restauration und Vormärz. Deutsche Geschichte, herausgegeben von Andreas C. Hofmann (Hg), in: www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/8454

- Birkner Thomas (2012): Das Selbstgespräch der Zeit. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914, Köln.
- Bizeul Yves (2009): Glaube und Politik, Wiesbaden.
- Blask Falko (2013): Jean Baudrillard zur Einführung, Hamburg.
- Blöbaum Bernd (1994): Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung, Opladen.
- Blogprojekt/David (18.8.2016): Was ist eigentlich ein echter Blogger und warum gibt es von ihnen immer weniger? <https://www.blogprojekt.de/was-ist-eigentlich-ein-echter-blogger-und-warum-gibt-es-von-ihnen-immer-weniger/>
- Blogspione (27.1.2018): Wie viele Blogs gibt es im Land?, <https://blogspione.wordpress.com/2018/01/27/wie-viele-blogs-gibt-es-in-deutschland/>
- Blunck Lars (Hg.)(2010): Die fotografische Wirklichkeit. Inszenierung, Fiktion, Narration, Bielefeld.
- Böckelmann Frank (Hg.)(1989): Medienmacht und Politik. Mediatisierte Politik und politischer Wertewandel, Berlin.
- Böckenförde Ernst-Wolfgang, zitiert nach Münkler Herfried/Bluhm Harald: (2001, 58): Forschungsberichte der interdisziplinären Arbeitsgruppe Gemeinwohl und Gemeinsinn der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Gemeinwohl und Gemeinsinn. Historische Semantiken politischer Leitbegriffe.
- Bogaczyk-Vormayr Malgorzata: Spuren des Anderen. Eine philosophische Antwort auf eine politische Frage (2007) in: Bingen, Dieter/Loew Peter Oliver/Woycicki Kazimierz: Die Destruktion des Dialogs. Zur innenpolitischen Instrumentalisierung negativer Fremdbilder und Feindbilder. Wiesbaden.
- Böhler Dietrich (Hg.)(1994): Ethik für die Zukunft. Im Diskurs mit Hans Jonas, München.
- Bohlken Eike (11.7.2011): Interview in Hannoverscher Allgemeine, <http://www.haz.de/Nachrichten/Kultur/Uebersicht/Bohlken-vom-Forschungsinstitut-fuer-Philosophie-zum-Begriff-Gemeinwohl>
- Bohlken Eike(2011): Die Verantwortung der Eliten. Eine Theorie der Gemeinwohlpflichten, Frankfurt am Main.
- Bohn Ralf/Fuder Dieter (Hg.)(1994): Baudrillard. Simulation und Verführung, München.
- Bollow Jörn (2007): Hinterfragt: Das politische Fernsehinterview als dialogisches Handlungsspiel, Tübingen.
- Bolz Norbert (1991): Eine kurze Geschichte des Scheins, München.
- Bolz Norbert (4/2002): „In einer Welt der Simulation wird das Reale zur Obsession“, *Communicatio Socialis*, 439-458.
- Bommert Hanko/Kleyböcker Ralf/Voss-Frick Andrea (Hg.)(2002): TV-Interviews im Urteil der Zuschauer, Münster.

- Bosshart Louis/ Hoffmann-Riem Wolfgang (Hg.)(1995): Medienlust und Medien-
nutz. Unterhaltung als öffentliche Kommunikation. München.
- Bourdieu Pierre (1998): Über das Fernsehen, Frankfurt am Main.
- Brachtendorf Johannes (2015): Emmanuel Levinas, 14-teilige Vorlesung über Emmanuel
Levinas, Tübingen 2015, https://timms.uni-tuebingen.de/tp/UT_20150415_001_Levinas_0001
- Braun Hans-Jürg/Holzhey Helmut/Orth Ernst Wolfgang (1988): Über Ernst Cassi-
rers Philosophie der symbolischen Formen, Frankfurt am Main.
- Brecht Katharina: Die Psychologie hinter Influencer Marketing, in „Horizont“ 15. 12.
2017, <https://www.horizont.net/marketing/nachrichten/Studie-Diese-Psychologie-steckt-hinter-dem-Influencer-Marketing-163484>
- Breidenstein Georg/Hirschauer Stefan/Kalthoff Herbert/Nieswand Boris (2015):
Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung, München/Konstanz.
- Brettschneider Frank (2009, 511 f): Die „Amerikanisierung“ der Medienberichter-
stattung über Bundestagswahlen, in: Gabriel Oscar/Weßels Bernhard/Falter Jür-
gen W. (Hg.) Wahlen und Wähler, Wiesbaden.
- Breyer Thimo/Jansen Julia/Römer Inga (Hg.)(2019): Phänomenologische For-
schungen, Hamburg.
- Briggs Charles L. (1986): Learning how to ask. A sociolinguistic appraisal of the
role of the interview in social science research, Cambridge.
- Buber Martin (1923): „Ich und Du“, Gerlingen, Stuttgart.
- Buber Martin (1948): Das Problem des Menschen, Heidelberg.
- Buber Martin (1984): Das dialogische Prinzip, Heidelberg.
- Buddenberg Eva (2016, 93-124): Ethik und Politik im Anschluss an Levinas – Zwi-
schen dem einen und den vielen Anderen? In: Zeitschrift für praktische Philoso-
phie Band 3, Heft 1, Frankfurt am Main.
- Bude Heinz (31.1.2015): Pegida ist ein regionales Phänomen von Wende-Enttäuschen,
in: Deutschlandfunk Kultur, https://www.deutschlandfunkkultur.de/soziologe-heinz-bude-pegida-ist-ein-regionales-phaenomen.990.de.html?dram:article_id=310223
- Bull Peter (6/1994): On Identifying Questions, Replies, and Non-Replies in Political
Interviews, *Journal of Language and Social Psychology*, 115-131.
- Bull Peter (2009): How to Analyse Political Interviews (Techniques of political inter-
view analysis) in: Álvarez-Benito Gloria/Fernandez-Diaz Gabriele/Inigo Mora
Isabel Ma (Hg.): *Discourse and Politics*, 215-231, Newcastle-upon-Tyne.
- Bull Peter/Mayer Kate (1988): Interruptions in Political Interviews: A Study of Marga-
ret Thatcher and Neil Kinnock, *Journal of Language and Psychology*, New York.
- Bull Peter/Mayer Kate (4/1993): How not to Answer Questions in Political Inter-
views, in: *Political Psychology*, 651-666, Oxford.

- Bundeszentrale für politische Bildung (30.8.2012): Das Fernsehen in den Besatzungszonen, <http://www.bpb.de/143312/das-fernsehen-in-den-besatzungszonen>
- Bundeszentrale für politische Bildung (30.8.2012): Die gegenwärtige Zuschauerforschung durch die GfK, <https://www.bpb.de/147511/zuschauerforschung-durch-die-gfk>
- Bürgerbewegung Leipzig: <https://www.archiv-buergerbewegung.de>
- Burghart Heinz (1993): Medienknechte. Wie die Politik das Fernsehen verdarb, München.
- Büttner Urs (2011): Potentiale der symbolischen Formen. Eine interdisziplinäre Einführung in Ernst Cassirers Denken, Würzburg.
- Campbell Joseph (1999): Der Heros in tausend Gestalten, Frankfurt am Main.
- Cassirer Ernst (1923): Philosophie der symbolischen Formen I. Die Sprache, Hamburg.
- Cassirer Ernst (1925): Philosophie der symbolischen Formen II. Das mythische Denken, Hamburg.
- Cassirer Ernst (1929): Philosophie der symbolischen Formen III. Phänomenologie der Erkenntnis, Hamburg.
- Cassirer Ernst (1990): Versuch über den Menschen.
- Cassirer Ernst (1994): Der Begriff der symbolischen Form im Aufbau der Geisteswissenschaften, in: ders.: Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs, 169-200, Darmstadt.
- Cassirer Ernst (1995): Nachgelassene Manuskripte und Texte. Band 1: Zur Metaphysik der symbolischen Formen, herausgegeben von Oswald Schwemmer und John Michael Krois, Hamburg.
- Cassirer Ernst (2011): Zur Logik der Kulturwissenschaften, Hamburg.
- Cassirer Ernst (2015): Vom Mythos des Staates, Hamburg.
- Cassirer Ernst (1998): Was sich nicht sagen lässt. Das Nicht-Begriffliche in Wissenschaft, Kunst und Religion, ECW Band 13 (Hamburger Ausgabe).
- Christians Clifford (2019): Media Ethics and Global Justice in the Digital Age, Cambridge.
- Chronik der ARD (28.1.1957): Deutsches Rundfunkarchiv, <http://web.ard.de/ard-chronik/index?year=1957>
- Clayman Steven/Heritage John (2002): The News Interview. Journalists and Public Figures on the Air, Cambridge.
- Clifford Geertz (1973): The Interpretation of Cultures, New York.
- Cmejrková Svetla (2000, 107-116): Media Dialogue as a Genre of Public Oral Discourse in: Bondi Marina/Stati Sorin (Hg.): Dialogue Analysis 2000, Tübingen.
- Coreth Emerich/Schöndorf Harald (2008): Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts, Stuttgart.

- Cron Helmut (1960): 10 Jahre Deutscher Journalisten-Verband, in: Deutscher Journalistenverband (Hg.): - Sonderausgabe 1950-1960).
- Därmann Iris/Jamme, Christoph (Hg.)(2007): Kulturwissenschaften, Paderborn.
- De Angelis Gabriele (1999): Die Vernunft der Kommunikation und das Problem einer diskursiven Ethik, <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/1813/1/tesiWR.PDF>
- Debatin Bernhard (2004): Ethik des Online-Journalismus – medienethische Kriterien und Perspektiven, in: Beck Klaus/Schweiger Wolfgang/Wirth Werner: Gute Seiten, schlechte Seiten: Qualität in der computervermittelten Kommunikation, Reihe Internet Research, Band 15, München.
- Dehm Ursula (12/2005, 627-637): Das TV-Duell 2005 aus Zuschauersicht, Media-Perspektiven, https://www.ard-werbung.de/fileadmin/user_upload/media-perspektiven/pdf/2005/12-2005_Dehm.pdf
- #DeineWahl. YouTuber fragen Martin Schulz (5.9.2017), https://www.youtube.com/watch?v=Uc_qYUELww
- Delmer Sefton (1961): Die Deutschen und ich, Hamburg.
- Demmelhuber Simon(15.2.2016): Die Heldenreise. Typologie einer Erzählung, <https://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/radiowissen/deutsch-und-literatur/heldenreise-mythen-100.html>
- Der Standard (16.9.2019): Stefan Verra analysiert Sebastian Kurz auf Youtube, Österreich, <https://www.youtube.com/watch?v=NHalHSMrRyE>
- DER TAGESSPIEGEL (15.11.2000): „Deutsche Leitkultur“: Unwort des Jahres, <https://www.tagesspiegel.de/politik/deutsche-leitkultur-unwort-des-jahres/179180.html>
- Dernbach Beatrice: Das Wörterbuch zur Journalistik: Beatrice Dernbach: Nachrichtenfaktoren. Eine Einführung, in: Journalistikon. Das Wörterbuch zur Journalistik, <http://journalistikon.de/category/nachrichtenfaktoren/>
- Derrida Jacques (1974): Grammatologie, Frankfurt am Main.
- Deutscher Bundestag, Wissenschaftliche Dienste (2007, 5-8): Die Rolle der Kampa im Bundestagswahlkampf in den Jahren 1998 und 2002, <https://www.bundestag.de/blob/413376/f9f2abcd4448381490ce34c4f5d99bb2/wd-1-123-07-pdf-data.pdf>
- Deutscher Presserat (2021): Pressekodex, <https://www.presserat.de/pressekodex.html>
- Deutsches Rundfunkarchiv (2017): Chronik der ARD 28.1.1957, Frankfurt am Main, <http://web.ard.de/ard-chronik/index/2465?year=1957>
- Diller Ansgar (1996): Rundfunk im Westen von 1945 bis 1990, Media-Culture, <https://docplayer.org/48670093-Rundfunk-im-westen-von-1945-bis-1990.html>
- Doll Barbara (1979): Zur Konventionalität institutioneller Sprechhandlungen, Bonn.
- Dunlop Ian (1979): Ethnographic Film-Making in Australia, in: Australia, the first seventy years (1898-1968), Aboriginal History Vol. 3, 111-119, zitiert nach: <http://press-files.anu.edu.au/downloads/press/p71041/pdf/sources041.pdf>

- Eagleton Terry (2000): *Ideologie. Eine Einführung*.
- Eberle Thomas Samuel: *Ethnomethodologische Konversationsanalyse* in: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*, https://www.alexandria.unisg.ch/21120/1/Eberle_Thomas_1996_Ethnomethodologische_Konversationsanalyse.pdf, 1997, 245-280, Berlin, Heidelberg.
- Ecker Hans-Peter/Landwehr Jürgen/Settekorn Wolfgang/Walther Jürgen (1977): *Textform Interview. Darstellung und Analyse eines Kommunikationsmodells*, Düsseldorf.
- Eckert Gerhard (1961): *Die Kunst des Fernsehens. Gespräche live oder aufgezeichnet*, in: Keller Harald (2009, 94): *Die Geschichte der Talkshow in Deutschland*, Frankfurt am Main.
- Engelbrecht Beate/Krüger Manfred (2003): *Auf der Suche nach der idealen Form. Interviews in fremden Kulturen*, in: Wossidlo Joachim / Roters Ulrich (Hg.): *Interview und Film. Volkskundliche und ethnologische Ansätze zu Methodik und Analyse*, München, 69-96, Berlin.
- Erler Michael (2019): *Platon und seine Rhetorik*, in: Erler Michael/Tornau Christian (Hg.): *Handbuch Antike Rhetorik*.
- Erler Michael/Tornau Christian (Hg.)(2019): *Handbuch Antike Rhetorik*, 315-338, Berlin.
- Ermer Marc (1996): *Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft*, Göttingen, <http://wwwuser.gwdg.de/~mermer/puk/konstr.htm>
- Esser Frank (1998): *Die Kräfte hinter den Schlagzeilen. Englischer und deutscher Journalismus im Vergleich*, München.
- Ethnologen und Journalisten (11.2.2009): *Ungleiche Geschwister? Protokoll der Veranstaltung in Bonn*, <https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2016/08/ProtokollBonn.pdf>
- Facijs Gernot (10.6.2005): *Kein Grund zum Feiern*, in „Die Welt“, <https://www.welt.de/print-welt/article675440/Kein-Grund-zum-Feiern.html>
- Fichtel Kathrin (10/2012): *Das journalistische Interview*, in: *Fachjournalist*, 16-22, Berlin, https://www.fachjournalist.de/PDF-Dateien/2012/05/FJ_5_2002-Journalistisches-Interview-1_Interviewarten-und-Befragungsmethoden.pdf.
- Filipović Alexander: *Gemeinwohl als medienethischer Begriff*, *Communicatio Socialis*, 1/2017, 9-19.
- Filipović Alexander (2016): *Angewandte Ethik*, in: Heesen Jessica (Hg.): *Handbuch Medien- und Informationsethik*, 41-51, Stuttgart.
- Filipović Alexander (2007): *Öffentliche Kommunikation in der Wissensgesellschaft*, Bielefeld.
- Fischer-Lichte Erika (1983): *Semiotik des Theaters. Eine Einführung*, Tübingen.
- Fischer-Lichte Erika (Hg.)(2007): *Inszenierung von Authentizität*, Tübingen.

- Flick Uwe (2006): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Reinbek.
- Flinspach Mischa (22.10.2019): *Motion Graphics – Grafikanimationen, die garantiert Aufsehen erregen*, <https://blog.mynd.com/de/motion-graphics>
- Fortune Anne E./Reid William James/Miller Robert L. (2013): *Qualitative research in social work*, New York.
- Frankfurter Rundschau (13.7.2009): *Der Zuspitzer*, <https://www.fr.de/panorama/zuspitzer-11524005.html>
- Frede Dorothea/Schmücker Reinold (1997): *Ernst Cassirers Werk und Wirkung. Kultur und Philosophie*, Darmstadt.
- Freitag Jan: *Nicht schlecht, Alter*, Interview mit Georg Stefan Troller, in: *Deutscher Journalistenverband (Hg.): Journalist*, 10/2017, 43-47.
- Freitag Jahn (17.12.2016): *Die Rückkehr des TV-Tribunals*, in: *Neue Presse*, <http://www.neuepresse.de/Nachrichten/Medien/Die-Rueckkehr-des-TV-Tribunals>
- Friedrichs Jürgen/Schinges Ulrich (1999): *Das journalistische Interview*, Opladen, Wiesbaden.
- Fritz Gerd/Hundsnurscher Franz (Hg.)(1994): *Handbuch der Dialoganalyse*, Tübingen.
- Fröhlich Romy (1994): *Rundfunk-PR im Kontext. Historische und organisations-technische Bedingungen am Beispiel ARD*, Opladen.
- Fröhlich Romy/Szyska Peter/Bentele Günter (Hg.)(2015): *Handbuch der Public Relations*, Wiesbaden.
- Früchtl Josef/Zimmermann Jörg (Hg.)(2001): *Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines künstlerischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomens*, Frankfurt am Main.
- Fuder Dieter (Hg.)(1994): *Baudrillard – Simulation und Verführung*, München.
- Führer Karl Christian (2008): *Politische Kultur und Journalismus. Tageszeitungen als politische Akteure in der Krise der Weimarer Republik 1929-1933*, in: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, Band 10, 26-51, Stuttgart.
- Funiok Rüdiger (2007): *Medienethik. Verantwortung in der Mediengesellschaft*, Stuttgart.
- Funiok Rüdiger (26.5.2002): *Medienethik*, Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/apuz/25396/medienethik?p=all>
- Funiok Rüdiger (Hg.)(1996): *Grundfragen der Kommunikationsethik*, Konstanz.
- Gabriel Markus (23.4.2013): *Wissen und Erkenntnis*, Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/apuz/158651/wissen-und-erkenntnis?p=all>
- Galinski Agathe (2004): *Zweierlei Perspektiven auf Gespräche: Ethnomethodologische Konversationsanalyse und Diskursanalyse im kontrastiven Vergleich*, Universität Duisburg-Essen, https://docplayer.org/42002529-Linguistik-server-essen.htmlfile:///C:/Users/Internet/AppData/Local/Temp/konversation_diskurs.pdf

- Gardner Rod/Fitzgerald Richard/Mushin Ilana (2009): The underlying orderliness of turn-taking: Examples from Australian talk, *Australian Journal of Communication* Vol 36 (3) https://www.researchgate.net/publication/43518604_The_underlying_orderliness_of_turn-taking_Examples_from_Australian_talk
- Garfinkel Harold (1952): *The perception of the other. A study in social order.* Harvard.
- Garfinkel Harold (1967): *Studies in Ethnomethodologie*, New Jersey, https://monoskop.org/images/0/0c/Garfinkel_Harold_Studies_in_Ethnomethodology.pdf
- Gaus Günter (23/2004): Interview mit Roger Williams in: *Medienkorrespondenz*, <https://www.medienkorrespondenz.de/leitartikel/artikel/mit-einer-frage-auf-nbspdenbspplippen.html>
- Geertz Clifford (1973): *The Interpretation of Cultures*, New York.
- Geertz Clifford (1983): *Dichte Beschreibung*, Frankfurt.
- Gehlen Arnold (1940): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Berlin.
- Genosko Gary (1999): *MacLuhan and Baudrillard. The masters of implosion*, London.
- Gerhards Jürgen (1995): Welchen Einfluss haben die Massenmedien auf die Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Göhler, Gerhard (Hr.): *Macht der Öffentlichkeit – Öffentlichkeit der Macht*, 149-180, Baden-Baden.
- Gipper Helmut (1972): *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? – Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*, Frankfurt am Main.
- Goffman Erving (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt am Main.
- Goffman Erving (2005/1967): *Interaction Ritual. Essays in Face-to-Face-Behavior*, New Brunswick, London.
- Goffman Erving (1969): *Wir spielen alle Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München.
- Göhler Gerhard (Hg.)(1995): *Macht der Öffentlichkeit – Öffentlichkeit der Macht*, Baden-Baden.
- Göttlich Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hg.)(1998): *Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien*, Köln.
- Gottowik Volker (2007): *Zwischen dichter und dünner Beschreibung: Clifford Geertz*.
- Graeser Andreas (1994): *Ernst Cassirer*, München.
- Grammatikopulu Despina(2021): *Cinéma Vérité*, <https://www.movie-college.de/filmschule/dokumentarfilm/cinema-verite>
- Grau Alexander (2.5.2016): *Warum alle Religionen Ideologien sind*, in *Cicero*, <https://www.cicero.de/kultur/glaube-vs-politik-warum-alle-religionen-ideologien-sind>
- Green Malcom (1993, 101): *The Dada Almanac*, London.
- Grein Marion (2007): *Kommunikative Grammatik im Sprachvergleich: Beiträge zur Dialogforschung*, Tübingen.

- Gretemeier Anna-Beeke (2020): Die Zeit der Solisten ist vorbei, in: Journalist.
- Grice Herbert Paul (1967): Studies in the Way of Words. Harvard.
- Gunkel Katja (2018): Instagram. Wie ikonische Kommunikation in den Social Media unsere visuelle Kultur prägt, Bielefeld, zitiert nach tz-München (19.3.2020): Alles, was man über die Bilder-Plattform wissen sollte. <https://www.tz.de/welt/instagram-ins-ta-filter-storlys-follower-likes-influencer-facebook-bilder-13553588.html>
- Gyburg Uhlmann (2019) : Rhetorik und Wahrheit. Ein prekäres Verhältnis von Sokrates bis Trump, Berlin.
- Haas Hannes (1999): Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit, Wien.
- Habermas Jürgen (1971): Einleitung Neuausgabe „Theorie und Praxis“ Sozialphilosophische Studien, Frankfurt am Main.
- Habermas Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. I, Handlungs-rationalität und gesellschaftliche Rationalisierung, Frankfurt am Main.
- Habermas Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit, Frankfurt am Main.
- Habermas Jürgen (1995): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt am Main.
- Habermas Jürgen (1996): Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt am Main.
- Habermas Jürgen (1997): Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck. Philosophische Essays. Frankfurt am Main.
- Hagengut Christina (2004): Modell und Wirklichkeit – 50 Jahre Rundfunkgeschichte in Nordrhein-Westfalen, Diss. Bielefeld, <https://d-nb.info/973950153/34>
- Hagengut Christina (2004): Modell und Wirklichkeit – 50 Jahre Rundfunkgeschichte in Nordrhein-Westfalen – Der verfassungsrechtliche Rahmen und die Organisation des nordrhein-westfälischen Rundfunks von 1945-1994, Bielefeld.
- Hahn Hans Peter (2013): Ethnologie. Eine Einführung, Berlin.
- Hall Edward T. (1966): The hidden Dimension, New York.
- Haller Michael (1991): Das Interview. Ein Handbuch für Journalisten, München.
- Hankinson R.J. (1995): The Sceptics, London.
- Hannoverscher Allgemeine (11.7.2011): Bohlken vom Forschungsinstitut für Philosophie zum Begriff „Gemeinwohl“, <http://www.haz.de/Nachrichten/Kultur/Uebersicht/Bohlken-vom-Forschungsinstitut-fuer-Philosophie-zum-Begriff-Gemeinwohl>
- Hartmann Volker (2000): Medienphilosophie, Wien.
- Hartz IV Regelsatz (9.3.2021), <https://www.hartziv.org/regelbedarf.html>
- Haus der Pressefreiheit e.V.: Zur Geschichte der Pressefreiheit, <https://www.hausderpressefreiheit.de/Home/Presse--und-Meinungsfreiheit/Zur-Geschichte-der-Pressefreiheit.html>

- Heesen Jessica (Hg.)(2016): Handbuch Medien- und Informationsethik, Stuttgart.
- Heimbach-Steins (Hg.)(2004): Christliche Sozialethik. Ein Lehrbuch, Regensburg.
- Hellmann Kai-Uwe (2015) Die Konsumgesellschaft von Jean Baudrillard, TU Berlin
https://www.researchgate.net/publication/312777959_Die_Konsumgesellschaft_von_Jean_Baudrillard
- Heritage, John (2008): Garfinkel and ethnomethodology, Cambridge.
- Hetzl Andreas/Posselt Gerald (Hg.)(2017): Handbuch Rhetorik und Philosophie, Berlin.
- Hibst Peter (1991): Utilitas publica, gemeiner Nutz, Gemeinwohl. Untersuchungen zur Idee eines politischen Leitbegriffes von der Antike bis zum späten Mittelalter, Frankfurt am Main, New York.
- Hickethier Knut (1998): Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart.
- Hippler Florian (2009). Politische Kommunikation am Wahlabend: die „Bonner/Berliner Runden“ (CAP Working-Paper), München, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-358498>
- Hirschauer Stefan/Amann, Klaus (Hg.)(1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main.
- Hoffman Rolf-Rüdiger (1982): Politische Fernsehinterviews. Eine empirische Analyse sprachlichen Handelns, Tübingen.
- Hoffmann Jochen (2003): Inszenierung und Interpenetration. Das Zusammenspiel von Eliten aus Politik und Journalismus, Wiesbaden.
- Hoffmann Olaf (5/2018): Deutsche Blogger. Die unterschätzten Journalisten, in: Journalist, Zeitschrift des Deutschen Journalistenverbandes, 58-61.
- Höfgen Stefan: Simulationstheorie und Film. Ein Versuch, die Theorien Jean Baudrillards für die Filmwissenschaft fruchtbar zu machen. <http://www.simulationsraum.de/bibliografie/essays/simulationstheorie-und-film/>
- Holderegger Adrian (Hg.)(1999): Kommunikations- und Medienethik. Interdisziplinäre Perspektiven, Freiburg, Schweiz.
- Holly Werner (1989): Redeshow – Fernsehdiskussionen in der Diskussion, Tübingen.
- Holly Werner (1994): Confrontation. Politik als Schaukampf im Fernsehen, in: Bosshart Louis/ Hoffmann-Riem Wolfgang (Hg.): Medienlust und Mediennutz. Unterhaltung als öffentliche Kommunikation, 422-434, München.
- Holstein James A./Gubrium, Jaber F. (1995): The active interview, Thousand Oaks.
- Hombach Bodo(1991): Semantik und Politik, in: Liedtke Frank/Wengeler Martin/Böke Karin (Hg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, 34-43, Opladen.
- Honneth Axel (2011): Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit, Berlin.

- Hoppe Susanne (2009): Praktischer Journalismus.
- Höfle Vittorio (2006): Der philosophische Dialog. Eine Poetik und Hermeneutik, München.
- Huber Joachim (21.10.2015): Bekommen die Sprecherinnen und Sprecher der „Tagesschau“ Beine?, in: Tagesspiegel, <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/rakers-und-hofer-tanzen-can-can-bekommen-die-sprecherinnen-und-sprecher-der-tagesschau-beine/12481826.html>
- Huber Joachim (23.10.2015): Zuschauer werden die Beine des Sprechers sehen, in Tagesspiegel, <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/veraenderungen-bei-der-tagesschau-zuschauer-werden-die-beine-des-sprechers-sehen/12490152.html>
- Hume David (1981): Dialoge über natürliche Religion, Stuttgart.
- Hurwitz Harold (1972): Die Stunde Null der deutschen Presse. Die amerikanische Pressepolitik in Deutschland 1945-1949, Köln, zitiert nach Esser (1998): Die Kräfte hinter den Schlagzeilen.
- Iser Wolfgang (1991): Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven einer literarischen Anthropologie, Frankfurt am Main.
- Jarren Otfried (1996): Medien und politischer Prozeß. Politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel, Opladen.
- Kaesler Dirk (Hg.) (2005): Aktuelle Theorien der Soziologie, Von Shmuel Eisenstadt bis zur Postmoderne, München.
- Kahnemann Daniel (2012): Schnelles Denken, langsames Denken, München.
- Kamps Klaus (2007): Politisches Kommunikationsmanagement. Grundlagen und Professionalisierung moderner Politikvermittlung, Wiesbaden.
- Kant Immanuel (1977): Kritik der reinen Vernunft, Vorrede zur zweiten Auflage. Werke in zwölf Bänden. Band 3, 20-42, Frankfurt am Main.
- Kant Immanuel (1995, 998): Kritik der reinen Vernunft, B75, A48.
- Karmasin Matthias (2005): Journalismus: Beruf ohne Moral? Von der Berufung zur Profession, Wien.
- Karrner Brigitte (2019): Bevor das erste Wort gesprochen ist, Wien.
- Keller Harald (2009): Die Geschichte der Talkshow in Deutschland, Frankfurt am Main.
- Kellner Douglas (1989): Reflections on Modernity and Postmodernity in McLuhan and Baudrillard, <https://pages.gseis.ucla.edu/faculty/kellner/essays/modernity-baudrillardmcluhan.pdf>
- Keppeler Angela (10.3.2012): Es gibt im Fernsehen keine unverstellte Realität. Interview in: Badische Zeitung, <http://www.badische-zeitung.de/computer-medien-1/es-gibt-im-fernsehen-keine-unverstellte-realitaet--56753342.html>

- Keppler Angela (1994): Wirklicher als die Wirklichkeit? Das neue Realitätsprinzip der Fernsehunterhaltung, Frankfurt am Main.
- Keppler Angela (2006): Mediale Gegenwart – Eine Theorie des Fernsehens am Beispiel der Darstellung von Gewalt, Frankfurt am Main.
- Kern Isabelle (2015): Personalität, Moralität und die Frage nach dem guten Leben, Berlin.
- Keupp Heiner (2010): Vom Ringen um Identität in der spätmodernen Gesellschaft, Lindau, <https://www.lptw.de/archiv/vortrag/2010/keupp-vom-ringen-um-identitaet-in-der-spaetmodernen-gesellschaft-lindauer-psychotherapiewochen2010.pdf>
- Keupp Heiner: Patchworkidentität – riskante Chancen bei prekären Ressourcen, http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf
- Klages Ludwig (1981): Der Geist als Widersacher der Seele, Bonn.
- Klein Josef (1991): Kann man „Begriffe besetzen“? Zur linguistischen Differenzierung einer plakativen politischen Metapher, in: Liedtke Frank/Wengeler Martin/Böke Karin (Hg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, 44-69, Opladen.
- Kneer Georg (2005): Jean Baudrillard, in: Kaesler Dirk (Hg.): Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne, 147-167, München.
- Kohler Georg (2009): Über den vieldeutigen Ausdruck „Authentizität“ in Amrein Ursula (Hg.): Das Authentische, Zürich.
- Kopperschmidt Josef (1996): Politische Rhetorik oder rhetorische Politik, in: Plett Heinrich (Hg.): Die Aktualität der Rhetorik, 21-35, München.
- Korte Karl-Rudolf (2.6.2017): Massenmedien und Wahlkampf, Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/politik/wahlen/wahlen-in-deutschland/249652/massenmedien-und-wahlkampf>
- Korte Karl-Rudolf (2013): Wahlen in Deutschland, Zeitbilder. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Korte Karl-Rudolf / Hirsch, Gerhard (Hg.)(2000): Darstellungspolitik oder Entscheidungspolitik. Über den Wandel von Politikstilen in westlichen Demokratien, München.
- Koszyk Kurt (1988, 69): Die deutsche Presse 1945-1949, zitiert nach Wagner, Hans (Hg.): Idee und Wirklichkeit des Journalismus.
- Kotanko Christoph (10.5.2019): Was ihre Körpersprache über Politiker verrät, Oberösterreichische Nachrichten, <https://www.nachrichten.at/meinung/kolumnen/kotanko/was-ihre-koerpersprache-ueber-politiker-verraet;art109300,3127880>
- Kraemer Klaus (1994): Schwerelosigkeit der Zeichen, in: Bohn/Fuder (Hg.): Baudrillard. Simulation und Verführung, 47-70, München.
- Kreklin Innokentij (1/2014): Über „Das postmoderne Wissen“ von Lyotard, in: KulturPoetik, 125-134, https://www.jstor.org/stable/24369750?read-now=1&seq=1#page_scan_tab_contents

- Krisenexperimente: <https://www.wikiwand.com/de/Krisenexperiment>
- Kugler Christine/Kurt Ronald (2007): Inszenierungsformen von Glaubwürdigkeit im Medium Fernsehen, in: Fischer-Lichte: Inszenierung von Authentizität, 149-162, Tübingen.
- Kurt Ronald (1998): Der Kampf um Inszenierungsdominanz, in: Willems, Herbert: Inszenierungsgesellschaft, Opladen.
- La Roche Walther (1975): Einführung in den praktischen Journalismus, München.
- Lagaay, Alice (2004): Medientheorien. Eine philosophische Einführung, Frankfurt am Main.
- Langer Susanne: (1965): Philosophie auf neuem Wege, Frankfurt.
- Lanier Jaron (2018): Zehn Gründe, warum du deine Social Media Accounts sofort löschen musst, Hamburg.
- Lauerbach Gerda, (2001). Implicit Communication in Political interviews, in: Weigand, Edda/ Dascal Marcelo: Negotiation and Power in Dialogic Interaction, 197-214, Amsterdam.
- Leeten Lars (2017): Rhetorik und Ethik, in: Hetzel Andreas/ Posselt Gerald (Hg.) (2017): Handbuch Rhetorik und Philosophie, 585-616, Berlin/Boston.
- LeFloid (15.6.2018): Das Interview mit Angela Merkel, <https://www.youtube.com/watch?v=5OemiOryt3c>
- Leonhardt Jürgen (2019): Transformationen antiker Rhetorik vom Barock bis zur Moderne, in: Erler Michael/ Tornau Christian (Hg.): Handbuch Antike Rhetorik, 761-792, Berlin.
- Levinas Emmanuel (1965): Totalité et Infini: essai sur l'extériorité, Den Haag.
- Levinas Emmanuel (1998): Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht, Freiburg im Breisgau, München.
- Levinas Emmanuel (1999): Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie. Freiburg im Breisgau, München.
- Levinas Emmanuel (1983): Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie, Freiburg im Breisgau.
- Levinas Emmanuel (1995): Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen, München.
- Levinas Emmanuel (2003): Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität, Freiburg im Breisgau/München.
- Lexikon der Filmbegriffe (10.12.2012): Morphing, <http://filmlexikon.uni-kiel.de/index.php?action=lexikon&tag=det&id=1770>
- Licht Christoph (2004): Das Künstlerinterview. Analyse eines Kunstprodukts, Bern.

- Liebsch Burkhard (2005): Die Frage nach dem Anderen zwischen Ethik und Politik der Differenz: eine vorläufige Bilanz. Kant, Ricœur und Levinas im Horizont sozialontologischen Denkens, in: Breyer Thiemo et. al. (Hg.): Phänomenologische Forschungen, 193-219, Hamburg.
- Liedtke Frank/ Wengeler Martin/Böke Karin (Hg.)(1991): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, Opladen.
- Lippmann Walter (1922): The public opinion, Harcourt, USA, deutsch: Die öffentliche Meinung, 1964, München.
- Löbl Emil (2017): Kultur und Presse, Baden-Baden.
- Lomas Charles W. (3/1961): The Rhetoric of Demagoguery, in: Western Speech, zitiert nach Gyburg Uhlmann (2019): Rhetorik und Wahrheit. Ein prekäres Verhältnis von Sokrates bis Trump, 160-168, Berlin.
- Loosen Wibke (2019): Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung, in: Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/gesellschaft/medien-und-sport/deutsche-fernsehgeschichte-in-ost-und-west/245873/zuschauerforschung>
- Loretan Matthias (1999): Ethik des Öffentlichen. Grundrisse eine Medienethik als Theorie kommunikativen Handelns, in: Holderegger, Adrian (Hg.): Kommunikations- und Medienethik. Interdisziplinäre Perspektiven. 153-183, Freiburg im Üechtland, Freiburg im Breisgau.
- Luhmann Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main.
- Luhmann Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien, Opladen.
- Lyotard Jean-Francois (1994): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien.
- MacIntyre Alasdair (1995): Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart. Frankfurt am Main.
- Mahlke Alexander (2005): Gestaltungsrahmen für das Gegendarstellungsrecht am Beispiel des Internet, Rostock.
- Maier Jürgen (22.9.2017): Standpunkt: Gegen eine Wahlpflicht, <https://www.bpb.de/dialog/podcast-zur-bundestagswahl/256461/standpunkt-gegen-eine-wahlpflicht>
- Marchart Oliver (2010): Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben. Berlin.
- Marcinkowski F./ Greger V./Hüning W. (2001): Stabilität und Wandel der Semantik des Politischen, in: Marcinkowski Frank (Hg.): Die Politik der Massenmedien, 12-114, Köln.
- Marcinkowski Frank (1996): Politikvermittlung im Fernsehen, in Jarren, Otfried: Medien und politischer Prozess, Opladen.
- Mayer-Schönberger/Cukier Kenneth (2013): Big Data, London.
- Mayntz Renate (1995): Der Ansatz des akteurzentrierten Institutionalismus, Frankfurt am Main.

- Mayntz Renate/Scharpf, Fritz W. (Hg.)(1995): Gesellschaftliche Selbstregelung und politische Steuerung, Köln.
- McLuhan Marshal (1964): Understanding Media. The Extension of Man, Cambridge.
- McLuhan Marshall (1968): Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters, Düsseldorf/Wien.
- MDR (11.3.2021): Die AfD und die Tradition der Bürgerrechtsbewegung in der DDR, <https://www.mdr.de/zeitreise/afd-pegida-ddr-buergerrechtsbewegung100.html>
- MediaAnalyzer: Welche Partei hat den besten Slogan? in: <https://www.mediaanalyzer.com/studien/welche-partei-hat-den-besten-slogan/>
- Mehrabian Albert (1971): Silent Messages, Belmont/Kalifornien.
- Meier Klaus/Reimer Julius (2/2011): Transparenz im Journalismus. Instrumente, Konfliktpotentiale, Wirkung, in: Publizistik, Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung, 133-155, https://www.researchgate.net/publication/226713998_Transparenz_im_Journalismus_Instrumente_Konfliktpotentiale_Wirkung
- Meng Richard (2003): Das Verhältnis von Politikern und Journalisten, in: Sarcinelli, Ulrich/Tenscher Jens (Hg.): Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Beiträge zu Theorie und Praxis moderner Politikvermittlung, 169-181, Baden-Baden.
- Mergel Thomas (2006): Politischer Journalismus und Politik in der Bundesrepublik, in: Zimmermann, Clemens (Hg.): Politischer Journalismus. Öffentlichkeiten und Medien im 19. und 20. Jahrhundert, 193-212, Ostfildern.
- Merrin William (2003): Did You Ever Eat Tasty Wheat?: Baudrillard and The Matrix, Swansea, UK, <https://www.nottingham.ac.uk/scope/documents/2003/may-2003/merrin.pdf>
- Merrin William (2005): Baudrillard and the Media: A Critical Introduction, Cambridge.
- Metzler Lexikon jüdischer Philosophen: Emmanuel Lévinas, <https://www.spektrum.de/lexikon/juedische-philosophen/emmanuel-levinas/47>
- Meyer Thomas (1992): Die Inszenierung des Politischen. Essay-Montage, Frankfurt am Main.
- Meyer Thomas (1992): Die Inszenierung des Scheins. Voraussetzungen und Folgen symbolischer Politik, Frankfurt am Main.
- Meyer Thomas (2006): Die Spur des Anderen, in: Jüdische Allgemeine, <https://www.juedische-allgemeine.de/allgemein/die-spur-des-anderen/>
- Meyer Thomas/Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (2000): Die Inszenierung des Politischen. Zur Theatralität von Mediendiskursen, Wiesbaden.
- Meyer Thomas/Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (2007): Die Inszenierung des politischen Welt-Bildes, in: Fischer-Lichte Erika (Hg.): Inszenierung von Authentizität, 183-208, Tübingen.

- Meyrowitz Joshua (1990): Überall und nirgends dabei, Weinheim.
- Miller Jody/Glassner, Barry (2004): The Inside and the Outside. Finding Realities in Interviews, in: Silverman, David: Qualitative research: theory, method and practice, London.
- Mishler Elliot George (1993): Research interviewing. Context and narrative, Cambridge, Massachussets, London.
- Mouffe Chantal (2017): Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion, Frankfurt am Main.
- Moulin Léo (1975): Les Socialisations – Société – Etat – Parti. Gembloux, zitiert nach Bizeul (2009).
- Müller-Funk, Wolfgang (2008): Die Kultur und ihre Narrative, Wien.
- Münch Richard (1995): Dynamik der Kommunikationsgesellschaft, Frankfurt am Main.
- Münkel Daniela (2004): Als deutscher Kennedy zum Sieg? Willy Brandt, die USA und die Medien, in: Zeithistorische Forschungen, 172-194, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/2-2004/id=4612>,
- Münkler Herfried (2001): Die Theatralisierung der Politik in: Früchtl, Josef/Zimmermann Jörg (Hg.): Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines künstlerischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomens, Frankfurt am Main.
- Münkler Herfried, Fischer Karsten (2015): Gemeinwohl und Gemeinsinn. Rhetoriken und Perspektiven sozial-moralischer Orientierung, 144-163, Berlin.
- Münkler Herfried/Bluhm Harald (2001): Gemeinwohl und Gemeinsinn. Historische Semantiken politischer Leitbegriffe, Berlin.
- Münkler Herfried/Bluhm Harald (Hg.)(2001): Gemeinwohl und Gemeinsinn, Forschungsberichte der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Gemeinwohl und Gemeinsinn“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Historische Semantiken politischer Leitbegriffe.
- Netzer Hans Joachim (1/1970): Thesen über das Interview, in: Publizistik, 31-37, Wiesbaden.
- Neuberger Christoph (1996): Journalismus als Problembearbeitung, Konstanz.
- Neue Ruhrzeitung (5.3.2013): ARD schickt Anne Will ins TV-Duell von Merkel und Steinbrück. <https://www.nrz.de/kultur/fernsehen/ard-schickt-anne-will-ins-tv-duell-von-merkel-und-steinbrueck-id7687501.html>
- Nilsson Nils Gunnar (1971): The Origin of the Interview.
- Noelle-Neumann Elisabeth (1980): Die Schweigespirale, München.
- Oberreuther Heinrich (27/1987): Wirklichkeitskonstruktion und Wertwandel, in: Aus Politik und Zeitgeschichte.

- Oesterreich Peter L. (2017): Rhetorik und Philosophie bei Kant, im Deutschen Idealismus und in der Romantik, in: Andreas Hetzel/ Gerald Posselt (Hg.): Handbuch Rhetorik und Philosophie, Band 9, 169-188, Berlin/Boston.
- Ontrup Rüdiger (1998): Macht des Theatralischen und die Theatralität der Macht, in: Göttlich Udo/Nieland Jörg-Uwe/Schatz Heribert (Hg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien, 20-35, Köln.
- Ostertag Michael (1991): Zum Wirkungspotential nichtsprachlicher Äußerungen in politischen Sendungen. Der Einfluss offensiver und defensiver Verhaltensstrategien auf das Erscheinungsbild von Politikern und Journalisten in Fernsehinterviews, Mainz.
- Paetzold Heinrich (1/1983): Mythos als symbolische Form. Zu Ernst Cassirers philosophischer Deutung des Mythos, in: Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie, 224-243.
- Paetzold Heinz (1993): Ernst Cassirer zur Einführung, Hamburg.
- Paetzold Heinz (1994): Die Realität der symbolischen Formen. Die Kulturphilosophie Ernst Cassirers im Kontext, Darmstadt.
- Paganini Claudia (2018): Entwurf einer rekonstruktiven Medienethik. Analyse und Auswertung internationaler und nationaler Selbstverpflichtungskodizes. München, Eichstätt.
- Paxman Jeremy: BBC-Interview mit Michael Howard, dem früheren Parteichef der Tories, unter <https://www.youtube.com/watch?v=Uwlsd8RAoqI>
- Pedersen Esther Oluffa (2009): Die Mythosphilosophie Ernst Cassirers, Würzburg.
- Peters Rolf-Herbert (2009): Kaufen, plündern, wegwerfen, Stern, <https://www.stern.de/wirtschaft/news/heuschrecken-investoren-kaufen--pluendern--wegwerfen-3754228.html>
- Pfundstein Karin: Hier spricht Berlin, Deutsches Rundfunkarchiv, <https://www.dra.de/de/entdecken/1945-der-krieg-ist-aus/hier-spricht-berlin-die-erste-sendung-des-berliner-rundfunks-nach-kriegsende/>
- Pias Claus (2000): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard, Stuttgart.
- Plasser Fritz/Ullrich Peter A./ Welan Manfred (Hg.) (1985): Demokratierituale. Zur politischen Kultur der Informationsgesellschaft, Wien.
- Platenkamp Jos D. M. (2004): Über die gesellschaftliche Relevanz der Ethnologie, in: Bertels Ursula/Baumann Birgit/Dinkel Silke/Hellmann Irmgard (Hg.): Aus der Ferne in die Nähe. Neue Wege der Ethnologie in die Öffentlichkeit, München, 21-32, Berlin.
- Platon (1940): Gorgias, in: Plato: Sämtliche Werke. Band 1, 301-410, Berlin.
- Plessner Helmuth (1982): Gesammelte Schriften VII. Ausdruck und menschliche Natur, Frankfurt am Main.

- Plett Heinrich (Hg.)(1969): Die Aktualität der Rhetorik, München.
- Pörksen Bernhard (1/1997): „Die unaufhebbare Endgültigkeit der Vorläufigkeit“. Im Gespräch mit Siegfried J. Schmidt, *Communicatio Socialis*, 17-27.
- Pörksen Bernhard (1/1998): „Die Naturgesetze können von uns geschrieben werden“. Im Gespräch mit Heinz von Förster, *Communicatio Socialis*, 47-61.
- Pörksen Bernhard (4/1998): Was im Kopf eines anderen vorgeht, können wir nie wissen. Im Gespräch mit Ernst von Glasersfeld, *Communication Socialis*, 386-404.
- Pörksen Bernhard (2/2000): „Journalismus macht aus allem Journalismus“. Im Gespräch mit Siegfried Weischenberg, *Communicatio Socialis* 132-150.
- Pörksen Bernhard (1/2001): Sind soziale Systeme autopoietisch? Im Gespräch mit Humberto R. Maturana, in: *Communicatio Socialis*, 52-65.
- Pörksen Bernhard(4/2002): „In einer Welt der Simulation wird das Reale zur Obsession.“ Im Gespräch mit Norbert Bolz, *Communicatio Socialis*, 439-458, Baden-Baden.
- Pörksen Bernhard (2011): Schlüsselwerke des Konstruktivismus, Wiesbaden.
- Pörksen Bernhard (2015): Die Beobachtung des Beobachters. Eine Erkenntnistheorie der Journalistik, Heidelberg.
- Pörksen Bernhard (2/2018): Die neuen Wahrheitskriege, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*. Jg. 10, Heft 19, 69-76.
- Powelz Mike/Slomka Marietta (22.3.2018): Ich hätte manchmal gern mehr Zeit für Interviews, in: *Goldene Kamera*, <https://www.goldenekamera.de/tv/artic-le213793073/Marietta-Slomka-Ich-haette-gern-mehr-Zeit-fuer-Interviews.html>
- Prodoehl Hans Gerd (2/1989): Modell und Wirklichkeit. Legitimationsprobleme des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Politische Vierteljahresschrift*, <https://www.jstor.org/stable/24196914>
- Prutz Robert E. (1971/1845): Geschichte des deutschen Journalismus, Göttingen.
- Raboy Marc/Bruck Peter A (Hg)(1989): *Communication for and against Democracy*, Montreal.
- Radunski Peter (1980): *Wahlkämpfe*, München.
- Raetzsch Christoph/Dittmar, Jakob F. (2009): *Wider die Simulation: Medien und symbolischer Tausch. Revisionen zum Frühwerk Jean Baudrillards*, Berlin.
- Rath Matthias (2014): *Ethik der mediatisierten Welt*, Wiesbaden.
- Reckwitz Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten*, Berlin.
- Redelfs Manfred (1996): *Investigative Reporting in den USA. Strukturen eines Journalismus der Machtkontrolle*, Opladen.
- Reibenschuh Gernot (1997): *Menschliches Denken. Eine systematische Studie am Boden der Kantischen Philosophie*, Berlin/New York.

- Reichert Thomas (11/2005): Was soll ich tun? Anhaltspunkte ethischer Orientierung im Denken Martin Bubers, in: Im Gespräch. Hefte der Martin-Buber-Gesellschaft) http://www.freies-lektorat-reichert.de/Aufsaeetze/Ethische_Orientierung.pdf
- Reinecke Jost (1991): Interviewer- und Befragtenverhalten. Theoretische Ansätze und methodische Konzepte, Opladen.
- Reinle Dominik (3.7.2005): Hörfunk und Fernsehen in der Nazizeit I, WDR: <https://www1.wdr.de/archiv/rundfunkgeschichte/rundfunkgeschichte124.html>
- Reinle Dominik (2005): Streit um Fernsehkompetenzen, WDR: <https://www1.wdr.de/archiv/rundfunkgeschichte/rundfunkgeschichte122.html>
- Reinle, Dominik (5.7.2005): Demokratie aus dem Äther, WDR: <https://www1.wdr.de/archiv/rundfunkgeschichte/rundfunkgeschichte116.html>
- Requate Jörg: (2/2006): Zeithistorische Forschungen: „Zur Person“ Günter Gaus, <https://zeithistorische-forschungen.de/2-2006/id%3D4653>
- Ricken Friedo (2007): Philosophie der Antike, Stuttgart.
- Roesler Alexander/Stiegler Bernd (2008): Philosophie in der Medientheorie. Von Adorno bis Žižek, München.
- Roger Derek/ Bull Peter/ Smith Sally (1988): The Development of a comprehensive system for classifying interruptions, Bristol.
- Rohr Christian: Zur Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung von Heuschreckenplagen in Mitteleuropa im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, Universität Erfurt, Vortrag vom 15.6.2010, https://www.db-thueringen.de/servlets/MCRFileNodeServlet/dbt_derivate_00023892/Rohr_Heuschreckenplagen.pdf
- Ruchatz Jens (2014): Die Individualität der Celebrity. Eine Mediengeschichte des Interviews, Konstanz.
- Rüffert Christine (2/2019): Film as Instrument of Social Enquiry: The British Documentary Film Movement of the 1930s, in: Research in Film and History. Research, Debates and Projects 2, 1-10.
- Ruhrmann Georg/Woelke Jens/Maier Michaela/Diehlmann Nicole (2003): Der Wert von Nachrichten im deutschen Fernsehen. Ein Modell zur Validierung von Nachrichtenfaktoren, Opladen, LfM-Schriftenreihe Medienforschung.
- Ruß-Mohl Stephan (1/2017): Journalismus und Gemeinwohl in der Desinformati- onsökonomie, in: Communicatio Socialis, 50-63.
- RyteWiki (2019): Was ist eigentlich ein Blogger? <https://de.ryte.com/wiki/Blogger>
- Sacks Harvey (1984): Notes on methodology, in: Atkinson/Heritage (Hg): Structures of Social Action, 21-27, Oxford.
- Sacks Harvey/Schegloff Emanuel/Jefferson Gail (4/1974, 696-735): A simplest systematics for the organisation of turn-taking in conversation, in: Language, https://pure.mpg.de/rest/items/item_2376846_3/component/file_2376845/content

- Sarcinelli Ulrich (1987): Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft, Bonn.
- Sarcinelli Ulrich (1987): Symbolische Politik. Zur Bedeutung symbolischen Handelns in der Wahlkampfkommunikation der Bundesrepublik Deutschland, Opladen.
- Sarcinelli Ulrich (2002): Medienkompetenz in der politischen Bildung, in: Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/apuz/25559/medienkompetenz-in-der-politischen-bildung>
- Sarcinelli Ulrich/Tenscher Jens (Hg.) (2003): Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Beiträge zu Theorie und Praxis moderner Politikvermittlung, Baden-Baden.
- Saxer Ulrich (2/1992): Thesen zur Kritik des Konstruktivismus, in: *Communicatio socialis*, 180-182.
- Schatz Heribert/Rössler Patrick/Nieland Jörg-Uwe (Hg.) (2002): Politische Akteure in der Mediendemokratie, Wiesbaden.
- Schatz Sabrina (16.8.2017): Angela Merkel auf Youtube: "Machen Sie sonst nur ... Selbstdarstellung?", in: Augsburgs Allgemeine, <https://www.augsburger-allgemeine.de/politik/Angela-Merkel-auf-Youtube-Machen-Sie-sonst-nur-Selbstdarstellung-id42410996.html>
- Schegloff Emanuel (2007): *Sequence organisation in interaction: A primer in conversation analysis*, Cambridge.
- Schegloff Emmanuel (2006): Interaction: the infrastructure for social institutions, the natural ecological niche for language, and the arena, in which culture is enacted, in: Nick. J. Enfield/Levinsons Stephen C. (Hg.): *Roots of human sociality, culture, cognition and interaction*, 70-96.
- Schegloff Emanuel/Sacks Harvey (4/1973): Opening Up Closings, in: *Semiotica VIII*, 289-327.
- Schenk Michael/Niemann Julia/Briehl Anja (26.5.2014): Blogger 2014. Das Selbstverständnis von Themenbloggern und ihr Verhältnis zum Journalismus, <https://www.fachjournalist.de/blogger-2014-das-selbstverstaendnis-von-themenbloggern-und-ihr-verhaeltnis-zum-journalismus/>
- Schicha Christian (2007): Legitimes Theater? Inszenierte Politikvermittlung für die Medienöffentlichkeit am Beispiel der "Zuwanderungsdebatte", Berlin.
- Schicha Christian (3/2002): Inszenierte Berichterstattung und politische Bildung, in: *Medienimpulse*, https://www.mediamanual.at/mediamanual/themen/pdf/diverse/39_Schicha.pdf
- Schicha Christian(2010): Philosophische Ethik, in: Schicha Christian/Brosda Carsten (Hg.)(2010): *Handbuch Medienethik*, 21-40, Wiesbaden.
- Schicha Christian/Brosda Carsten (Hg.)(2010): *Handbuch Medienethik*, Wiesbaden.

- Schimank, Uwe (2010): Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie, Weinheim, Basel.
- Schmidt Siegfried J. (1/1997): Die unaufhebbare Endgültigkeit der Vorläufigkeit, in: *Communicatio Socialis*.
- Schmidt Siegfried J. (1972): Sprache und Politik, München.
- Schmidt Siegfried J. (2000): Kalte Faszination: Medien – Kultur – Wissenschaft in der Mediengesellschaft, Weilerswist.
- Schöndorf Harald (2014): Erkenntnistheorie, Stuttgart.
- Schultz Tanjev (2006): Geschwätz oder Diskurs? Die Rationalität politischer Talkshows im Fernsehen, Köln.
- Schulz Verena (2019): Was ist rhetorische Wirkung? Zum Verhältnis von ‚Logos‘, ‚Pathos‘ und ‚Ethos‘, in: Erler Michael/Tornau Christian (Hg.): *Handbuch Antike Rhetorik*.
- Schulz Winfried (1989): Massenmedien und Realität. Die "ptolemäische" und die „kopernikanische“ Auffassung, in: Kaase Max/Schulz Winfried (Hg.): Sonderheft 30, *Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Massenkommunikation: Theorien, Methoden, Befunde, Köln.
- Schütz Alfred/Luckmann Thomas (1975): Strukturen der Lebenswelt, Neuwied.
- Schwemmer Oswald (2007): Die symbolische Existenz des Göttlichen. Mythos und Religion bei Ernst Cassirer, Berlin.
- Schwender Clemens (2001): Medien und Emotionen, Wiesbaden.
- Schwitalla Johannes (1979): Dialogsteuerung in Interviews: Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen von Politiker-, Experten- und Starinterviews in Rundfunk und Fernsehen, München.
- Searle John R./Wiggershaus Rolf/Wiggershaus Renate (2003). *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt am Main.
- Sennett, Richard (2008): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Berlin.
- Shankman Paul (3/1996): The History of Samoan Sexual Conduct and the Mead-Freeman Controversy, in: *American Anthropologist*, New Series, 555-567, <http://www.unl.edu/rhames/courses/current/shankman-mead-freeman.pdf>
- Silverman David (2002): *Qualitative Research Theory, Method and Practice*, London.
- Silverstone Roger (2008): *Mediapolis. Die Moral der Massenmedien*, Frankfurt am Main.
- Sinus_Milieus (2021): <https://www.ard-werbung.de/marktdaten/typologien-zielgruppen/sinus-milieus/?tab=0>
- SPIEGEL-Online (21.6.2012): Manchmal haben diese Kämpfe sogar Spaß gemacht, <http://www.spiegel.de/einestages/barbara-dickmann-die-erste-moderatorin-der-tagesthemen-a-949527.html>

- SPIEGEL-Online (8.5.2005): Und sie fraßen alles, was im Lande wuchs, <https://www.spiegel.de/kultur/und-sie-frassen-alles-was-im-lande-wuchs-a-a9868e39-0002-0001-0000-000040325421>
- SPIEGEL-Online (7.6.1970): Lieder von Lenin, <https://www.spiegel.de/content-a-?targetUrl=https%3A%2F%2Fwww.spiegel.de%2Fkultur%2Flieder-von-lenin-a-b2162e67-0002-0001-0000-000045439740&ref=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F>
- SPIEGEL-Online (10.3.2014): Keine einzige Stimme gegen Kim, <https://www.spiegel.de/politik/ausland/kim-jong-un-bei-wahlen-in-nordkorea-mit-100-prozent-zustimmung-gewaehlt-a-957765.html>
- SPIEGEL-Online (30.3.2009): Die Leute verstanden wenig und jubelten, Gespräch mit Friedrich Nowotny, <https://www.spiegel.de/spiegel/spiegelgeschichte/d-64876041.html>
- SPIEGEL- Online (13.9.2009): TV-Duell mit Merkel – Steinmeier punktet bei den Wählern, <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/tv-duell-mit-merkel-steinmeier-punktet-bei-den-waehlern-a-648715.html>
- SPIEGEL-Online (3.2.1991): „Der Feind ist verschwunden“ Interview mit Jean Baudrillard, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13487866.html>
- SPIEGEL-Online (4.10.1992): Wir sind die Säbelabteilung, <https://www.spiegel.de/politik/wir-sind-die-saebelabteilung-a-d7dd446d-0002-0001-0000-000013679256>
- SPIEGEL-Online (13/1995): Cool bleiben, nicht kalt, <https://www.spiegel.de/politik/cool-bleiben-nicht-kalt-a-73e327d0-0002-0001-0000-000009176410>
- SPIEGEL-Online (17.6.1991): Richtig oder falsch? Flotte Sprüche, freche Fragen – eine neue Generation von Fernsehjournalisten sorgt für einen neuen Ton auf dem Bildschirm. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13489417.html>
- SPIEGEL-Online (21.6.2012): Manchmal haben diese Kämpfe sogar Spaß gemacht, <http://www.spiegel.de/einestages/barbara-dickmann-die-erste-moderatorin-der-tagesthemen-a-949527.html>
- SPIEGEL-Online (21.7.2015): LeFlويد über Merkel-Interview "Klar war ich schweinenervös", <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/leflويد-ueber-sein-merkel-interview-klar-war-ich-schweinenervoes-a-1044572.html>
- SPIEGEL-Online (29.11.2013): Mehr von diesem Quatsch. Interview Gabriel Slomka. <https://www.spiegel.de/kultur/tv/kommentar-zum-zdf-interview-von-marietta-slomka-mit-sigmar-gabriel-a-936346.html>
- SPIEGEL-Online (9.11.2018). Nachrichtenspecher aus dem Computer, <http://www.spiegel.de/netzwelt/gadgets/xinhua-dieser-nachrichtenspecher-kommt-aus-dem-computer-a-1237685.html>
- Spiekermann Sarah (2019): Digitale Ethik. Ein Wertesystem für das 21. Jahrhundert, München.

- Stacha Anna (2006): Die Inszenierung sozialer Konflikte in der populären Massenkultur am Beispiel erfolgreicher Talkshows, Marburg.
- Stalder Felix (2017): Kultur der Digitalität, Berlin.
- Statistisches Bundesamt (16.5.2020): https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/_inhalt.html
- Steinebach Martin/Bader Katarina/Rinsdorf Lars/Krämer Nicole/Roßnagel Alexander (Hg.)(2020): Desinformation aufdecken und bekämpfen, Baden-Baden.
- Stephan Michael (31.1.2012): Zensur (Altbayern und Bayern). Zwischen moralischem Puritanismus und politischer Reaktion 1848-1918, [https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Zensur_\(Altbayern_und_Bayern\)#Zensur_in_der_Weimarer_Republik_1919-1933](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Zensur_(Altbayern_und_Bayern)#Zensur_in_der_Weimarer_Republik_1919-1933)
- Steuerwald Christian (Hg.)(2017): Klassiker der Soziologie der Künste, Mainz.
- Strehle Samuel (2012): Zur Aktualität von Jean Baudrillard. Einleitung in sein Werk, Wiesbaden.
- Strehle Samuel: (2017): Jean Baudrillard, in: Steuerwald Christian (Hg.): Klassiker der Soziologie der Künste, 705-731, Mainz.
- Stuiber Heinz-Werner (1998): Medien in Deutschland, Bd. 2, München.
- Süddeutsche Zeitung (12.2.2018): Manipulierte Porno-Videos. Selbst Computer-Laien können „Deepfakes“ erstellen, <https://www.sueddeutsche.de/digital/manipulierte-porno-videos-menschen-muessen-aufhoeren-ihren-augen-zu-trauen-1.3860602-2>
- Süddeutsche Zeitung (12.2.2019): von Au, Caspar: Berühmt oder gemobbt in 15 Sekunden, in <https://www.sueddeutsche.de/digital/tiktok-video-app-tipps-1.4326540>
- Süddeutsche Zeitung (21.10.2018): Wulf Veronika: „Hey, bist du eine Brand?“ <https://www.sueddeutsche.de/medien/reklame-im-internet-hey-bist-du-eine-brand-1.4178674>
- Süddeutsche Zeitung (30.7.2017): Bernd Graff: Der synthetisierte Obama, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/kuenstliche-intelligenz-synchrone-lippen-1.3602629>
- Taureck Bernhard (1991): Levinas zur Einführung, Hamburg.
- Taylor Charles (1992): The ethics of authenticity, Cambridge, Massachusetts.
- Tennert Falk/Stiehler Hans-Jörg (2001): Interpretationsgefechte. Ursachenzuschreibungen an Wahlabenden im Fernsehen, Leipzig.
- Tenscher, Jens (2003): Professionalisierung der Politikvermittlung. Politikvermittlungsexperten im Spannungsfeld von Politik und Massenmedien, Wiesbaden.
- Thomaß Barbara (1998): Journalistische Ethik. Ein Vergleich der Diskurse in Frankreich, Großbritannien und Deutschland. Wiesbaden.

- Tibi Bassam (9.9.2017): Leitkultur als Integrationskonzept – revisited, in: Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/politik/extremismus/islamismus/255521/leitkultur-als-integrationskonzept-revisited>
- Toman-Banke Monika (1996): Die Wahlslogans der Bundestagswahlen 1949-1994, Wiesbaden.
- Tonnemacher Jan (1996): Kommunikationspolitik in Deutschland, Konstanz.
- Trilling Lionel (1972): Sincerity and Authenticity, London.
- Troller Georg Stefan (10/2017): Interview in: Journalist, Zeitschrift des Deutschen Journalistenverbandes.
- tz-München (19.3.2020): Instagram: Alles, was man über die Bilder-Plattform wissen sollte. <https://www.tz.de/welt/instagram-insta-filter-storyst-follower-likes-influencer-facebook-bilder-13553588.html>
- Ueding Gert/Steinbrink Bernd (2005): Die Begründung der Rhetorik in der Antike, Stuttgart, Weimar.
- Universität Erlangen-Nürnberg (26.4.2016): Mimik fremdgesteuert, <https://www.google.com/search?q=4%2Fnews%2Fnachgefragt%2Ffau-forscher-stellen-software-zur-gesichtsmanipulation-vor%2F+Mimik+fremdge-steuert&ie=utf-8&oe=utf-8&client=firefox-b>
- Universität Kiel (2017): Krisenexperimente, https://www.medienpaedagogik.uni-kiel.de/de/hinweise_links/minimale-leittexte/krisenexperimente-breaching-experiments
- Veith Werner (2004): Gemeinwohl, in: Heimbach-Steins Marianne (Hg): Christliche Sozialethik, Band 1 Grundlagen, 271-273, Regensburg.
- Veith Werner (2004): Gerechtigkeit, in: Heimbach-Steins Marianne (Hg): Christliche Sozialethik, Band 1 Grundlagen, 315-326, Regensburg.
- Veranstaltungsprotokoll (11.2.2009): Ethnologen und Journalisten: ungleiche Geschwister? <https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2016/08/ProtokollBonn.pdf>
- Verra Stefan (12.10.2015): Körpersprache Analyse: Bettina Schausten-Sigmar Gabriel, <https://www.youtube.com/watch?v=yJDt5In0khY>
- Verra Stefan (12.10.2015): Körpersprache Analyse: Bettina Schausten-Sigmar Gabriel, <https://www.youtube.com/watch?v=yJDt5In0khY>
- Villinger Ingeborg (2005): Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und die Medien des Politischen. Mit einer Studie zum Demonstrationsritual im Herbst 1989, Michigan.
- Voelke André-Jean (Hg.)(1988): Le Scepticisme Antique. Perspectives historiques et systematiques, Lausanne.
- von Ebner-Eschenbach Malte (2014): Intermediarität. Lernen in der Zivilgesellschaft. Eine Lanze für den Widerstand, Berlin.

- von Glasersfeld, Ernst (2011): Theorie der kognitiven Entwicklung, in: Pörksen: Schlüsselwerke des Konstruktivismus, 81-96.
- von Glasersfeld, Ernst (4/1998, 387-389): Was im Kopf eines anderen vorgeht, können wir nie wissen, in: *Communicatio Socialis*.
- von Rüdén Peter/Wagner Hans-Ulrich (Hg.) (2005): Nordwestdeutsche Hefte zur Rundfunkgeschichte. Vom NWDR zum WDR, <https://www.hans-bredow-institut.de/uploads/media/Artikel/cms/media/ed76a9b6275c2a16248e5dfb0194ff15ebd2affc.pdf>
- Vowe Gerhard (9.12.2016): Leitmedium Fernsehen?, Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/gesellschaft/medien-und-sport/medienpolitik/172063/leitmedium-fernsehen?p=all>
- Wagner Hans (Hg.) (1988): *Idee und Wirklichkeit des Journalismus*, München.
- Wagner Inga (2016): *Informelle politische Kommunikation. Eine Rekonstruktion des Falls Nikolaus Brender*, Heidelberg, Berlin.
- Wagner Inga (2015): *Der Fall Nikolaus Brender*.
- WDR (13.5.2015): Franz Josef Strauß im MONITOR-Kreuzfeuer (1972), WDR, <https://www.youtube.com/watch?v=20rzxU8Kxrc>
- WDR (2010): Stichtag zu Claus-Hinrich Casdorff, <https://www1.wdr.de/stichtag/stichtag4500.html>
- WDR 2-Radio (17.9.2016): Sendung Stichtag: 17. September 1941 – Todesurteile für das Hören ausländischer Rundfunksender.
- WDR Köln (2005): 40 Jahre Monitor, https://www.wdr.de/tv/applications/daserste/monitor/pdf/diesendung/40_jahre_Monitor.pdf
- Wehle Johann H. (1878): *Die Zeitung. Ihre Organisation und Technik*.
- Weigand Edda (2001): Games of power, in: Weigand Edda/Dascal Marcelo: *Negotiation and Power in Dialogic Interaction*.
- Weigand Edda/ Dascal Marcelo (2001): *Negotiation and Power in Dialogic Interaction*, Amsterdam.
- Weischenberg Siegfried (1995/2002): *Journalistik, Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation*, Band 2: Medientechnik, Medienfunktion, Medienakteure, Wiesbaden.
- Weischenberg Siegfried (2/1992): Der blinde Fleck des Kritikers, in: *Communicatio Socialis*, 171-174.
- Weischenberg Siegfried (2/2000): Journalismus macht aus allem Journalismus, in: *Communicatio Socialis*.
- Weiss Matthia (2010): Was ist ‚Inszenierte Fotografie‘? in: Blunck Lars (Hg.): *Die fotografische Wirklichkeit. Inszenierung – Fiktion – Narration*, 37-53, Bielefeld.

- Werner Micha H. (1994): Die Unmittelbarkeit der Begegnung und die Gefahren der Dichotomie: Buber, Levinas und Jonas über Verantwortung, in: Böhler Dietrich (Hg.): Ethik für die Zukunft. Im Diskurs mit Hans Jonas, 113-144, München.
- Whorf Benjamin Lee (1963): Sprache Denken Wirklichkeit (1963), Hamburg.
- Wiki: Geschichte des Interviews, http://www.interview-im-dokumentarfilm.de/wiki/Geschichte_des_Interviews
- Wilke Jürgen (1991): Auf dem Weg zur „Großmacht“: Die Presse im 19. Jahrhundert, in Wimmer Rainer (Hg.): Das 19. Jahrhundert: Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch, Berlin, 74-84, New York.
- Wilke, Jürgen (1996): Ethik der Massenmedien, Wien.
- Willems, Herbert (Hg.) (1998): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch, Opladen.
- Willemsen Roger (4.6.2004): Der interviewte Interviewer: Roger Willemsen spricht mit Günter Gaus, <https://www.medienkorrespondenz.de/leitartikel/artikel/mit-einer-frage-aufnbspdennbsplippen.html>
- Wimmer Rainer (Hg.): Das 19. Jahrhundert: Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch, Berlin, New York.
- Winkler Heinrich August (Hg.) (2004): Griff nach der Deutungsmacht. Zur Geschichte der Geschichtspolitik in Deutschland, Göttingen.
- Wladarsch Jennifer/Neuberger Christoph/Brockmann Tobias/ und Stefan Stieglitz Stefan (9/2014, 456-474): Der Bundestagswahlkampf 2013 in den Social Media, in: Media-Perspektiven, https://www.ard-werbung.de/fileadmin/user_upload/media-perspektiven/pdf/2014/09-2014_Wladarsch_Neuberger_Brockmann_Stieglitz.pdf
- Woolley Benjamin (1994) : Die Wirklichkeit der virtuellen Welten, Basel.
- Wossidlo Joachim/Roters Ulrich (Hg.) (2003): Interview und Film. Volkskundliche und ethnologische Ansätze zu Methodik und Analyse, New York, 8-17, München.
- Wrede Richard (1902): Handbuch der Journalistik, Berlin.
- Wunden Wolfgang (2005): Öffentlichkeit und Kommunikationskultur, Münster.
- ZDF (2005): Bürger fragen Politiker antworten 1976-1990, <https://www.fernsehserien.de/buerger-fragen-politiker-antworten>
- ZDF-Heute-Journal: Interview Marietta Slomka mit Sigmar Gabriel, <https://www.youtube.com/watch?v=fLOAGPBMtss>
- ZDF-Morgenmagazin (21.6.2018): Interview Dunja Hayali mit Sebastian Kurz, https://www.youtube.com/watch?v=IJ8Pa_GVabo
- ZEIT-Online (14.10.2009): Antweiler Christoph: Die Vielfalt ist begrenzt. Interview, <https://www.zeit.de/zeit-wissen/2009/06/Interview-Antweiler/komplettansicht>
- ZEIT-Online (16.10.2007): Flimmerkistchen, <https://www.zeit.de/2007/42/Handy-TV>

- ZEIT-Online (27.4.1973): Schmierentheater, <http://www.zeit.de/1973/18/schmierentheater>
- ZEIT-Online (14.7.1972): Frag nach bei den Hopi-Indianern. Neues zur Sapiir-Whorf-Hypothese, <https://www.zeit.de/1972/28/frag-nach-bei-den-hopi-indianern>.
- ZEIT-Online (5.2.2017): Pörksen, Bernhard: Sind wir an alldem schuld? <https://www.zeit.de/2017/06/donald-trump-wladimir-putin-autoritaere-weltordnung-postmoderne>
- ZEIT-Online (27.11.1987): Sichtermann Barbara: Journalisten zagen – Politiker schwafeln, <https://www.zeit.de/1987/49/journalisten-zagen-politiker-schwafeln>
- ZEIT-Online (16.1.1998): von Foerster Heinz : Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners, https://www.zeit.de/1998/04/Wahrheit_ist_die_Erfindung_eines_Luegners/seite-4
- ZDF-Pressestelle (2011): Das ZDF wird 50, <https://www.presseportal.de/pm/7840/2054889>
- Zimmermann Clemens (2006): Politischer Journalismus, Öffentlichkeiten und Medien im 19. und 20. Jahrhundert, Ostfildern.
- Zimmermann Clemens (Hg.) (2006): Politischer Journalismus, Öffentlichkeiten und Medien im 19. und 20. Jahrhundert, Ostfildern.
- Zubayr Camille/Geese Stefan/Gerhard Heinz (12/2009): Berichterstattung zur Bundestagswahl aus Sicht der Zuschauer, Media-Perspektiven, <https://www.ard-werbung.de/media-perspektiven/fachzeitschrift/2009/artikel/berichterstattung-zur-bundestagswahl-2009-aus-sicht-der-zuschauer/>



8 Anhang



Abschrift der Interviews

Interview mit Marietta Slomka (ZDF) und Sigmar Gabriel (SPD)

Dieses Interview lief am 28.11.2013 im Heute-Journal des ZDF. Länge 7‘47“.

Abkürzung: Sl = Slomka, Gab = Gabriel¹

Sl: Sie haben mit vielen Parteimitgliedern gesprochen. Und wenn man da genau zugehört hat, dann hat man gemerkt, da gibt’s doch noch einigen Gegenwind. Also ein Selbstläufer wird das wohl nicht.

Gab: Also, da müssen Sie hier nicht zugehört haben, wenn sie diese Meinung haben. Hier gab’s ne große Zustimmung zu dem, was wir machen. Aber das hat man vielleicht in Mainz nicht hören können.

Sl: Doch, aber ich habe auch Mitglieder gehört, die gesagt haben, ich kann dem nicht zustimmen, weil z. B. der Mindestlohn nicht schnell genug kommt. Sie haben z. B. sehr lange darum werben müssen, dass Ihre Parteimitglieder verstehen, dass es eigentlich keine Alternative gibt, dass z. B. eine Minderheitenregierung nicht in Frage kommt. Also, wenn das alles so klar wäre, dann müssten Sie sich doch diese Mühe gar nicht geben, um für Ihre Überzeugung zu kämpfen.

Gab: Verstehen Sie, wenn die Gewerkschaften, wenn die IG-Metall, wenn Ver.di, wenn der DGB den SPD-Mitgliedern empfiehlt, sie sollen zustimmen, dann scheint das ja nicht ganz blöd zu sein, was wir da machen. Und wenn der FDP-Vorsitzende, Herr Lindner, erklärt, der Koalitionsvertrag sei ein sozialdemokratisches Programm, dann scheinen wir ja nicht alles falsch gemacht zu haben. Ich mache mir überhaupt keine Sorgen. Natürlich gibt’s Fragen dazu, das ist doch logisch. Es wär ja auch komisch wenn’s keine gäbe. Jedenfalls hier in Hessen, hier sind fast 1000 Sozialdemokratinnen und -demokraten versammelt, das war eine richtig fröhliche Veranstaltung. Und ich finde, das ist richtig gut, was wir machen. Das wird die SPD zusammenführen. Wir haben inzwischen zweieinhalbtausend Neueintritte, weil die Leute merken, bei uns kann man bei der Politik nicht nur mitdiskutieren, sondern mitbestimmen. Ich finde, es ist ne tolle Stimmung in der SPD.

Sl: Stichwort ‚in der Politik mitbestimmen‘. Eine solche Mitgliederbefragung nach Koalitionsverhandlungen ist ja ein Novum. Das hat es ja noch nicht gegeben. Und es gibt durchaus verfassungsrechtliche Bedenken dagegen, ob sich das eigentlich mit unserer parlamentarischen repräsentativen Demokratie verträgt. Haben Sie, als Sie sich für diese Basisentscheidung entschieden haben, sich solche Gedanken, solche auch verfassungsrechtliche Gedanken eigentlich auch gemacht?

¹ Das Interview ist online abrufbar unter:
<https://www.youtube.com/watch?v=qrVs3BKzZIK>

Gab: Nee, weils ja auch Blödsinn ist. In der Verfassung stehen die Parteien drin. Die sollen an der Willensbildung des deutschen Volkes teilnehmen. Es gibt ein Parteiengesetz, das uns zur innerparteilichen Demokratie verpflichtet. Das Parteiengesetz lässt uns natürlich offen, wie wir das machen. Und wieso soll eigentlich direkte Demokratie in einer Partei verboten sein. Den Verfassungsrechtler, der so was behauptet, würde ich gerne mal kennenlernen.

Sl: Nee, das behaupten die auch gar nicht, die Verfassungsrechtler. Sondern die weisen z. B. – das ist ein Kritikpunkt – darauf hin, dass es in der Bundesrepublik Deutschland kein imperatives Mandat gibt, dass die Abgeordneten laut Artikel 38 des Grundgesetzes frei sind in ihrer Entscheidung. Aber die SPD-Basis schreibt ihren Abgeordneten jetzt eigentlich vor, wie sie abzustimmen haben.

Gab: Nee, das ist völlig falsch, was Sie sagen. Sie schreibt dem SPD-Parteivorstand vor, ob er einen Koalitionsvertrag mit der Union am Ende eingehen soll oder nicht. Die Abgeordneten sind sowieso frei in ihrem Mandat, und ich meine, was ist da-ran eigentlich auszusetzen, dass man mal die Menschen, die in einer Partei Mitglied sind, fragt, ob sie die Dinge, die die Führung macht, gut finden. Ich sag Ihnen, es wird was ganz anderes passieren: Was die SPD jetzt macht, das wird nicht nur gut gehen, sondern es wird Schule machen. Menschen, die heute in die Politik gehen, einer Partei beitreten, die wollen doch nicht nur Beitrag zahlen. Die wollen doch auch was zu sagen haben... (*gleichzeitig mit Slomkas ersten Worten*)... Das ist doch kein Stimmvieh.

Sl: Das aber heißt, das ist total interessant, das ist ganz interessant, was sie da sagen. Das heißt, wenn man in eine Partei eintritt, dann ist man sozusagen ein besserer Wähler, weil man nämlich noch ein zweites Mal abstimmen darf, als Nichtpartei-mitglieder. Es gibt 62 Millionen Wahlberechtigte in Deutschland, und nur 470 000 SPD-Parteimitglieder, und die haben jetzt viel mehr Einfluss auf die Bundesregierung und diese Koalitionsverhandlungen als normale Nichtpartei-mitglieder. Ist das wirklich so ganz einwandfrei demokratisch und jeder, der das in Zweifel zieht, redet Blödsinn?

Gab: Na gut, wenn wir das so machen wie bei der CDU, wo nur der Vorstand entscheidet, oder bei der CSU, wo nicht einmal ein Parteitag stattfindet, dann entscheiden ja noch weniger Menschen über das Schicksal der deutschen Demokratie. Seien Sie mir nicht böse, Frau Slomka, aber ich kann Ihre Argumente nicht wirklich ernst nehmen. Die Wählerinnen und Wähler haben ein Parlament gewählt und in diesem Parlament müssen sich Mehrheiten bilden. Die Parteien sind durch die Verfassung und durch Parteiengesetz darauf verpflichtet, ihre Meinungsbildung in den Parteien auf demokratischem Weg herbeizuführen. Und es ist keine bessere Demokratie in der Partei, wenn nur ein Vorstand entscheidet, oder ein Parteitag, sondern natürlich ist es besser, wenn die Mitglieder einbezogen werden. Und es ist nicht so, dass die Wählerinnen und Wähler weniger Rechte haben.

Sl: Also ...

Gab: Wir haben ein Parlament gewählt, und wie die Mehrheitsbildung da stattfindet, entscheidet sich an den Inhalten und an den Willensbildungsprozessen...

Sl: Aber das, was die Wähler ... was die Wähler ... (*gleichzeitig*)

Gab: Bei anderen Parteien, Frau Slomka, – bei anderen Parteien, Frau Slomka, entscheiden kleine Gruppen, da entscheiden noch weniger Menschen über das Schicksal – in ihrer Argumentation – Deutschlands, und bei uns tun das immerhin 470 000 Mitglieder. Ich weiß nicht warum das schlecht sein soll.

Sl (dazwischen): Ich dachte eigentlich, dass in Deutschland alle Gewalt vom Volke ausgeht und dass das Wahlvolk entscheidet.

Gab: Ja, was macht dann aber die CDU. Wie hat denn der Wähler nun entschieden. Der hat entschieden, (*Gabriel kommt ins Stottern, wird etwas aufgeregt*) Frau Merkel vertritt die stärkste Fraktion und die stärkste Partei. Aber der Wähler hat nicht entschieden, dass sie die absolute Mehrheit hat. Und nun gibt es Koalitionsverhandlungen, um zu klären, mit wem wird eine Mehrheit gebildet. Und in der CDU entscheiden darüber auch nicht die Wähler, sondern der Parteivorstand der CDU und der Parteivorstand der CSU. Das sind viel weniger Menschen als bei der SPD. Tun Sie mir einen Gefallen: Lassen Sie uns den Quatsch beenden,

Slomka und Gabriel gleichzeitig:

Gab: Das hat doch mit der Wirklichkeit nichts zu tun.

Slomka: Der Quatsch wird von sehr ernsthaften Wissenschaftlern diskutiert und dem kann man sich doch auch mal stellen.

Gleichzeitig Gabriel: Wir kriegen ... wir kriegen in zwei Wochen ...

Sl: Aber lassen Sie uns noch über was Anderes reden.

Gab: Das tu ich doch gerade.

Sl: Sie sagen, das ist Quatsch. Das ist jetzt ne besondere Form der Argumentation. Aber wenn Sie Ihre Parteimitglieder so ernst nehmen, warum ...

Gab: Ich habe ja versucht, Frau Slomka, ... es wird ja nicht besser, wenn wir uns gegenseitig so behandeln.

Sl: Ich behandle Sie gar nicht, ich stelle nur fest.

Gab: Ich nehme die Mitglieder der SPD ernst, weil ich der Vorsitzende der SPD bin. Und ich habe Ihnen argumentiert, warum ich das nicht für sehr tragfähig halte. Und ich kenne auch keinen Verfassungsrechtler, der sich dieser Debatte öffentlich stellt.

Sl: Der Herr Prof. (Christoph) Degenhart, Scholz ... und noch einige andere, stehen ja in der Zeitung ...

Fast gleichzeitig Gab: In anderen Ländern ... Es stimmt nicht, was Sie sagen.

Sl: Doch. Das können Sie nachlesen.

Gab: Es ist nicht das erste Mal, dass Sie in Interviews mit Sozialdemokraten nichts anderes versuchen als uns das Wort im Mund umzudrehen.

Sl dazwischen: Herr Gabriel, Sie werden mir jetzt bitte nichts unterstellen.

Gab dazwischen: Gucken Sie ins Parteiengesetz ...

Sl: Die Kritik, die ich genannt habe, steht in Zeitungen, von Professoren, die darüber diskutieren und das ernstnehmen, – ist das eigentlich o.k.? Man muss das ja nicht so sehen, aber man kann darüber zumindest diskutieren.

Gab: Ja, aber das wird bedeuten, dass offensichtlich – das habe ich ja gesagt – eine kleine Gruppe, ein Vorstand einer Partei entscheiden darf, und eine große Gruppe in einer Partei darf nicht entscheiden. Des ist ne komische Argumentation. Deswegen finde ich die Quatsch und – wir müssen in der Frage ja nicht einer Meinung sein.

Sl: Überhaupt nicht. Es geht ja auch nicht um meine Meinung. Ich trage ja auch nur Meinungen von anderen an Sie heran. Aber wenn Sie Ihre SPD-Mitglieder so ernst nehmen, warum dürfen die nicht auch über den Ressortzuschnitt und die Köpfe in den Ministerien entscheiden.

Gab: Weil die SPD-Mitglieder – und zwar in ganz großer Zahl – uns darum gebeten haben, eine Sachentscheidung zu treffen und nicht über Personal. Ich respektiere, dass viele in den Medien sagen, wir wollen aber wissen, wer da was wird. Aber in diesem Fall wollen ja ausnahmsweise mal unsere Mitglieder in der Sache debattieren und nicht über Personal. Und das respektiere ich. Mit wäre übrigens beides recht gewesen. Aber ich respektiere die Auffassung meiner Mitglieder.

Sl: Herr Gabriel, danke für das Gespräch.

Gab (mit hoher Stimme): Bitte.

Interview mit Dunja Hayali (ARD/ZDF) und Sebastian Kurz (österreichischer Bundeskanzler)

Dieses Interview lief am 18.1.2018 im Morgenmagazin von ARD und ZDF, Länge 10'16". Abkürzung H = Hayali, K = Sebastian Kurz²

H: Mit 24 Staatssekretär, mit 27 Außenminister, mit 30 an der Spitze der ÖVP, jetzt ist er 31 und steht an der Spitze Österreichs, Sebastian Kurz, herzlich Willkommen. Schön, dass sie zu uns gekommen sind – trotz Erkältung.

(Kurz bleibt stoisch, nickt und bedankt sich mit zurückhaltendem Lächeln, linke Hand hält die rechte am Tisch fest.)

K: Schönen guten Morgen, schönen Dank für die Einladung.

H: Wollen wir zunächst über Europa sprechen. Wie weiter mit Europa, fragen sich natürlich viele, Deutschland und Frankreich wollen da ein vertieftes Europa, Sie eher nicht. Wie kann denn eine Reform in Ihren Augen aussehen? Nennen Sie uns mal einen Ihrer Kernpunkte.

K: Viele diskutieren ja, ob mehr Tiefe oder (Handbewegung von links nach rechts) oder weniger Europa, und ich glaub, beides gleichzeitig ist der richtige Weg, nämlich in unterschiedlichen Bereichen. Ich wünsch mir ein Europa der Subsidiarität, also eine europäische Union, die stärker und tiefer zusammenarbeitet in den Bereichen, wo's Zusammenarbeit braucht, und die sich zurücknimmt in kleinen Fragen, wo Mitgliedsstaaten oder Regionen sehr gut alleine entscheiden können. Also mehr (unterstreicht mit Geste) Zusammenarbeit zum Beispiel in der Sicherheits-, Außen- und Verteidigungspolitik, aber Ideen wie eine Sozialunion und anderes, da glaub ich, können die Mitgliedsstaaten sehr gut alleine arbeiten.

H: Also Haushalt, EU-Finanzminister und so was, das lehnen sie ab, da – sagen Sie – da stärken wir die Nationalstaaten?

K: Naja, wir ham ja ein EU-Budget, es gibt gerade Verhandlungen darüber, ob es mehr braucht oder ob es machbar ist, auch sparsamer zu werden, wenn ein Teil der Bevölkerung durch den Brexit und somit auch ein Teil des Budgets wegfällt, und auf der andern Seite gibt's natürlich die Fragen, braucht's einen EU-Finanzminister oder nicht. Da bin ich eigentlich einer Meinung mit der Kanzlerin, dass das wahrscheinlich nicht das Erste ist, was man braucht.

H: Sie waren sich gestern sowieso in einigen Punkten einig, wir ham's auch grad schon mal gehört, zum Beispiel, was den Schutz der EU-Außengrenzen anbelangt, stärkere Hilfe vor Ort, z. B. auch in Afrika, wurde da erwähnt, effizienteres Ausgeben der EU-Gelder, – und dann gibt's natürlich Dinge, wo sie sich uneinig sind (*Kurz nickt*), oder sagen wir mal, andere Schwerpunkte oder Akzente setzen, – Finanzpolitik hatten wir gerade schon, Flüchtlinge aber auch. Sie halten die Diskussion um die

2 Interview online abrufbar unter:
<https://www.youtube.com/watch?v=ElkGF5SzRHw.2018>

Quote, um die Verteilung der Flüchtlinge, die ja immer noch in Griechenland und Italien festsitzen, – diese Länder sind damit überfordert, Sie finden eine Verteilung nicht richtig. Was ist denn Ihr Alternativvorschlag zur Quote?

K: Also, zunächst einmal, – Verteilung kann schon Sinn machen, das hab ich auch nie bestritten. Was mich an der Diskussion stört, ist dieser unendlich starke Fokus auf die Idee der Verteilung, die so nicht funktioniert. Wir ham in den letzten Jahren viel zu wenig fokussiert auf den Außengrenzschutz, auf die Hilfe vor Ort, auf den Versuch, gegen Schlepper anzukämpfen und ham in der euro ...

(wird von H. unterbrochen): Jetzt sind diese Menschen ja da.

K: Ja, und ham in der europäischen Union oft behauptet, wir lösen das Thema durch die Verteilung. Und da hab ich immer widersprochen und das werd ich auch weiterhin tun. In den letzten Jahren ist es gelungen, gerade mal 30-tausend Menschen in der europäischen Union zu verteilen. So viele sind im Jahr 2015 in 48 Stunden in Europa angekommen. Also, jeder der so tut, als wäre die Verteilung die Lösung, der sollte nach einigen Jahren jetzt feststellen, damit werden wir's nicht lösen.

H: Ja, weil die Verteilung nicht funktioniert, weil sich die Mitgliedsstaaten ja wehren, unter anderem auch Sie (*Kurz runzelt die Stirn*), und auch Ungarn und auch andere Länder...

K (*stärkeres Stirnrunzeln, er unterbricht*): Aber Entschuldigung...Einen Satz dazu... Wenn sich die Mitgliedsstaaten dagegen wehren...

H: Aber noch einmal, Herr Bundeskanzler ...

K: Einen Satz noch, weil sich die Mitgliedsstaaten wehren, da möchte ich ein bisschen widersprechen. Österreich hat nach Schweden die zweitmeiste Zahl an Flüchtlingen in der europäischen Union pro Kopf aufgenommen, – mehr als Deutschland. Wir ham auch Menschen über relocation, also über die Verteilung aufgenommen. Der Punkt ist nur, es wehren sich nicht nur einige Mitgliedsstaaten, sondern die Flüchtlinge sind ja gar nicht bereit, in Länder wie Bulgarien, Rumänien oder Polen zu gehen. Und selbst wenn wir sie unter Polizeigewalt dorthin schaffen würden, würden sie nach einigen Jahren wieder nach Deutschland, Österreich oder Schweden ziehn.

H: Dass sich Flüchtlinge nicht aussuchen...

K: Das System ist nicht die Lösung...

H: Dass sich Flüchtlinge nicht aussuchen können, wo sie hingehen oder hin sollen, das, glaube ich, ist nicht zu diskutieren, aber nochmal die Frage: Italien und Griechenland, dort sitzen ja viele Flüchtlinge, und EU-Außenschutz und Hilfe vor Ort, alles klar... Was machen wir mit diesen Flüchtlingen?

K: Aber Österreich hat 150 000 Menschen aufgenommen, die sind auch bei uns. Also, wenn Sie jetzt über Griechenland und Italien sprechen, dann sprechen Sie über Länder (*gestikuliert heftiger mit rechter Hand*), die pro Kopf deutlich weniger Flüchtlinge aufgenommen haben als Österreich. Also, man muss mir schon erklären, warum die Verteilung von Ländern, die zweifelsohne belastet sind, in Länder wie Österreich,

die noch belasteter sind, ähm, unbedingt gerecht ist. Also, wir haben mehr aufgenommen als Griechenland und Italien. Also Sie könnten auch sagen, Österreich ist belastet.

H: Gut ...

K: Ich glaub, um das abzukürzen. Wir ham mit sehr viel Mühe 30 000 Menschen verteilt. Vielleicht schaffen wirs, noch 20 000 zu verteilen. Mir soll das alles recht sein. Nur reden wir uns nicht ein, dass wir damit die Migrationsfrage lösen.

H (*leise dazwischen*): Das habe ich nicht behauptet.

K: In Afrika gibt's Ende des Jahrhunderts 4 Milliarden Menschen, also die Lösung wird der Außengrenzschutz und die Hilfe vor Ort sein, sicherlich nicht die Diskussion über die Verteilung.

H: Endlosdiskussion, aber man könnte jetzt Ungarn anführen, die haben so gut wie überhaupt keine aufgenommen. Aber lassen Sie uns zu Ihrem Koalitionspartner kommen, der rechts-populistischen FPÖ. Die haben jetzt 6 Ministerien inne, u.a. das Innenministerium und das Verteidigungsministerium. Jetzt ist es bekannt, dass einige der FPÖ-Politiker, aber auch Minister, eine gewissen Nähe zu Rechtsaußen und auch zur identitären Bewegung haben. Wie war das bei Ihnen in den Verhandlungen. Wo haben Sie eigentlich die Grenze gezogen bei halbrechts, rechtsaußen, rechtsextrem, Halbneonazi, Vollneonazi, – wo ist Ihre Grenze.

K: Also, zunächst mal: Gottseidank gibt's in Österreich eine eindeutige Gesetzeslage. Wir ham ein sehr strenges Verbotsgesetz. Wir ham klare gesetzliche Regelungen, was im Bereich der Demokratie in Österreich legitim und erlaubt ist, und was nicht. Das heißt, eine Grenze für jeden, für mich, für Sie, aber auch für jeden andern Politiker oder Journalisten ist das Strafrecht, sind gesetzliche Regelungen, und darüber hinaus gibt es schon noch so etwas wie Meinungsfreiheit, – und das ist gut so. Und wir ham in Österreich freie, faire Wahlen gehabt. Bei dieser Wahl ist meine Partei, die Volkspartei, die Schwesterpartei der CDU/CSU, massiv gestärkt worden (*größere Gestik*). Wir ham klar die Wahl gewonnen. Und es gab eine zweite Partei, nämlich die freiheitliche Partei, die auch stark zugelegt hat und auf 26 % der Stimmen gekommen ist. Die Sozialdemokratie hat gesagt, sie möchte nicht regieren, ist sofort in Opposition gegangen. Und wir ham daher mit der FPÖ eine Regierung gebildet, ham ein Regierungsprogramm niedergeschrieben, das klar proeuropäisch ist, das gut ist für das Land. Dieses Regierungsprogramm gilt und (*Kurz wird entspannter. Lächelt*) jetzt sollte man uns am Programm und an den Taten messen.

H: Jetzt ist es aber auch so, dass man natürlich Rassismus, Antisemitismus und andere Dinge nicht einfach ablegt, nur weil man Minister geworden ist. Das Regierungsprogramm, das Sie jetzt verfasst haben, entspricht überhaupt nicht den Aussagen der FPÖ, also ham Sie da äh den Schaf äh den, das Schaf im Wolfspelz gekauft? – Nur um zu regieren.

K: Nein, immer wenn man eine Koalition bildet, – das erleben Sie ja auch in Deutschland – äh gibt's zwei Parteien oder mehrere, äm, die eine Koalition bilden und somit auch Inhalte durchsetzen und sich einbringen. Und genau so, wie's mir gelungen ist,

in der Europapolitik, äh, den Kurs vorzugeben für diese Regierung, gab's andere Bereiche, wo sich die FPÖ durchgesetzt hat. – Und ein Wort nur (*schaut angestrengt*) zu dem Antisemitismus, weil mir das wichtig ist: Das Regierungsprogramm tritt so klar gegen Antisemitismus auf wie noch keins in der Geschichte Österreichs zuvor. Und was das Verhältnis zu Israel betrifft, ist das Regierungsprogramm deutlich pro Israel oder deutlich stärker pro Israel als Regierungsprogramme zuvor. Also hier kann man uns definitiv keinen Vorwurf machen. Und das ist auch gut so.

H: Ihnen nicht, aber sicherlich einigen FPÖ-Politikern, denn da gab's rassistische und antisemitische Aussagen. Sie haben schon gesagt, da werden Sie auch eingreifen und rote Linien ziehen. (*Kleine Pause*) Ich würde gerne zu einem anderen Thema kommen: Die Schweiz stimmt am 4. März ab über die Abschaffung der Gebühren für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Auch wir in Deutschland haben Diskussionen darüber, angefeuert natürlich auch durch die AfD. Wie stehen Sie eigentlich zum Öffentlich-rechtlichen Rundfunk und zu Gebühren?

K: Also, die Diskussion über die Gebühren, die gibt's bei uns auch. Ich muss Sie enttäuschen, das ist nicht nur ein Thema, das von rechter Seite in Österreich angetrieben wird, sondern auch von liberaler Seite, und von anderen. Und wie steh ich zum Öffentlich-Rechtlichen? Ich glaub', dass ein Öffentlich-Rechtlicher durchaus Sinn macht. Er hat einen Bildungsauftrag, er hat einen Informationsauftrag. Und wenn er dem gut nachkommt, dann ist das ein Beitrag in einer vitalen Demokratie. Ich glaube aber auch, dass es vielen privaten Medien genauso gelingt, öffentlich-rechtliche Inhalte zu transportieren, auch einem Bildungs- und Informationsauftrag nachzukommen. Und als ein Mensch, der mit Wettbewerb grundsätzlich viel anfangen kann, bin ich auch im Bereich der Medien froh (*beide lächeln*), wenn es nicht nur einen Öffentlich-Rechtlichen gibt, ein Monopol sozusagen, sondern eine Breite und Vielfalt in der Medienlandschaft

H: Herr Bundeskanzler, zum Schluss noch eine etwas persönlichere Frage. Sie sind jetzt der jüngste Regierungschef Europas. Wann ist Jugend in solch einem Amt vielleicht auch von Vorteil und wo sehen Sie nach den wenigen Wochen, in denen Sie ja jetzt auch im Amt sind, vielleicht auch ein bisschen Nachteile?

K: Also, ein Nachteil ist vielleicht, dass man relativ oft auf das eigene Alter angesprochen wird. Man bringt sicherlich als junger Mensch weniger Lebenserfahrung mit als Ältere. Das ist ganz klar. Und der Vorteil ist vielleicht, dass man da und dort einen anderen Blickwinkel einbringt. Was ich für mich versucht hab in meinem Team, ist, einen guten Mix zusammenzubringen aus Frauen und Männern, Jüngeren und Älteren, politisch Erfahreneren und Menschen, die aus der Wirtschaft oder aus der Wissenschaft in die Politik eingestiegen sind. Ich glaub, wenn Politik die Breite der Gesellschaft abbildet, dann ist sie gutgestellt.

H: Herr Bundeskanzler, vielen herzlichen Dank, dass sie heute zu uns gekommen sind.

K (*Nickt*): Vielen Dank.

Politische Interviews im Fernsehen

Das Interview im Fernsehen ist eine der wichtigsten journalistischen Formen der politischen Information. Nutzer können sich über das Interview schnell und aus erster Hand informieren, Politiker können durch das Interview zeitnah zu einem aktuellen Thema Stellung beziehen.

Gleichzeitig spielt gerade im Fernsehen nicht der Inhalt die wichtigste Rolle, sondern vielmehr das Auftreten der Politiker. Immer häufiger werden sie von Beratern geschult, vom Aussehen bis hin zur Körpersprache. Immer wichtiger wird deshalb die Aufgabe des Interviewers, die Mechanismen der Inszenierung aufzuzeigen und so für Transparenz zu sorgen. Zugleich arbeiten aber auch die Redaktionen an der Inszenierung mit, weil sie im Kampf um Aufmerksamkeit mit vielen anderen Programmangeboten konkurrieren.

Politiker wie Journalisten stehen dabei vor einem ethischen Dilemma: Wie weit darf die Inszenierung von Interviews gehen, ohne dass sie manipulativ wird? Welche Normen muss der Journalist einhalten, um dem Politiker, aber auch dem Zuschauer gerecht zu werden?



Hans Oechsner

arbeitete als Fernsehjournalist, war Autor, Filmemacher, Interviewer, Morderator und Auslandsreporter in Israel, im Kosovo, in der Türkei und in Italien. Er promovierte mit der vorliegenden Arbeit an der Hochschule für Philosophie München.